

ZEITSCHRIFT
FÜR SLAVISCHE
PHILOGOLOGIE

Im Auftrage
der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz
herausgegeben von

M. VASMER und M. WOLTNER

*

Band XXII · Heft 1



HEIDELBERG 1953

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG

INHALT

I. AUFSÄTZE

VASMER, M. Reinhold Trautmann †	1
OLESCH, R., SCHROEDER, H. Schriftenverzeichnis von Reinhold Trautmann	5
SETSCHKAREFF, V. Dostojevskij in Deutschland	12
TANGL, E. Zu Griboedovs Sof'ja	40
KUNSTMANN, H. Zur volkssprachlichen Stilisierung bei Havlíček-Borovský	46
ANDERSON, W. Pfeffels „Tobackspfeife“ als russisches Soldatenlied	54
SCHWARZ, E. Die volksgeschichtlichen Grundlagen des Kreises Pirna I. . .	58
FRAENKEL, E. Hypernormalismen besonders im Baltischen	88
TRYPÚČKO, J. Zu den altbulg. Adverbia <i>dvašdi, trišti</i>	123
RÄSÄNEN, M. Das russ. Wort <i>syčúg</i> „Labmagen, abomasus“	128
TANGL, E. Zur Bildung der Multiplikativa auf <i>-šedi, -šedy</i>	129
HOLTHAUSEN, F. Bemerkungen zu Vasmers Russischem Etymologischen Wörterbuch	145
UNBEGAUN, B. O. Zum russischen Namen des Mammuts	150
RÄSÄNEN, M. Russische Ortsnamen	152
NEUMANN, F. W. Rodit's'a v rubaške (<i>soročke</i>)	153
HOLTHUSEN, J. Russisch <i>néego</i> und Verwandtes	156

II. BESPRECHUNGEN

ČYŽEVSKYJ, D. Neue Arbeiten über die alttöchechische Literatur I	160
BIELFELDT, H. H. Die Quellen der altschechischen Alexandreis. Berlin 1951, besprochen von U. Johansen	169
TUWIM, J. Pegaz dęba. Krakau 1947, besprochen von D. Čyževskyj . . .	174
LAUTH, R. Die Philosophie Dostojevskijs in systematischer Darstellung. München 1950, besprochen von U. Busch	183
AMMANN, A. M. Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte. Wien 1950, besprochen von S. Kornilovič	196
Pravda Russkaja. Hgb. B. D. Grekov. Bd. I u. II. Moskau-Leningrad 1940 und 1947, besprochen von H. Jablonowski	212
FRAENKEL, E. Die baltischen Sprachen, ihre Beziehungen zu einander und zu den indogermanischen Schwesteridiomen als Einführung in die baltische Sprachwissenschaft. Heidelberg 1950, besprochen von M. Vasmer	216
WAGNER, H. Zur Herkunft der <i>ō</i> -Verba in den indogermanischen Sprachen (mit besonderer Berücksichtigung der germanischen Bildungen). Zürich 1950, besprochen von E. Fraenkel	217
EKBLOM, R. Die frühe dorsale Palatalisierung im Slavischen. Upsala 1951, besprochen von V. Machek	223
BOCHKOVITČ, G. L'art médiéval en Serbie et en Macédoine. Architectur et Sculpture religieuse. Beograd 1951, besprochen von W. Zas-Zaloziecky	226
Bei der Redaktion eingegangene Bücher	229

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Satz und Druck: J. J. Augustin, Glückstadt
Printed in Germany

ZEITSCHRIFT FÜR SLAVISCHE PHILOGOLOGIE

Im Auftrage
der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz
herausgegeben von

M. VASMER und M. WOLTNER

*

Band XXII



HEIDELBERG 1954

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG

z 58889

29302 II

S2-12

5,00

INHALT

I. AUFSÄTZE

	Seite
AITZETMÜLLER, R. Etymologica	363
ANDERSON, W. Pfeffels „Tobackspfeife“ als russisches Soldatenlied	54
BRANG, P. Die Bedeutung des Begriffes „Achtung“ bei Puškin	304
ČYŽEVŠKYJ, D. Neue Arbeiten über die alttschechische Literatur I	160
ČYŽEVŠKYJ, D. Lexikalisches I	333
DECAUX, E. Altpolnisch <i>abych byli, iżbych uzdrowili</i>	379
FRAENKEL, E. Hypernormalismen besonders im Baltischen	88
FRAENKEL, E. Zum Verschluslaut- und Spiratenwechsel im Wurzelauslaut in mehreren indogermanischen Sprachen, besonders im Baltischen ..	383
GALTON, H. Eine altkirchenslavische Konsonantenverbindung	372
GAVAZZI, M. Beiträge zur altslavischen Kulturkunde	395
HOLTHAUSEN, F. Bemerkungen zu Vasmer's Russischem Etymologischen Wörterbuch	145
HOLTHUSEN, J. Russisch <i>nécego</i> und Verwandtes	156
KROGMANN, W. „Ackermann“ und „Tkadlec“	272
KUNSTMANN, H. Zur volkssprachlichen Stilisierung bei Havlíček-Borovský ..	46
MÜHLMANN, W. E. Zum Gedächtnis Gerhard Gesemanns	237
NEUMANN, F. W. Rodit's'a v rubaške (<i>soročke</i>)	153
NEUMANN, F. W. Ergänzungen zum Schriftenverzeichnis von Reinhold Trautmann	394
OLESCH, R., Schroeder, H. Schriftenverzeichnis von Reinhold Trautmann ..	5
OLESCH, R. Polonica 3	416
RÄSÄNEN, M. Das russ. Wort <i>syčúg</i> „Labmagen, abomasus“	128
RÄSÄNEN, M. Russische Ortsnamen	152
REPP, T. Zur Kritik der kirchenslavischen Übersetzung des St. Emmeramer Gebets im Euchologium Sinaiticum	315
SCHWARZ, E. Die volksgeschichtlichen Grundlagen des Kreises Pirna. Teil I und II	58, 243
SETCHKAREFF, V. Dostojevskij in Deutschland	12
TANGL, E. Zu Griboedov's Sof'ja	40
TANGL, E. Zur Bildung der Multiplikativa <i>-šodi, šody</i>	129
TRYPUČKO, J. Zu den altbulg. Adverbia <i>dvašdi, trišti</i>	123
UNBEGAUN, B. O. Zum russischen Namen des Mammuts	150
VASMER, M. Reinhold Trautmann †	1
VASMER, M. Etymologisches	362

II. BESPRECHUNGEN

AMMANN, A. M. Abriß der ostslavischen Kirchengeschichte. Wien 1950, besprochen von S. KORNILOVIČ	196
BIELFELDT, H. H. Die Quellen der alttschechischen Alexandreis. Berlin 1951, besprochen von U. JOHANSEN	169
BOCHKOVITCH, G. L'art médiéval en Serbie et en Macédonie. Architectur et Sculpture religieuse. Beograd 1951, besprochen von W. ZAS- ZALOZIECKY	226
EKBLOM, R. Die frühe dorsale Palatalisierung im Slavischen. Upsala 1951, besprochen von V. MACHEK	223
FRAENKEL, E. Die baltischen Sprachen, ihre Beziehungen zu einander und zu den indogermanischen Schwesteridiomen als Einführung in die baltische Sprachwissenschaft. Heidelberg 1950, besprochen von M. VASMER	216
KALIMA, J. Slaavilaisperäinen sanastomme. Helsinki 1952, besprochen von V. KIPARSKY	432
LAUTH, R. Die Philosophie Dostojevskijs in systematischer Darstellung. München 1950, besprochen von U. BUSCH	183
Pravda Russkaja. Hgb. B. D. Grekov. Bd. I u. II Moskau-Leningrad 1940 und 1947, besprochen von H. JABLONOWSKI	212
PREOBRAŽENSKIJ, A. G. Etymological Dictionary of the Russian language. New York 1951, besprochen von M. VASMER	430
SØRENSEN, H. C. Aspect et Temps en Slave. Aarhus 1949, besprochen von H. PILCH	437
TUWIM, J. Pegaz dęba. Krakau 1947, besprochen von D. ČYŽEVŠKYJ ...	174
WAGNER, H. Zur Herkunft der ē-Verba in den indogermanischen Sprachen (mit besonderer Berücksichtigung der germanischen Bildungen). Zürich 1950, besprochen von E. FRAENKEL	217
Bei der Redaktion eingegangene Bücher	229, 448

Reinhold Trautmann †

Die deutsche Slavistik hatte sich noch nicht von dem schweren Schläge erholt, den sie durch den Tod von E. Berneker und Fr. Lorentz erlitten hatte, auch noch nicht von den Opfern des letzten Krieges und seiner Nachwirkungen, und schon wieder trifft sie die Nachricht von einem besonders schmerzlichen Verlust. Am 4. Oktober 1951 ist REINHOLD TRAUTMANN einem schweren Gehirnleiden erlegen. Unsere Wissenschaft hat wiederum einen hervorragenden Vertreter verloren, unsere Zeitschrift einen ihrer wertvollsten Mitarbeiter, von dem sie seit ihrer Begründung nicht wenige Beiträge hat bringen können, mit besonderer Freude die Ortsnamenstudien und die Nachweise griechischer Vorlagen zu einzelnen Stücken des Codex Suprasliensis (Zeitschr. XI und XII).

TRAUTMANN ist am 16. 1. 1883 in Königsberg i. Pr. geboren und verdankt wohl schon der sprachlichen Buntheit seiner ostpreußischen Heimat die ersten Anregungen zum Studium der Völker Osteuropas. Immerhin fällt es auf, daß er sich nach Absolvierung des Kgl. Friedrichs-Kollegiums in Königsberg 1900 zunächst dem Studium der Theologie zuwandte; dann erst entschloß er sich zu einem Studium der neueren Sprachen, das ihn nach Freiburg i. Br. und Berlin und später wieder zurück nach Königsberg führte. Entscheidend auf seinen Entschluß, sich der Sprachwissenschaft zu widmen, wirkten wohl Fr. Kluge, Gustav Roethe, W. Schulze und vor allem A. Bezzenberger und der Königsberger Germanist O. Schade. Die Königsberger Dissertation „Germanische Lautgesetze in ihrem sprachgeschichtlichen Verhältnis“ (1906) zeigt bereits die Vorzüge von TRAUTMANNs späteren sprachwissenschaftlichen Arbeiten: die sorgfältige Materialsammlung, die gute sprachvergleichende Schulung und das vorsichtig abwägende Urteil. Nach diesem guten Anfang konnte TRAUTMANN dem Gedanken an eine Habilitation nähertreten. Er arbeitete in den folgenden Jahren in Göttingen unter der Leitung des großen schweizerischen Indogermanisten Jakob Wackernagel und habilitierte sich dort 1907 für das Fach der indogermanischen Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der baltischen und slavischen Sprachen. Die Habilitationsschrift „Die altpreußischen Sprachdenkmäler“ (1910) bietet einen Abdruck aller bekannten Sprachreste des Altpreußischen, eine grammatische Darstellung dieser Sprache und ein etymologisches Wörterbuch. Schon 1910 kam als eine verdiente Belohnung für diese

Leistung die Berufung TRAUTMANNs als ao. Professor an die Deutsche Universität in Prag, wo er Nachfolger des inzwischen an Bernekers Stelle nach Breslau berufenen Slavisten Paul Diels wurde. Dort wurde er 1920 auch Ordinarius. In Prag hatte TRAUTMANN Gelegenheit, sich mehr den slavischen Sprachen zuzuwenden. Schon vor Ausbruch des 1. Weltkrieges gab ihm ein Aufenthalt in Moskau Gelegenheit, sich praktisch mit dem Russischen zu befassen. W. Porzeziński erzählte mir um 1914 als erster von TRAUTMANNs Erfolgen auf diesem Gebiet. In Prag vertiefte sich TRAUTMANN in die altschechische Literatur. Eine Frucht dieser Studien war die kritische Ausgabe der „Altschechischen Alexandreis“ 1916. Der 1. Weltkrieg brachte TRAUTMANN nach Polen und er benutzte seinen dortigen Aufenthalt zur Abfassung seines „Polnischen Lesebuchs“. Nach dem Zusammenbruch der österr.-ungarischen Monarchie erhielt er das neubegründete Ordinariat für Slavistik in Königsberg (1921). Hier erwachte bei ihm wieder das alte Interesse für die baltischen Sprachen. Das schönste Ergebnis der nun folgenden Königsberger Jahre war das „Baltisch-slavisches Wörterbuch“ (1923), das nicht nur eine der wichtigsten Untersuchungen über das Verhältnis des baltischen Wortschatzes zum slavischen wurde, sondern auch ein für den Slavisten höchst willkommener Ersatz für die leider bis heute noch ausstehenden Teile von Bernekers Slavischem Etymologischem Wörterbuch, obgleich darin der baltische Teil ausführlicher geworden ist als der slavische. Es ist vielleicht TRAUTMANNs beste und originellste wissenschaftliche Leistung. Schon zwei Jahre nach dem „Baltisch-slavischen Wörterbuch“ war eine neue große Untersuchung fertig über „Die altpreußischen Personennamen“ (1925). Sie trat neben Gerullis' „Altpreußische Ortsnamen“ (1922) und brachte zusammen mit dieser Arbeit und mit den „Altpreußischen Sprachdenkmälern“ einen vorläufigen Abschluß der Sammelarbeit über altpreußische Sprachreste. Als ich 1925 von Leipzig dem Rufe nach Berlin als Nachfolger A. Brückners folgte, war es für mich eine besondere Freude, TRAUTMANN an erster Stelle für die Besetzung des ehrwürdigen Lehrstuhles von A. Leskien der dortigen Fakultät vorschlagen zu können, zumal er auch schon in Königsberg die Schrift über „Einige unbekannte Prager Drucke des Mikuláš Konáč aus den Jahren 1507—1511“ (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geistesw. Klasse I Nr. 5, 1925) hatte erscheinen lassen, für Sachsen mit seinen reichen Spuren böhmischer Exulantenliteratur keine geringe Empfehlung. Auf dem Leipziger Lehrstuhl hat TRAUTMANN über 20 Jahre gewirkt und ihn erst nach dem 2. Weltkriege (1948)

gegen den neubegründeten Jenaer Lehrstuhl eingetauscht, wohl schon aus dem Bedürfnis nach Ruhe, das ihm die beginnende Krankheit nahelegte. In Jena beschloß er auch sein arbeitsreiches Leben.

Während seiner Leipziger Zeit hat sich TRAUTMANN zunächst russischen Problemen zugewandt. Zuerst erschien die Übersetzung der ältesten russischen Chronik („Die altrussische Nestorchronik“, *Pověst' vremennych lét*, Leipz. 1931 = Slavisch-baltische Quellen u. Forschungen Bd. 6) mit einer ausführlichen philologischen Einleitung. Eine Auswahl aus dieser wichtigen geschichtlichen und sprachhistorischen Quelle für den Unterricht wurde später (1948) unter dem gleichen Titel als Bd. 1 der Slavistischen Studienbücherei in einer leider vereinfachten Form von TRAUTMANN herausgegeben. Wenige Jahre nach Abschluß der Nestor-Übertragung gelang TRAUTMANN die zusammenfassende Darstellung eines von ihm vorher wenig berücksichtigten Gebietes in dem Buch über „Die Volksdichtung der Großrussen“ Bd. 1 (Heidelberg 1935). Hier werden Fragen erörtert und umfangreiche Übersetzungen von Liedern geboten, deren Erforschung in Deutschland schon durch den früh verstorbenen Leipziger Literaturhistoriker Wilhelm Wollner erfolgreich in Angriff genommen, in Rußland besonders durch Alexander Veselovskij und Vsevolod Miller sowie deren Schüler in ausgezeichneter Weise gefördert worden ist, bei uns aber, abgesehen von August von Loewis of Menars schönen Schriften, in letzter Zeit vernachlässigt worden war. TRAUTMANN'S Nestorchronik und seine Volksdichtung der Großrussen haben das besondere Verdienst, weite Kreise der nichtslavistischen Historiker für russische Geschichtsquellen, klassische Philologen und Germanisten für die russische Volksdichtung und die Art ihrer Überlieferung interessiert zu haben. Starke Anregungen für die Nachbardisziplinen gingen auch von mehreren kleineren Schriften TRAUTMANN'S aus, z. B. von den Vorträgen „Das altrussische Heldenlied“ (Euphorion Bd. 27, S. 462 bis 478), „Altrussische Helden- und Spielmannslieder“ (Humboldt-Bücherei 1948 Nr. 7), „Bylinen“ (Neue Russische Bibliothek Nr. 14, 1948), „Das altrussische historische Lied“ (Sitzungsber. d. D. Akad. d. Wiss. Berlin Nr. 29, 1951).

Die Verpflichtung deutscher Ordinarien, neben dem umfangreichen Gebiet der slavischen Sprachwissenschaft auch die nicht weniger umfassende Domäne der slavischen Literaturgeschichte zu überschauen, veranlaßte TRAUTMANN besonders seit seiner Leipziger Zeit, sich immer mehr der neueren russischen Literaturgeschichte zuzuwenden. Auch hier hat er es zu selbständigen Leistungen gebracht, vgl. vor

allem die große Monographie „Zu Form und Gehalt der Novellen Turgenevs“ (Abh. d. sächs. Ges. d. Wiss. Bd. 44 (1942) Nr. 3) sowie die Studie über „Turgenev und Tschschov“, Leipz. 1948. Die Erforschung der slavischen Sprachreste in Ostdeutschland wurde jahrzehntelang von Gymnasiallehrern mit oft ungenügenden slavistischen Kenntnissen betrieben. Die Notwendigkeit einer Beseitigung der immer deutlicher spürbaren Mängel auf diesem Gebiet wurde schon lange empfunden. TRAUTMANN war für diese Arbeit durch germanistische und slavistische Schulung besonders geeignet. Unter genauer Berücksichtigung wichtiger slavistischer Vorarbeiten schrieb er das Buch über „Die wendischen Ortsnamen Ostholsteins, Lübecks, Lauenburgs und Mecklenburgs“ (Quellen u. Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins Bd. 21, 1939), das einem Bombenangriff zum Opfer fiel, nachdem die nationalsozialistische Zensur das Erscheinen des Werkes in Frage gestellt hatte. Eine 2. Auflage desselben erschien unter dem Titel „Die slavischen Ortsnamen Mecklenburgs und Holsteins“ (Abhand. d. sächs. Akad. d. Wiss., Philol. hist. Klasse Bd. 45, Nr. 3, 1950). Es folgte die große Untersuchung „Die Elb- und Ostseeslavischen Ortsnamen“, Bd. 1 und 2, Berlin 1948—1949 (=Abhand. d. D. Akad. d. Wiss. zu Berlin, Philos.-hist. Klasse 1947 Nr. 4 u. 7). Ein unübersehbar reiches Material ist in diesen Arbeiten niedergelegt. Zu bedauern ist, daß die Frage der Ausdehnung altgermanischer Stämme im voroslavischen Ostdeutschland von TRAUTMANN überhaupt nicht angeschnitten und die deutsche Kolonisation in diesen Schriften nur ganz kurz berührt worden ist. Zum Vorteile hätte diesen Untersuchungen auch gereicht, wenn ein Überblick über die Leistungen seiner Vorgänger geboten worden wäre.

Die Sorge um den Ausbau der deutschen Slavistik hat TRAUTMANN viele Jahre beschäftigt. Er spürte den Mangel an wissenschaftlichen Monographien über einzelne slavische Sprachen ebenso wie über die großen slavischen Dichter. Einen Versuch, diese Mängel zu beheben, unternahm er zusammen mit H. F. Schmid in der Programmschrift „Wesen und Aufgaben der deutschen Slavistik“, Leipz. 1927 (=Slav.-balt. Quellen u. Forschungen Nr. 1, vgl. dazu Verf.s Rezension Zeitschrift V, 235 ff), sowie in mehreren Lehr- und Lesebüchern für den akademischen Unterricht: „Polnisches Lesebuch“ Göttingen 1920, „Altrussisches Lesebuch“ Teil 1, 1949 (Slavistische Studienbücherei Nr. 3), „Kurzgefaßte russische Grammatik“ Leipz. 1948, „Russisches Lesebuch für Anfänger“, Göttingen 1947, „Die slavischen Völker und Sprachen“, Leipz. 1948. Wichtiger als diese populären Bücher war für

unsere Wissenschaft der 1925 von TRAUTMANN zusammen mit dem Unterzeichneten in Angriff genommene Plan eines „Grundrisses der slavischen Philologie und Kulturgeschichte“, der durch die Herausgabe von 12 Bänden wertvoller Monographien leider nur teilweise verwirklicht wurde und in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft nicht weiter verfolgt werden konnte.

Einer der vielseitigsten deutschen Slavisten ist unserer Wissenschaft durch das Hinscheiden TRAUTMANNs geraubt worden, dessen Andenken durch seine hervorragenden Leistungen bei uns noch lange bewahrt bleibt und für unser Ansehen im Auslande noch lange Zeit in hohem Maße förderlich sein wird.

Berlin-Nikolassee

M. VASMER

Schriftenverzeichnis von Reinhold Trautmann

Im nachstehenden Verzeichnis werden folgende Abkürzungen verwendet:

Archiv = Archiv für slavische Philologie,

BB = Bezenbergers Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen,

DLZ = Deutsche Literaturzeitung,

IF = Indogermanische Forschungen,

KZ = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen,

Zeitschrift = Zeitschrift für slavische Philologie.

1904

Etymologien. *BB* Bd. 29 [Göttingen 1904 (1905)] S. 307. 311.

1905

Zur gotischen Bibelübersetzung. *Zeitschrift für deutsche Philologie* Bd. 37, S. 253—256.

Etymologien. *BB* Bd. 30, S. 328—33.

Germanische Etymologien. *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*. Bd. 7 (Straßburg 1905/06) S. 170—171.

Germanische Etymologien. *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*. Bd. 7, S. 267 bis 270.

1906

Germanische Lautgesetze in ihrem sprachgeschichtlichen Verhältnis. Dissertation Königsberg. 1906. 8^o, 69 S.

Register zu Band 30 der Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen. Göttingen 1906.

1907

Etymologische Miscellen. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Bd. 32, S. 150—152.

Gesamtregister zu den Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen. (Band I—XXX). Göttingen 1907. 424 S.

1909

Die Quellen der drei altpreußischen Katechismen und des Enchiridions von Bartholomaeus Willent. Altpreußische Monatsschrift. Bd. 46, S. 217—231; S. 465—479.

Avest. *urvaða*. *KZ.* Bd. 42, S. 331.

Apreuß. *kaūubri*. Lat. *gradior*. *KZ.* Bd. 42, S. 369.

Über einige anlautende *gw* des Litauischen. *KZ.* Bd. 42, S. 372—374.

Register zu Band 42 der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Bd. 42, S. 389—400, Göttingen 1909.

1910

Die altpreußischen Sprachdenkmäler. Einleitung, Texte, Grammatik, Wörterbuch. Göttingen 1910.

Besprechung: Franz Nikolaus Finck, Die Sprachstämme des Erdkreises. (Aus Natur und Geisteswelt. 267. Bändchen. Leipzig 1909) — Die Haupttypen des Sprachbaus. (Aus Natur und Geisteswelt. 268. Bändchen Ebd. 1910). Theologische Literaturzeitung Jg. 35 Nr. 19, Sp. 580.

Miscellen. *KZ.* Bd. 43, S. 173—176.

Skr. *kšubh-*, *KZ.* Bd. 43, S. 104.

Skr. *kacchū* und Nachtrag zu S. 153. *KZ.* Bd. 43, S. 153 u. 300.

Lit. *gugà*. *KZ.* Bd. 43, S. 169.

Register zu Bd. 43 der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Bd. 43 (Göttingen 1910) S. 384 bis 392.

1911

Miscellen II. *KZ.* Bd. 44, S. 223.

Besprechung: Erich Berneker, Slavisches Etymologisches Wörterbuch. Lieferung 1—6 (*A-kandilo*). Heidelberg 1908—10. Göttingische gelehrte Anzeigen Jg. 173, S. 240—258.

Register zu Bd. 44 der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Bd. 44, S. 376—380.

Besprechung: 1. Richard Loewe, Germanische Sprachwissenschaft, 2. Aufl. (Sammlg. Göschen Nr. 238). Leipzig 1911. 2. Richard Loewe, Deutsches Wörterbuch (Sammlg. Göschen Nr. 64), Leipzig 1910. Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur. Bd. 35, S. 105—109.

1912

Besprechung: P. Persson, Beiträge zur indogermanischen Wortforschung. 2 Teile. Uppsala — Leipzig 1912, VIII u. 1111 S. *DLZ.* Bd. 33, Sp. 2461—2464.

Besprechung: Hugo Suolahti, Die deutschen Vogelnamen. Eine wortgeschichtliche Untersuchung. Straßburg 1909. XXXIII, 540 S. Literaturblatt für Germanische und Romanische Philologie. Jg. 33, Sp. 97—99.

1913

Besprechung: Georgius Gerullis, De Prussicis Sambiensium Locorum Nominibus. Dissertation Königsberg. 1912. 168 S. *Archiv* Bd. 34, S. 591—594.

Ahd. *manzon*. *KZ.* Bd. 45, S. 252.

Zu Arch. XXXI, 477; XXXII, 620ff. *Archiv*. Bd. 34, S. 621.

1914

Gotisch *mag* und slavisch *mogo*. *KZ.* Bd. 46, S. 180—183.

Zu den slavischen Deminutiv- und Amplifikativsuffixen. *KZ.* Bd. 46, S. 183 bis 184.

- Altöechisch *čily* „frisch, lebhaft, munter“ und Berichtigung zu S. 239f. *KZ.* Bd. 46, S. 239—240 und 375.
 Litauisch *triszėti*. *KZ.* Bd. 46, S. 240.
 Lit. *krañtas*. *KZ.* Bd. 46, S. 265.
 Register zu Band 46 der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Bd. 46, S. 381—387.
- 1916**
 Die altschechische Alexandreis mit Einleitung und Glossar, Heidelberg (Winter) 1916, 8°, XXXII + 166 S. (= Sammlung slavischer Lehr- und Handbücher III. Reihe: Texte und Untersuchungen, Nr. 1).
 Zur Einleitung der altöechischen Alexandreis. *Archiv.* Bd. 36, S. 431—435.
- 1917**
 Lit. *plėkti* „prügeln“. *KZ.* Bd. 48, S. 275.
 Ahd. *zueio* ‚zu zweien‘. *IF.* Bd. 38, S. 199—200.
- 1918**
 Zwei žemaitische Erzählungen. Sitzungsberichte der Preuß. Akad. der Wissenschaften. 1918, XXXIII—LIII, S. 797—804.
 Besprechung: N. van Wijk, Altpreußische Studien. Beiträge zur baltischen und zur vergleichenden indogermanischen Grammatik. Haag 1918. XI, 150 u. XXXII S. *DLZ* 1918, Nr. 30, Sp. 627.
- 1919**
 Die litauischen Adverbia auf *-ai* und die slavischen Adverbia auf *-ě*. *KZ.* Bd. 49, S. 251—252.
- 1920**
 Polnisches Lesebuch. Eine Auswahl polnischer Poesie und Prosa des 19. und 20. Jahrhunderts. Göttingen 1920, 8°, 178 S.
- 1921**
 Baltisch-Slavisches. Festschrift Adalbert Bezenberger zum 14. April 1921. Göttingen 1921. S. 167—168.
 Staroruské Evangelium Archangelské. Listy Filologické. Bd. 48. S. 113—118.
 Besprechung: A. Leskien. Litauisches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. (Indogerm. Bibliothek. 1. Abt. 1. Reihe: Grammatiken) Heidelberg 1919. *DLZ* 1921, Sp. 729—731.
- 1922**
 Über die Behandlung der Anlautsgruppe *spr* im Urslavischen. *KZ.* Bd. 50, S. 66—68.
 Jan Kasprowicz, Vom heldenmütigen Pferde und vom einstürzenden Hause. Ein Skizzenbuch. Übertragen und mit einem Nachwort versehen. Heidelberg 1922. (Meisterwerke Slawischer Dichtung Nr. 1).
- 1923**
 Preußisches. *KZ.* Bd. 51, S. 30.
 Zu lat. *vitrum*. *KZ.* Bd. 51, S. 61.
 Zum indogermanischen Vokativ. *KZ.* Bd. 51, S. 142.
 Zur altschechischen Alexandreis V. 601. *KZ.* Bd. 51, S. 144.
 Baltisch **pei*. *KZ.* Bd. 51, S. 220.
 Adalbert Bezenberger. Von R. Trautmann und M. Ebert. *KZ.* Bd. 51, S. 291 bis 313 (Trautmann 291—300; Ebert 300—313).
 Anzeige: K. Mühlenbachs Lettisch-deutsches Wörterbuch. Redigiert, ergänzt und fortgesetzt von J. Endzelin. Riga 1923. *KZ.* Bd. 51, S. 313.

- Ein Kapitel aus der Lautlehre der baltisch-slavischen Sprachen. *Slavia* Bd. 2 (Prag 1923—1924) S. 1—4.
- Besprechung: Hermann Hirt, Indogermanische Grammatik, Teil II. Der indogermanische Vokalismus. Heidelberg 1921. *Archiv*. Bd. 38, S. 127—130.
- Besprechung: Georg Gerullis, Die altpreußischen Ortsnamen. Berlin—Leipzig 1922. *Archiv*. Bd. 38, S. 130—132.
- Baltisch-Slavisches Wörterbuch. Göttingen 1923, 8°, VIII + 382 S. (= Göttinger Sammlung indogermanischer Grammatiken und Wörterbücher).
- 1924**
- Besprechung: Georg Gerullis. Die altpreußischen Ortsnamen. Berlin und Leipzig 1922. *DLZ*. 1924, Sp. 1017—1019.
- Über die sprachliche Stellung der Schalwen. Streitberg-Festgabe. Leipzig 1924. S. 355—358.
- Besprechung: Johann Endzelin, Lettische Grammatik. Heidelberg 1923. (Indogerm. Bibliothek. 5. Abt. Balt. Bibl. 1. Reihe: Grammatiken). *DLZ*. 1924, Sp. 220—221.
- 1925**
- Besprechung: W. Vondrák, Vergleichende slavische Grammatik. I. Band. Lautlehre und Stammbildungslehre. 2. Aufl. Göttingen 1924. *DLZ*. N.F. 2. Jg., (1925), S. 772—774.
- Suum cuique. *KZ*. Bd. 53, S. 89—90.
- Die altpreußischen Personennamen. Ein Beitrag zur baltischen Philologie. Göttingen 1925, 8°, VIII + 247 S. (= Ergänzungsheft zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, Nr. 3).
- Über einige unbekannte Prager Drucke des Mikuláš Konáč aus den Jahren 1507 bis 1511. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geisteswissensch. Kl. Jg. 1, Nr. 5, S. 143—161.
- Besprechung: O. Hujer, Úvod do dějin jazyka českého. 2. Aufl. Prag 1924. *Zeitschrift* Bd. 2, S. 549—550.
- 1926**
- Das russische Heldenlied. Leipziger Antrittsvorlesung vom 5. Mai 1926. *Euphorion* Bd. 27, S. 462—478.
- Besprechung: O. Grünenthal, Das Statut von Wiślica in polnischer Fassung. Heidelberg 1925. *DLZ*. N.F. Jg. 3, Sp. 718—719.
- Reiseerinnerung. Das neue Rußland. 3. Jg. Heft 5/6, S. 10—11.
- 1927**
- K Vrchlického básni „Giotto a duše“. *Listy filologické*. Bd. 54, S. 261—264.
- H. F. Schmid und R. Trautmann, Wesen und Aufgaben der deutschen Slavistik. Ein Programm. Leipzig 1927, 92 S. (= Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Slavisch-baltische Quellen und Forschungen Nr. 1).
- 1928**
- Der Wolfenbütteler Niedersorbische Psalter. Leipzig 1928, 8°, XVI + 176 + 6 S. (= Slavisch-Baltische Quellen und Forschungen, Heft 2).
- 1929**
- Bezenberger, Adalbert. Deutsches biographisches Jahrbuch. Bd. IV. Das Jahr 1922, Stuttgart—Berlin—Leipzig 1929, S. 12—16.

Besprechung: Ernst Mucke: Wörterbuch der nieder-wendischen Sprache und ihrer Dialekte. 1911—1928. Slavische Rundschau, Jg. I (1929) Nr. 4., S. 305,
 Besprechung: W. Vondrák. Vergleichende slavische Grammatik. II. Bd.: Formenlehre und Syntax. 2. Aufl. Göttingen 1928. (= Göttinger Sammlung indogermanischer Grammatiken u. Wörterbücher). *DLZ*. Jg. 50, Sp. 956.

1931

Die altrussische Nestorchronik *Povest' vremennych let*. In Übersetzung, Leipzig 1931, 8°, XXII + 304 S. + 1 Karte. (= Slavisch-Baltische Quellen und Forschungen, Heft 6).

Zu apoln. sorb. *strowy*. *Zeitschrift*. Bd. 8, S. 442.

Zur „*Povest' Vremennych Let*“. *Zeitschrift*. Bd. 8, S. 387—388.

1932

Zu den altpreußischen Personennamen. *Zeitschrift*. Bd. 9, S. 77—78.

1934

R. Trautmann und R. Klostermann, Drei griechische Texte zum Codex Suprasliensis. I. Das Martyrium von Paulus und Juliana. *Zeitschrift*. Bd. 11, S. 1—21.

R. Trautmann und R. Klostermann, Drei griechische Texte zum Codex Suprasliensis. II. Das Martyrium von Konon dem Isaurier. *Zeitschrift*. Bd. 11, S. 229—324.

1935

R. Trautmann und R. Klostermann, Drei griechische Texte zum Codex Suprasliensis. III. Das Leben Jakobs des Mönchs. *Zeitschrift*. Bd. 12, S. 277—294.

Die Volksdichtung der Großrussen I. Das Heldenlied (Die Byline) Heidelberg 1935 8°, XII + 446S. (= Sammlung Slavischer Lehr- und Handbücher III. Reihe: Texte und Untersuchungen, Nr. 7).

1936

Reinhold Trautmann und R. Klostermann, Noch ein griechischer Text zum Codex Suprasliensis. *Zeitschrift*. Bd. 13, S. 337—341.

Il canto epico slavo (Traduzione di Vittorio Santoli).

L'Europa Orientale. Rom 1936.

1937

Die russische Ballade. Osteuropa, Jg. 12, S. 511—515.

Vom slavischen Heldenlied. Neue Jahrb. f. d. Wissensch. Jg. 13, S. 238—249.

Die Warägersage. Jomsburg (Leipzig 1937) Jg. 1. S. 106—108.

Alexander Herzens Mutter. *Zeitschrift*. Bd. 14, S. 28—30.

Schotterey, *Volkfien* und *Selbelang*. *Zeitschrift*. Bd. 15, S. 80—82.

1939

Leben und Werk der Slawenapostel Konstantin und Method. *Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft*. Jg. 2, S. 147—157.

Von Russen und Warägern. *Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft*. Jg. 2 (1939/40), S. 443—458.

Elb- und Ostseewendisches. *Zeitschrift*. Bd. 16, S. 331—336.

Deutung slavischer Ortsnamen im Kreis Bütow. Die Kunst- und Kulturdenkmäler der Provinz Pommern. Stettin 1939.

1941

Zum Euchologium Sinaiticum. *Zeitschrift*. Bd. 17, S. 52—59.

Die Mutter von A. Fet-Šenšin. *Zeitschrift*. Bd. 18, S. 19—20.

1942

Zu Form und Gehalt der Novellen Turgenjews, Abh.d.Sächs.Ak.d.Wiss. Phil.-Hist. Kl., Bd. 44, Nr. 3, S. 5—95.

1947

Alexander Herzen, Leipziger Zeitung 1946/47.

Der Weg eines Volkes, Leipziger Zeitung Jg. 2, Nr. 14, 17. Jan. 1947.

Der Kritiker Belinskij. Leipziger Zeitung Jg. 2, 10. Juni 1947.

Der Kritiker Dobroljubov. Leipziger Zeitung Jg. 2, 18. Juli 1947.

Das ostseeslavische Sprachgebiet und seine Ortsnamen. *Zeitschrift*. Bd. 19, S. 265—303.

A. P. Tschechow. Meistererzählungen. Verdeutsch und eingeleitet. Leipzig 1947. (= Sammlung Dieterich, Bd. 54).

Iwan Turgenjew. Zwanzig Gedichte in Prosa. Russisch und deutsch. Übersetzt und herausgegeben. Göttingen (1947).

Nikolaus Gogol. Der Mantel. Russisch und Deutsch. Göttingen 1947.

Russisches Lesebuch für Anfänger mit Wörterverzeichnis. Göttingen 1947, 8^o, 93 S.

1948

Byliny (Bylinen). Ausgewählt und für den Unterricht bearbeitet. Berlin—Leipzig 1948 (= Neue Russische Bibliothek Heft 14).

Russische Lyrik von Krylow bis Simonow. Eine Auswahl. Russisch und deutsch. Göttingen 1948.

E. P. Tschechow. Vier Erzählungen, Russisch und deutsch. Göttingen 1948.

Iwan Turgenjew. Der Traum. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen. Marburg 1948.

Die slavischen Völker und Sprachen. Eine Einführung in die Slavistik, Göttingen 1947, 8^o 173 S. (= Leipzig 1948, 8^o 169 S.)

Kurzgefaßte russische Grammatik, Göttingen 1947, 8^o, 153 S. (= Leipzig 1948, 8^o, 160 S.).

Nikolaj Alexandrowitsch Dobroljubow. Die neue Gesellschaft. (Zeitschrift der Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion) Berlin 1948. Heft 7, S. 8—17.

Altrussische Helden- und Spielmannslieder. Leipzig 1948, 8^o, 135 S. (= Die Humboldt-Bücherei Band 7).

Turgenjew und Tschechow. Ein Beitrag zum russischen Geistesleben. Leipzig 1948, 8^o, 79 S. (= Die Humboldt-Bücherei Band 5).

Die altrussische Nestorchronik in Auswahl herausgegeben. Leipzig 1948, 16^o, 76 S. (= Slawistische Studienbücherei Heft 1).

Die elb- und ostseeslavischen Ortsnamen. Teil I. Berlin 1948, 4^o, 1875. (= Abhandlungen d. D. Akad. d. Wiss. zu Berlin. Phil.-hist. Kl. Jg. 1947 Nr. 4).

Besprechung: J. Endzelin, Altpreußische Grammatik. Riga 1944. *DLZ*. Jg. 69 (1948), Sp. 135—136.

Übersetzung: S. P. Obnorskij, Skizzen zur Geschichte der alten russischen Literatursprache. Das Lied von der Heerfahrt Igrs. Sowjetwissenschaft, 1948, Nr. 1, S. 93—113.

1949

Kurzgefaßte Geschichte der russischen Schriftsprache (Antrittsvorlesung an der Universität Jena); in: Methodische Richtlinien und Behandlung methodi-

scher Fragen im Unterricht der russischen Sprache in den deutschen Schulen. Hrsg. vom Ministerium für Volksbildung, Kunst und Wissenschaft des Landes Sachsen-Anhalt. Halle 1949.

Die elb- und ostseeslavischen Ortsnamen. Teil II. Berlin 1949, 4^o, 119 S. (Abhandlungen d. D. Akad. d. Wiss. zu Berlin. Phil. hist. Kl. Jg. 1947 Nr. 7).

Altrussisches Lesebuch. Teil I. (11.—14. Jahrhundert). Leipzig 1949, 8^o, 183 S. (= Slawistische Studienbücherei Heft 3).

Übersetzung: G. Vinokur, Die russische Sprache. Leipzig 1949, 8^o, 183 S. (= Slawistische Studienbücherei Heft 2).

Vom russischen Heldenlied. Neuphilologische Zeitschrift. Jg. 1 (1949) Nr. 2 S. 62—65.

A. P. Tschechow. Neue Meistererzählungen. Verdeutsch und eingeleitet. Leipzig 1949.

Übersetzung: A. S. Orlow, Puschkin — der Schöpfer der russischen Literatursprache. Sowjetwissenschaft Nr. 2 (1949) S. 34—55.

1950

Zur Lautlehre der ostseeslavischen Ortsnamen. *Zeitschrift*. Bd. 20, S. 4—29.

Besprechung: Alexander V. Isačenko, Jazyk a pôvod Frizinských pamiatok (Sprache und Herkunft der Freisinger Denkmäler). Bratislava 1943. *Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft*. Jg. 4. S. 149—150.

Die wendischen Ortsnamen Ostholsteins, Lübecks, Lauenburgs und Mecklenburgs. Neumünster (1939) 1950. (= Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins. Bd. 21).

Die slavischen Ortsnamen Mecklenburgs und Holsteins, 2. verbess. Aufl., Berlin 1950 (= Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse Band 45. Heft 3)

Besprechung: M. Weingart, Československý typ cirkevnej slovančiny. Bratislava 1949. *Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft* Jg. 4, S. 150—151.

Besprechung: Max Vasmer, Russisches etymologisches Wörterbuch. 1. Lfg. Heidelberg 1950. (Indogerm. Bibliothek. II. Reihe: Wörterbücher). *DLZ*, Jg. 71, Sp. 551—552.

1951

Das altrussische historische Lied. Sitzungsberichte der D. Ak. d. Wiss. zu Berlin Kl. für Sprachen, Literatur und Kunst, Jg. 1951 Nr. 2.

R. Trautmann und F. von Lilienfeld, Zur Eigenart des Bylinenverses in „Wawilo und die Skomorochen“. *Russischunterricht* Jg. 4. 1951, S. 57—62.

Als Herausgeber betätigte sich Trautmann bei folgenden Publikationsreihen:

1. Slavisch-Baltische Quellen und Forschungen. Leipzig
2. Slawistische Studienbücherei. Leipzig.
3. mit M. Vasmer, Grundriß der Slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Leipzig—Berlin.
4. mit W. Schulze, *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung (KZ)* 1922 bis 1924.

Dostojewskij in Deutschland

Die Welle von Veröffentlichungen, die sich mit Dostojewskij befassen, stieg in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg bei weitem nicht so hoch wie nach dem ersten. Immerhin sind einige neue Bücher (abgesehen von zwei neuen Auflagen von ROMANO GUARDINIS *Religiöse Gestalten in Dostojewskijs Werk*, bei Josef Kösel in München 3. Aufl. 1947, 4. Aufl. 1951) und gut zwei Dutzend Zeitschriftenartikel, die ihm gewidmet sind, zu verzeichnen.

Über den Schriftsteller Dostojewskij, den Künstler, der Romane schrieb, die doch wohl oder übel zur schönen Literatur gezählt werden müssen, wird allerdings in fast allen diesen Schriften kaum etwas gesagt: sie beschäftigen sich nur mit dem „Philosophen“ Dostojewskij, dessen gedankliches Werk es auszulegen gilt. Die Frage, wie Dostojewskij seine Ideen gestaltet, wird zuweilen zwar gestreift, man sucht aber vor allem die Originalität des „Was“ ins rechte Licht zu rücken bzw. seine Übereinstimmung mit den Lehren der großen christlichen Glaubensbekenntnisse nachzuweisen.

Es erscheint sehr fraglich, ob man Dostojewskij damit einen Dienst tut: ohne jeden Zweifel ist er als Philosoph nicht originell, originell ist nur die Gestaltung, und das täuscht manche seiner Interpreten; seine Übereinstimmungen (oder Nichtübereinstimmungen) mit der christlichen Ethik sind vom theologischen Standpunkt aus gesehen vielleicht interessant, für die Literaturgeschichte aber völlig irrelevant und „ästhetische“ Wertungen seines Werks von diesem Standpunkt aus verschieben sein Bild als Künstler vollständig. Weltanschauliche Auslegungen großer Dichter sind von je sehr beliebt, weil der Interpret in das vom Dichter Gestaltete seine eigene Weltanschauung hineindenken kann; im symbolhaften Aufhellen des Daseins, ohne klare Formulierungen liegt ja das Wesen des Dichterischen, sein großer Reiz und seine große Gefahr. Ein Kunstwerk kann tausendfach interpretiert werden und, wer vermag zu sagen, welche Auslegung die richtige ist! Um sie zu treffen, müßte man das Rätsel des Lebens gelöst haben. Die Literaturwissenschaft, die sich mit Wortkunstwerken befaßt, tut am besten, sich auf die Analyse zu beschränken, das „Wie“ der Gestaltung herauszustellen, um so — vielleicht — in der Durchleuchtung des Kunstwerks, die Durchleuchtung des Lebens, dessen Symbol es ist, zu finden. Die Philosophie täte gut, sich auf klar formulierte Gedanken zu konzentrieren — auch Gedanken des Herzens und des Gefühls lassen sich formulieren wie Pascal beweist — um von hier aus, die gleiche

Durchleuchtung zu versuchen. Das „Philosophisieren“ oder noch schlimmer das „Theologisieren“ von Werken, die fraglos der Ästhetik angehören, offenbart zwar die mehr oder weniger geistvolle Interpretationsfähigkeit des jeweiligen Verfassers, fördert aber weder die Literaturwissenschaft, noch die Philosophie, noch die Theologie.

Gleich das erste Buch über Dostojewskij, das nach dem Kriege erschien (ALLOIS DEMPFF, *Die drei Laster, Dostojewskijs Tiefenpsychologie*, Verlag Karl Alber, München 1946, 129 S.) entscheidet sich ausdrücklich für einen dem soeben vorgetragenen diametral entgegengesetzten Standpunkt: „Es besteht schon längst kein Zweifel mehr, daß Dostojewskij genau so wie Homer und Platon, Cervantes und Goethe zu den großen Erziehern gehört, die nicht nur für ihr Volk, sondern für alle Völker und Zeiten Lehrer der Menschlichkeit sind. Danach steht sein Werk hoch über der bloßen Weltliteratur, diesem ständig sich mehrenden Schatz der Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung des Menschengeschlechts. Es rückt ein unter jene klassischen Bücher im strengsten Sinn, deren Lesung nicht dem beliebigen Interesse des Einzelnen überlassen bleibt; die neben der Heiligen Schrift und ihrer Auslegung, Grundstock der richtigen Erziehung für alle wahrhaft Gebildeten sind. So darf auch ihre Auslegung nicht der Geschmackswillkür überlassen bleiben“ (S. 46/47). Daß es sich bei dieser Einstellung nicht um die Frage nach der künstlerischen Gestaltung handeln kann, ist klar; klar ist auch, daß das Ringen um die „richtige“ Deutung und Auslegung der Dichter stets nur zu einer unter möglichen anderen Interpretationen führen wird (im Falle Dostojewskijs ist dies besonders deutlich!). Beängstigend wirkt der Ausspruch, daß die Auslegung Dostojewskijs nicht der Geschmackswillkür überlassen bleiben darf (peinliche Parallelen drängen sich auf) und höchst bedenklich ist die allzu nahe Zusammenstellung Dostojewskijs mit der Heiligen Schrift. — So gefährlich wie es nach diesen Sätzen den Anschein haben könnte, ist das Buch Dempffs aber nicht. Es will nur den Moralisten Dostojewskij in den Blickpunkt der Diskussion stellen. Als die drei Grundlaster des Menschen greift es die Habsucht, die Wollust und den Geltungstrieb heraus und zeigt, wie Dostojewskij ihre verderbliche Wirkung in seinen Gestalten veranschaulicht. Aber die Entscheidung für diese Laster oder für ihr Gegenbild — Armut, Keuschheit und Demut — vollzieht sich in metaphysischen Tiefen der menschlichen Seele, in seinem intelligiblen Charakter. Daher bedarf es der Tiefenpsychologie, um sie dem Menschen bewußt zu machen. So wollte Dostojewskij dem Menschen den Weg zum Heil durch moralische oder unmoralische Vorbilder weisen.

— Gewiß lassen sich aus Dostojevskijs Werk auch moralische Lehren ziehen, aber ebenso sicher ist es eine Übertreibung, wenn Dempf Dostojevskij „ganz einfach“ als einen „Dichter mit moralischen Nutzenanwendungen“ (S. 128) bezeichnet und behauptet: „Es fehlt eigentlich nur, daß diese Nutzenanwendungen wie nach alten Fabeln mit anderen Lettern an den Schluß gesetzt wären! Ganz unverblümt sagt dieser Dichter seinen Lesern: wenn du hochmütig, wollüstig, habgierig bist, dann gerätst du in dieselben schauerhaften Verhängnisse wie meine Gestalten, dann bist du wie sie ständig auf dem Weg zum Verbrechen. Das ist schon so lange ungewohnt, daß es fast schon wieder neu ist“ (S. 128). So ungewohnt ist die Verderblichkeit der drei Laster nicht, als daß es zu ihrer Entlarvung des tiefenpsychologischen Aufwandes von Dostojevskijs großen Romanen bedürfte! Es geht Dostojevskij in erster Linie darum, das Wesen des Menschen zu gestalten — wie er es tut, darin liegt seine Eigenart und seine Bedeutung, nicht in der Überzeugung, daß jede Schuld sich unfehlbar im Gewissen räche (S. 128).

Das Buch Dempfs besteht aus drei Essays, von denen der erste sich mit Dostojevskijs geistiger Entwicklung, der zweite mit seiner Stellung in der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, der dritte mit der „Lasterlehre als Tiefenpsychologie“ befaßt. Der dritte Essay hat, so eng Dempfs These auch sein mag, das Verdienst, einen neuen Aspekt der Betrachtung Dostojevskijs zu bieten, für die zwei ersten fehlt es dem Verfasser offenbar an der rechten Sachkenntnis: es geht nicht an, Turgenev, Granovskij und alle Westler als bürgerliche Atheisten zu bezeichnen (S. 71) (Dempf macht sich hier offenbar Dostojevskijs Einstellung zu eigen); Dostojevskij karikiert Turgenev nicht in der Gestalt des Stepan Trofimovitsch aus den „Teufeln“, wie Dempf zweimal sagt (S. 36, 59), sondern im Schriftsteller Karmazinov; was Dempf auf Seite 72 über „Konstantinopel das dritte Rom“ (!) und den Volkskonservatismus Dostojevskijs schreibt, widerspricht seiner Bagatellisierung des nationalen Elements auf der folgenden Seite: es scheint mir gefährlicher zu sein; es stimmt nicht, daß die russische Dichtung mit dem Byronismus, dem Übergang von der Romantik zur Bürgerdichtung einsetzte (S. 73), wie überhaupt viele literarhistorische Bemerkungen Dempfs längst überholte Schablonen wiederholen.

Zu viel tieferer philosophischer Problemstellung läßt sich THEODOR STEINBÜCHEL (*F. M. Dostojevskij, Sein Bild vom Menschen und vom Christen*, Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1947, 284 S.) durch Dostojevskij inspirieren. Steinbüchel geht von der Erkenntnis aus, daß

Dostojewskijs Werk auf religiösen, christlichen Fundamenten ruhe. Mit vollem Bewußtsein stellt er die Dostojewskijsche Frage nach dem Sinn des Menschendaseins in den Komplex der Existenzphilosophie hinein und beantwortet sie im Sinne der katholischen Religiosität und des christlichen Ethos. Die Grenzsituation des Menschen zum göttlichen Bereich wird im Werk Dostojewskijs besonders deutlich. An dem, was er nicht ist, an Gott, kommt der Mensch zu sich selber. Vor der Grenze zum Göttlichen entscheidet der Mensch in Freiheit, ob er zu Gott hin oder von ihm weg existieren will. Die Potenz zum Guten und zum Bösen ist des Menschen Tragik und seine Würde. Aber Gott gab dem Menschen nicht nur die Freiheit der Entscheidung. Als Gott der Liebe durchbricht er die Grenze, die ihn vom Menschen scheidet. Er sucht den Menschen, der jetzt nur noch sein existenzielles Ja zu der Liebe Gottes zu sprechen hat. Dann öffnen sich ihm nicht nur die Grenzen zu Gott: Sich selbst und alle Kreaturen sieht er in Gott geborgen und alles untereinander in Liebe verbunden. Gerade im Elend, durch die läuternde Kraft des Leids ist der Mensch durch das potentielle Göttliche in ihm zur Entscheidung für Gott besonders fähig. Aber auch die Möglichkeit des Nein sieht Dostojewskij und malt in glühenden Farben und mit absoluter Überzeugungskraft die Folgen der Selbstvertrozung oder Selbstvergottung des Menschen. Dieses antichristliche Menschenbild erblickt Dostojewskij vollkommen zu Unrecht, in der Westkirche. Die Legende vom Großinquisitor weist Steinbüchel als Angriff allein gegen den römischen Katholizismus zurück und betont die Befangenheit Dostojewskijs in den einseitigen tendenziösen Strömungen des Slavophilentums. In seiner Darstellung der geistigen Strömungen in Rußland ist Steinbüchel viel vorsichtiger und genauer als Dempf. Neben der deutschen Dostojewskij-Literatur zieht er auch die ins Deutsche übersetzte russische weitgehend heran; aus seiner Darstellung spricht eine gut fundierte Kenntnis des russischen Schrifttums überhaupt. Er braucht diese Kenntnis, um zu zeigen, warum Dostojewskij eine dem Katholizismus so feindliche Haltung einnehmen mußte, wie sie in der „Legende“ formuliert ist. Diese „Legende“ ist eine crux aller katholischen Dostojewskij-Interpreten, denn es gilt aufzuzeigen, warum der so christliche Dostojewskij den Katholizismus haßte und, während in allen anderen Punkten seine Übereinstimmung mit den christlichen Lehren so leicht nachzuweisen ist und Dostojewskij als inspirierter Prophet dasteht, er gerade in dieser Frage so völlig inspirationslos blieb.

Der Sinn der Legende hegt m. E. bei unvoreingenommener Lektüre wohl in der Ablehnung eines jeden Ekklesiasmus. Die urchristliche Ge-

stalt des Erlösers steht gegen jede Kirche, jede Organisierung des freien Glaubens. Natürlich ist dies nicht die Interpretation, der Dostojewskij selbst zustimmen würde. Er sieht im Christus seiner Legende den ostchristlichen Heiland und zweifelt nicht daran, daß dieser ostchristliche Heiland dem Christus der Evangelien entspricht, während das Bild Christi von der Westkirche entstellt wurde — vor allem, weil sie der nur liebenden Gestalt Christi auch das Attribut der Macht verlieh. Ohne Zweifel beruht Dostojewskijs Animosität gegen den Katholizismus auf engem Chauvinismus und seine These von der Unverdorbenheit der Ostkirche ist im Hinblick auf die Tatsachen so widersinnig, daß man versucht ist, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Die prinzipielle Frage aber, ob die Macht das Attribut Christi sein könne, ist damit nicht beantwortet. Steinbüchel behauptet, daß Macht unbedingt zur Gestalt Christi gehöre. Nicht jede Macht sei böse — die Liebe werde zur geistigen Macht, wo sie walte: „Liebe ist nicht Macht, aber sie wirkt sie aus und verleiht sie“ (165). Faßt man Liebe in diesem Sinn auf, so ist natürlich der allesverzeihende Christus Dostojewskijs nicht der Christus der Evangelien, doch scheint mir dieser etwas scholastische Schluß gefährlichen Konsequenzen Tür und Tor zu öffnen. Von allen katholischen Dostojewskij-Interpretationen ist das Buch Steinbüchels meiner Ansicht nach das am besten fundierte und von echter Überzeugung getragen. Hingewiesen sei noch auf die aufschlußreichen Vergleiche von Dostojewskijs und Nietzsches Gedankenwelt.

Die Schrift von GIBBERT KRANZ *Der Mensch in seiner Entscheidung. Über die Freiheitsidee Dostojewskijs*, Götz Schrippert Verlag Bonn 1949, 226 S. scheint von Steinbüchel beeinflusst zu sein. Kranz will die Freiheit der Entscheidung für oder wider Gott, die dem Menschen von Gott aufgegeben ist, als einen Zentralbegriff im Denken Dostojewskijs erweisen. Diese Freiheit ist Würde und Gefahr des Menschen zugleich. Er kann sich gegen Gott entscheiden und versuchen, die vollkommene Freiheit in sich selbst zu finden oder aber sie in Gott suchen. Die Erkenntnis Gottes gewinnt der Mensch im übervernünftigen Glauben; im Glaubensakt bilden Vernunft, Wille und die Gnade Gottes eine unzertrennbare Einheit. Der Mensch wurde sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung allmählich seiner Freiheit bewußt, da er sie aber auf sich allein gestellt auszukosten versuchte, war eine Katastrophe der menschlichen Existenz die Folge, denn der Mensch in seiner absoluten Freiheit sah sich dem Nichts gegenüber. Diese Zusammenhänge deutet nach Kranz Dostojewskij und zeigt der Menschheit den einzigen Rettungsweg, der im Glauben an Gott liegt.

Gott läßt dem Menschen also die Freiheit, sich für oder wider ihn zu entscheiden, straft ihn aber, falls er von dieser Freiheit Gebrauch macht und sich wider ihn entscheidet mit ewiger Verdammnis. Ob diese gefährliche Freiheit unter diesen Umständen noch Freiheit bleibt, sei dahingestellt, denn es ist hier nicht der Ort, theologische Probleme zu erörtern. Natürlich läßt sich Dostojewskijs Werk auch von diesem katholisch-existenzialistischen Standpunkt aus auslegen, wenn es mir auch scheinen will, daß durch solche „tiefen“ Exegesen eine an sich viel klarere Sachlage nur kompliziert wird: Dostojewskij wollte zeigen, daß die ungezügelter Gier des Menschen nach den Gütern des Lebens nur im Glauben allein ihre Zügel findet; daß der Glaube für den Menschen nicht nur praktische Bedeutung hat, sondern daß er in seiner Natur als Mensch mit beschlossen hegt und über alle Versuche, ihm zu entgehen, den Sieg davontragen wird. Diese Thesen gestaltet Dostojewskij als Dichter so schlagend und echt, daß sie uns, wie jedes wahre Kunstwerk, unmittelbar anrühren, ohne gedanklich originell zu sein und ohne Dostojewskij zum „Philosophen“ zu erheben. Gerade das Gestaltete bleibt im Buch von Kranz aber völlig unberücksichtigt: „So spricht (nicht gestaltet! V. S.) der Dichter mit den Mitteln seiner Kunst tiefste Erkenntnisse aus“ (S. 14) — womit die Kunst wieder einmal zum Sprachrohr weltanschaulich-philosophischer Erkenntnisse degradiert wird!

Ohne Zweifel kennt Kranz die Werke Dostojewskijs gut und hat auch die beste Absicht, sie mit den Lehren der katholischen Kirche in Einklang zu bringen, aber es geschieht in allzu naiver Weise und der Gefahr des Wortgeklingels ohne logisch fundierte Basis (auch der Glaube hat seine Logik!) entgeht er nicht. Der völlige Mangel an Gefühl für die künstlerisch gestaltenden Kräfte Dostojewskijs zeigt sich auch am Stil von Kranz selbst: es geht nicht an, von der „kugeligen“ Welt Dantes zu sprechen oder davon, daß in Shakespeares Werken die „Klüfte gähnen“ (S. 29); es stimmt kaum, daß die Bühne für die Menschen Dostojewskijs zu eng wäre, weil sie „erschreckend abgründig“ sind (S. 33) und unklar bleibt, was konkret mit der Behauptung gemeint ist, daß dem Erlösten die Freiheit vom Bösen „winkt“ (S. 27); es ist auch nicht fair, die von seinem Standpunkt aus völlig logischen Gedankengänge Kirillovs als „philosophastern“ zu bezeichnen, wie überhaupt der gesamte Tenor des Buches eine etwas kindliche Angriffslust zeigt. Neue Erkenntnisse für die Forschung bringt es nicht.

Das umfangreichste Werk über Dostojewskij in der hier behandelten Zeitspanne REINHARD LAUTHS Buch *„Ich habe die Wahrheit gesehen,*

Die Philosophie Dostojevskijs in systematischer Darstellung“ (R. Piper Verlag München 1950, 568 S.) wird in dieser Zeitschrift von Ulrich Busch bereits ausführlich besprochen¹⁾, so daß ich mich kurz fassen kann. Die Arbeit bringt eine Fülle von Material, über die Zweckmäßigkeit von dessen Anordnung man allerdings streiten könnte. Lauth teilt sein Buch in große Abschnitte ein (Die Psychologie, Die Metaphysik. Allgemeiner Teil, Die Ethik, Die Metaphysik. Die negative Philosophie, Die Ästhetik, Die Metaphysik. Die positive Philosophie) und bringt alle darauf bezüglichen Äußerungen Dostojevskijs in die betreffenden Abschnitte hinein ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Ansichten Dostojevskijs oder die seiner Personen handelt. Hier zeigt sich deutlich das Verhängnisvolle des Versuches, einen Dichter als Philosophen behandeln zu wollen: was in Dostojevskijs Gestaltung schlagend und überzeugend zu wirken vermag, ist in dem kalten Gerüst Lauths eine langweilige Abstraktion, bei der die Originalität Dostojevskijs dazu noch sehr zweifelhaft erscheint. — Lauths Haltung zu Dostojevskij ist vorbehaltlose Bewunderung — und darin liegt die Schwäche des Buches. Er schreibt eine kritiklose Apologie, die für die offenkundigsten Einseitigkeiten Dostojevskijs stets eine Entschuldigung parat hat, mag sie auch durch Tatsachen kaum gestützt sein, oder sie einfach wegleugnet. Ich glaube V. VERESAJEV, der Verfasser einer schönen Arbeit über Dostojevskij und Tolstoj (*Živaja Žizn', Sočinenija II* Ogiz 1947 S. 429—662) hat gesagt, daß sich die Perspektive hoffnungslos verschiebe, wenn man vor dem Standbild eines großen Mannes auf den Knien liegt, und wirklich diese panegyrische Schreibart, die im 19. Jahrhundert Mode war, sollte heute, vor allem in wissenschaftlichen Werken unterbleiben.

Der größte Makel zum Beispiel des makellosen Christen Dostojevskij, wie ihn Lauth sehen will, ist sein Chauvinismus, seine Überzeugung von der Gotträgerschaft des russischen Volkes und die sich daraus ergebenden militanten Konsequenzen. Lauth, der diesen Sachverhalt nicht abstreiten kann, konstruiert doch zum mindesten einen „Wandel“ in der Gesinnung Dostojevskijs (S. 494) und behauptet Dostojevskij habe von seinem Extremismus abgelassen (S. 493), ohne diese Behauptung irgendwie zu belegen, obwohl er sonst gerade in dieser Hinsicht sehr genau ist. Die „endgültige Formulierung“ dieses Extremismus, nach der nur derjenige zum Volk gehören kann, der an Gott glaubt, hält Lauth für eine Abschwächung, während ihn doch gerade die letzte Zeit

¹⁾ vgl. hier S. 183.

hätte lehren können, welche Konsequenzen diese „Nichtzugehörigkeit“ in praxi zeitigt — und Dostojewskij wäre nach seinen publizistischen Äußerungen wohl fähig gewesen, sie zu ziehen. So endet jeder Abschnitt mit einer Art Verklärung des russischen Schriftstellers, der mit einer ihm durchaus nicht zuträglichen Aureole umgeben wird. Selbst Zweifel an der gedanklichen Originalität Dostojewskijs sind für Lauth Blasphemie und W. SZYLKARSKI zum Beispiel, der die sehr bestechende Hypothese von der Beeinflussung Dostojewskijs durch Solovjev aufzustellen wagte (s. u.), wird ohne näheres Eingehen brüsk abgewiesen (so auch in dem von Lauth herausgegebenen *Dostojewskij-Brevier*, Piper Verlag, München 1949). Noch schlimmer ergeht es THOMAS MANN, dessen glänzendem Aufsatz „*Dostojewskij mit Maaßen*“ (s. u.) Lauth eine verächtliche Seite widmet (14/15). Mann hatte sich erlaubt, die Krankheit Dostojewskijs als bestimmenden Faktor seiner Mentalität zu sehen, und selbst die Tatsache, daß er „Krankheit“ großer Geister als höchst positiv wertet, rettet ihn nicht vor dem Anathema Lauths. Lauth vermutet mit inquisitorischer Scharfsicht, daß TH. MANN die „Krankhaftigkeit“ (er ändert hier den Ausdruck und verschiebt damit das Bild!) Dostojewskijs in seiner Christlichkeit sähe, „obwohl er diese Überzeugung aus irgendwelchen Gründen nicht klar auszusprechen wagt“ (15). Es ist wirklich nicht zu begreifen, weshalb TH. MANN es nicht „wagen“ sollte, diese Überzeugung, falls er sie hätte, auszusprechen; aber was Mann tadelt, ist durchaus nicht die Christlichkeit, sondern ihre geschmacklose, peinliche Versüßlichung durch die „positiven“ Gestalten Dostojewskijs vor allem Makar und Zosima. Lauth zitiert eine Stelle bei Th. Mann, in der er von dem „verkommenen Schwatzen gewisser religiöser Personen in Dostojewskijs großen Romanen“ spricht, um den bedrohlich klingenden Satz: „Man fragt sich, was er damit meint?“ dahinterzusetzen.

Nun, Th. Mann meint damit tatsächlich das „verkommene Schwatzen gewisser religiöser Personen in Dostojewskijs großen Romanen“, das mit Christlichkeit wenig zu tun hat, sondern einfach der Ausfluß einer unbeherrschten Rührseligkeit ist, und Dostojewskijs Mangel an Geschmack und künstlerischer Zucht beweist, denn gerade diese Stellen (vor allem Zossimas Reden) sind, meiner Ansicht nach, der künstlerischen Einheit seines Werks nur abträglich. Auch die von Lauth gerügte Parallele mit Nietzsche und die Entgegensetzung Dostojewskijs zu Goethe und Tolstoj ist von Mann überzeugend und ausführlich fundiert (siehe seinen prachtvollen Essay „*Goethe und Tolstoj*“). Man fragt sich, ob Lauths Weltanschauung ihn nicht dazu verführt, die

wissenschaftliche Objektivität aus den Augen zu verlieren; sein Buch ist von einem so einseitigen Standpunkt geschrieben, er steht seinem Gegenstand mit so kritikloser Bewunderung gegenüber und ist in seinen Urteilen so erstaunlich selbstsicher (z. B. „Ich verweise den Leser überhaupt auf MEIER-GRAEFES Buch, das über den Dichter Dostojevskij das Vorzüglichste gibt, was bisher geschrieben worden ist“ S. 45 — gewiß ist „*Dostojevskij der Dichter*“ von Meier-Graefe ein geistvolles und spannend geschriebenes Buch, aber daß es weder mit LEONID GROSSMAN¹⁾, noch mit DOLININ²⁾, noch mit MOČUL'SKIJ³⁾ konkurrieren kann, wird man doch schwerlich bestreiten können), daß man ihn unwillkürlich mit Skepsis und Widerstand liest. Geht er doch sogar so weit zu behaupten, Dostojevskij habe es sich wohl überlegt, ob er Romanschriftsteller oder Philosoph werden wolle und habe es dann aus 5 (von Lauth angeführten) Gründen „vorgezogen“, sich für das erste zu entscheiden! (S. 45). In dem Literaturverzeichnis Lauths fehlt seltsamerweise die in letzter Zeit wohl bedeutendste Veröffentlichung über Dostojevskij — das Buch von Močul'skij. —

Die zweite umfangreiche Abhandlung über Dostojevskij, das Buch von JOSEF BOHATEC: „*Der Imperialismusgedanke und die Lebensphilosophie Dostojevskijs, Ein Beitrag zur Kenntnis des russischen Menschen*“ (Hermann Böhlau Nachf., G. m. b. H., Graz-Köln 1951, 364 S.) macht es seinem Leser auch wahrlich nicht leicht. Mit einer zermürbend langweiligen Ausführlichkeit werden im ersten und zweiten Teil (Der Imperialismus in der russischen Innenpolitik, Der Imperialismus in der russischen Außenpolitik) die Gedanken Dostojevskijs zur Politik aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers“ referiert (die bei Dostojevskij selbst in so lebendiger Sprache vorgetragen werden), im dritten Teil folgt die Darstellung der „lebensphilosophischen Grundlagen der Ideologie Dostojevskijs“ oder einfacher ausgedrückt, die Zusammenstellung seiner Äußerungen über die enge Verknüpfung von christlicher Religion und menschlichem Leben, und im vierten, betitelt „Der individuelle Machtwille als pathologische Erscheinung“, das Referat der Äußerungen Dostojevskijs gegen die westliche individualistische Form des Imperialismus, als dessen Exponenten Dostojevskij Byron sah. Die Ergebnisse des Vf.s sind: der Imperialismus Dostojevskijs ist ein

1) *Put' Dostojevskogo und Tvorčestvo Dostojevskogo* in *Sobranije sočinenij* Bd. 1-2, Moskau 1928; *Tvorčestvo Dostojevskogo* Odessa 1921; *Seminarij po Dostojevskomu* Moskau 1923.

2) *Dostojevskij. Statji i materialy*. I-II. Moskau 1924.

3) *Dostojevskij. Žizn' i tvorčestvo*, Paris 1947.

Volksimperialismus oder ein „Imperialismus der Liebe“, der dem russischen Volk die messianische Rolle eines Gotträgervolkes zuweist. Die politischen Ideen Dostojewskijs stehen in engem, folgerichtiger Zusammenhang mit seiner „christlichen Lebensphilosophie“, eine Trennung von Dostojewskij dem Dichter und Dostojewskij dem Publizisten ist vom weltanschaulichen Standpunkt aus nicht statthaft. — Betrachtet man Dostojewskij als Philosophen und rangiert man seine unsystematischen Gedanken mit einigen Interpretationsretouches und mit völliger Identifizierung Dostojewskijs mit den positiven Personen seiner Romane — so ist gegen diese Thesen nichts zu sagen: es wäre damit nachgewiesen, daß Dostojewskij ein einseitiges und recht naives „System“ im Kopf hatte, das himmelweit davon entfernt ist, irgendeiner lebendigen Realität zu entsprechen. Ob man Dostojewskij mit dieser Systematisierung nützt, scheint mir sehr zweifelhaft, denn gerade in der Unsystematik liegt seine Überzeugungskraft. — Schlimmer wird es, wenn der Vf. versucht, dieses System geistesgeschichtlich einzuordnen. Obwohl er immer wieder behauptet, daß die oder jene seiner Erkenntnisse „von der bisherigen Forschung übersehen wurde“, hat er in Wirklichkeit selbst die bisherige Forschung übersehen. Um nur ein schlagendes Beispiel zu nennen: die bisherige Forschung soll übersehen haben, daß Dostojewskij in der westlichen Romantik, die er gut kannte, eine große Gefahr für Rußland sah (S. 294)! Kennt der Vf. Leonid GROSSMANS Werke? Und wenn nicht — warum schreibt er dann über Dostojewskij? Wie der Vf. selbst sagt, wurde seine Arbeit bereits 1942 abgeschlossen. Die in den letzten 10 Jahren erschienenen deutschsprachigen Werke sind nicht berücksichtigt und was am erstaunlichsten ist: der Vf. kennt die Dostojewskij Literatur in russischer Sprache überhaupt nicht. Mit solchem Rüstzeug kann man natürlich keine Dostojewskij-Monographie schreiben, die ernst zu nehmen wäre, was um so bedauerlicher ist, als der Vf. einzelne neue Beobachtungen bringt (z. B. Dostojewskijs Beziehungen zu Carus S. 239 ff.), die allerdings im Wortreichtum seiner Referate fast untergehen. Ganz erstaunlich ist der Untertitel des Buches. Daraus den „russischen Menschen“ kennen zu lernen scheint mir kaum möglich, höchstens vielleicht die völkerpsychologischen Ansichten Dostojewskijs. Aussprüche über die „russische Seele“, die von der Unendlichkeit und Weite der russischen Erde, mit der sie mystisch verwachsen ist, erfaßt, über Horizonte und Jahrhunderte hinaus sich dehnt“ (210, 256) sollte man doch wirklich nun endlich lassen! Wozu führt diese völlig nichtssagende Redensart? Was erklärt sie an Dostojewskij? Die beträchtliche Zahl von Druck-

fehlern und die inkonsequente Transkription der russischen Namen macht die Lektüre des Buches nicht angenehmer. Der verhängnisvolle Hang deutscher Forscher, Dostojewskij partout als Philosophen sehen zu wollen und neuerdings der betonte Wunsch, ihn katholisch zu machen, zeitigt solche Buchmonstren wie Bohatec und Lauth, die wahrlich nicht aere perennius sind!

Ohne Zweifel von großem Wert ist das kleine Dostojewskij-Büchlein von FEDOR STEPUN (*Dostojewskij, Weltschau und Weltanschauung*, Carl Pfeffer Verlag, Heidelberg 1950, 80 S.). Während Bohatec Dostojewskijs Publizistik und seine künstlerisch gestalteten Werke nicht trennt, führt Stepun diese Trennung nachdrücklich und konsequent durch und kommt dadurch zu überzeugenden Ergebnissen. Stepun geht von Dostojewskijs Feuilleton „Petersburger Träumereien in Gedichten und Prosa“ aus, von dem er die „geistige Geburtsstunde“ Dostojewskijs datiert. Die Wirklichkeit wird ihm hier zum Phantom und das Phantom zur höheren Realität; — es geht ihm darum, Ideen in ihrer Entwicklung und Wechselwirkung darzustellen, deshalb verschwinden alle realen Details seiner Romane — obwohl sie durchaus vorhanden sind — aus dem Gedächtnis des Lesers, den das Zusammenprallen leidenschaftsgetragener Ideen in seinem Bann hält. Die Personen Dostojewskijs sind sorgfältig kostümiert, sie gehen bestimmten Berufen nach — aber alle Dinge des Alltags werden unter Dostojewskijs Feder zu Phantomen, die sich wieder in eine höhere Wirklichkeit verwandeln, die mit der russischen Wirklichkeit nichts zu tun hat. Die Räume sind bei Dostojewskij nur Resonanzvorrichtungen für die von seinen Menschen getragenen Ideen, seine Zeit ist nicht die Uhrzeit, sondern sie hat einen eigenen Rhythmus, den er zur Entwirklichung seiner Ideen tragenden Menschen braucht. Sehr wertvoll sind die Bemerkungen Stepuns darüber, wie das Grübeln über das Wesen des Menschen und das Leiden an diesem Wesen den spannungsreichen Aufbau der Werke Dostojewskijs bestimmt: er illustriert dies an der Komposition der „Teufel“ und des „Idioten“. Nachdem Dostojewskij sich den entwirklichten Experimentierraum für seine Menschen geschaffen hat, die alle damit beschäftigt sind, das Rätsel Mensch zu lösen, setzt er sie unter einen gewaltigen Druck von Versuchungen, denn nur in der anormalen, der besonderen Situation offenbart der Mensch sein eigentliches Wesen. Es ist vor allem die Versuchung durch die Leidenschaft (genauer die Wollust) und durch den abstrakten Verstand der unbeherrschbaren Weltverbesserer, der Dostojewskij seine Personen aussetzt. Werden sie den Versuchungen standhalten, an ihrer

gottmenschlichen Existenz festhalten, die in der Erkenntnis liegt, daß göttliche Wahrheit und menschliche Freiheit untrennbar aneinander gekoppelt sind ?

Die Menschen Dostojewskijs sind nicht normale, lebendige Menschen; sie sind einmalige Inkarnationen von philosophischen Ideen. Das Wort „Idee“ kommt in Dostojewskijs Werken besonders häufig vor und mit Recht legt Stepun besonderen Wert darauf, was Dostojewskij darunter versteht, zu klären. Er unterscheidet zwei Arten von Ideen bei Dostojewskij: die erste ist — bildlich ausgedrückt — ein Samenkorn aus dem Jenseits: lebendige, weiterzeugende Kräfte, die irrational und unfaßbar, das Geheimnis, die Einmaligkeit einer jeden menschlichen Seele sind, die der Kunst ihre unaussprechbare Note verleihen, die ein Ahnen der großen Harmonie der Alleinheit vermitteln. Neben diesen göttlichen Ideen stehen aber bei Dostojewskij die dämonischen Ideen (Stepun nennt sie Ideologien), die keine transzendenten Realitäten sind, sondern von Menschen gemachte Theorien, philosophisch getarnte Machtgelüste eigenwilliger Individualitäten, die der Menschheit die Freiheit und damit die Erkenntnis der Wahrheit nehmen wollen. Der echten dienenden Freiheit des Gottmenschentums, der Gottergebenheit steht die revolutionäre Freiheit des Übermenschentums, der Auflehnung gegen Gott entgegen; im Herzen des Menschen kämpfen diese Freiheiten gegeneinander, Gott und Teufel liegen im Kampf um des Menschen Herz. Nur durch Leiden und Kampf vermag der Mensch die echte Wahrheit zu erringen. Die positive Freiheit zu Gott ist für Dostojewskij nur dort glaubhaft, wo der Kampf gegen Gott verloren wurde — daher seine hohe Einschätzung der Auflehnung gegen Gott und schließlich auch der Sünde; dies ist der Schlüssel zu seinem gefährlichen Wort „Liebet die Sünde“ (in den Entwürfen zu den „Brüdern Karamazov“).

Der Kampf zwischen Teufel und Gott im Herzen des Menschen findet seine Projektion in der Geschichte der Menschheit. Solange ein Volk in einer intensiv gefühlten aber unbewußten Idee ruht, lebt es ein starkes und lebendiges Leben. Es richtet sein Bestreben darauf, sich diese Idee voll bewußt werden zu lassen — doch mit der Bewußtwerdung ist zugleich auch der Beginn des Zerfalls da — an Stelle der Idee treten Ideologien, die die Einheit des Volkes auflösen. Diese Entwicklung hat der Westen durchgemacht. Dostojewskij hofft, daß Rußland das erste Volk sein wird, das die Fähigkeit besitzt, bewußt in der erkannten Idee zu bleiben: diese Idee ist die Verbrüderung aller Menschen im Zeichen Christi, die erst Rußland und dann durch seine Ver-

mittlung die ganze Welt zu einer einzigen Kirche machen wird. Stepun sieht sehr wohl das Gefährliche dieser These, die dem russischen Volk eine — wenn nötig gewaltsame — Missionstätigkeit zuspricht, wie sich seine Schrift überhaupt durch eine wohlthuende Objektivität und Tendenzlosigkeit auszeichnet. Seine hier nur kurz skizzierten Gedankengänge werden in prägnanten Formulierungen vorgetragen und lassen die Problematik der Gestalt Dostojevskijs sowohl als Künstler wie auch als Denker viel schärfer heraustreten als es zum Beispiel Lauths umfangreiches Werk zu tun vermag.

Auf der großen Antithese der Weltgeschichte — dem Kampf von Gott und Teufel — baut auch ANTANAS MACEINA („*Der Großinquisitor*“ *Geschichtsphilosophische Deutung der Legende Dostojevskijs*, F. H. Kerle Verlag, Heidelberg 1952, 340 S.) seine Dostojevskij-Exegese auf. Am Text der Legende vom Großinquisitor, die aus dem Zusammenhang der „Brüder Karamazov“ bewußt herausgelöst wird, entwickelt er eine groß angelegte christlich orientierte Geschichtsphilosophie. Die Weltgeschichte ist Kampfplatz von zwei ewigen Mächten: Christi und des Antichrist (durch den Großinquisitor repräsentiert). Der Kampf wird im Menschen und durch ihn ausgetragen; der Mensch ist Empörer und Sklave zugleich. Sein Empörertum manifestiert das Element der Freiheit, das Gott in ihn legte. Auf diesem baut Christus sein Wirken, während der Antichrist die Sklaveninstinkte ausnutzt. Um des irdischen Glückes willen verzichtet der Mensch nur allzu oft auf die Freiheit und damit auf seine Universalität, Ewigkeit und Personalität: er wird zu einem Teilwesen, Zeitwesen und Kollektivwesen. Christus setzt dagegen ein himmlisches Glück im Jenseits, das dem Menschen ohne diesen Verzicht den vollständigen und ewigen Besitz aller Güter verheißt. Ohne Zweifel ist das Buch Maceinas gut durchdacht und von seinen Voraussetzungen aus schlüssig. Es ist natürlich nur als Meditation im Anschluß an Dostojevskijs Werk, keinesfalls als seine Interpretation zu werten, was der Verfasser übrigens selbst mit sympathischer Offenheit betont. — Zum Widerspruch fordern so krasse Formulierungen heraus wie diejenige, daß die Geschichte vor Christus für den Menschen neutral sein könne und daß man vergessen dürfe, was vor Christus war (S. 82) und manche zu souveräne Auslegungen des göttlichen Willens.

Die Einführung zu Maceinas Buch, die sich mit dem Verhältnis von Philosophie und Dichtung befaßt, scheint mir ebenfalls nicht ganz überzeugend. Sätze wie „Den Inhalt dichterischer Werke bildet die Weltanschauung des Dichters“ (10) sind doch recht gewagt. Abgesehen da-

von, daß in einem echten Kunstwerk dieser Inhalt nie eindeutig ist und subjektive Interpretationen herausfordert, wird damit der Kunst ein Ernst zugesprochen, der ihr eigentliches Wesen zerstört. Dichtung ist nicht nur Objektivierung eines Inhalts durch Bilder und Symbole, den die Philosophie durch allgemeine Prinzipien und Begriffe objektivieren kann. Durch die organische Verschmelzung von Form und Gehalt, wobei die Form weitgehend den Gehalt bestimmt, gelangt ein irrationales Moment in die Kunst, wodurch sie gleichsam zum Symbol des Lebens wird, aber eben dieses irrationale Moment fehlt der Philosophie, und deshalb bedeutet die philosophische Interpretation eines Kunstwerks immer eine Verengung.

Alle diese Einwände sollen aber den Wert des Buches von Maceina, den es vom religionsphilosophischen Standpunkt aus besitzt, nicht schmälern. Ein Nachwort von WLADIMIR SZYLKARSKI versucht den ideengeschichtlichen Standort der Legende zu bestimmen: das Scheitern der Hoffnung auf ein irdisches Friedensreich und die Erkenntnis, daß das verheißene Reich Christi nur im Jenseits Wirklichkeit werden könne, eine Erkenntnis, die Solovjev in seinen „Drei Gesprächen“ sehr eindringlich gestaltet.

Das Verhältnis Dostojewskij—Solovjev ist auch das Thema einer besonderen Schrift W. SZYLKARSKIS (*Solovjev und Dostojewskij*; Götz Schwippert Verlag, Bonn 1948, 72 S.). Der Verfasser erbringt ausführlich den Nachweis, daß nicht wie einige Dostojewskij-Interpreten annahmen, Dostojewskij der Lehrer Solovjews gewesen sei, sondern im Gegenteil der junge Philosoph den alternden Schriftsteller gedanklich stark beeinflusste. Es wird die Hypothese vertreten, daß die „Legende vom Großinquisitor“ unter dem unmittelbaren Einfluß der von Solovjev vollzogenen Übertragung der biblischen Erzählung von den drei Versuchungen Christi auf das historische Gesamtwerk der katholischen Kirche entstanden ist. Darüber hinaus vermittelt das Buch einen Einblick in die Ideologie des für das Verständnis Dostojewskijs so wichtigen russischen Messianismus und bietet eine erschöpfende Darstellung der Haltung Solovjews zur Orthodoxie und zum römischen Katholizismus.

Mit den Quellen Dostojewskijs befaßt sich auch die ungemein reichhaltige Broschüre von DMITRIJ TSCHIŽEVSKIJ (Čyževskýj) „*Dostojewskij und Nietzsche*“ (Kleine Schriften aus der Sammlung Deus et anima, Heft 6, Köln 1947, 14 S.). Der Nachweis dafür, daß Nietzsche seine Zentralidee von der „ewigen Wiederkunft“ und die des „Übermenschen“ von Dostojewskij übernommen habe, läßt sich nicht er-

bringen, da man nicht mit Sicherheit festzustellen vermag, was Nietzsche von Dostojevskij gelesen hat. Der Verfasser zeigt in seiner Studie aber sehr überzeugend, daß Dostojevskij diese beiden Ideen von dem russischen Denker Nikolaj Strachov (1828—1896), seinem nahen Mitarbeiter, übernahm, der sie als notwendigen logischen Abschluß der Entwicklung westeuropäischen Denkens in seiner Entfernung von der Tradition des deutschen Idealismus einerseits und den Grundsätzen des christlichen Theismus andererseits, voraussagte und ablehnte. Strachovs Kampf galt der primitiven Aufklärung, die sich in Rußland in der Mitte des vorigen Jahrhunderts breitmachte. Er verteidigte mit naturwissenschaftlichen Argumenten, denn nur diese hatten in der damaligen Atmosphäre Aussicht gehört zu werden, die Zentralstellung des Menschen in der Welt, besonders in der Geschichte, d. h. die Grundvoraussetzungen der christlichen Weltanschauung. Die Idee der „ewigen Wiederkunft“ ergibt sich für Strachov aus dem typisch aufklärerischen Gedanken, daß andere Planeten bewohnt sein könnten. Die letzte Konsequenz daraus wäre die Negation eines Sinnes im geschichtlichen Prozeß, der sich unendlich oft in der für die Aufklärung unendlichen Zeit wiederholen würde. Auch das Problem des Übermenschen wird von Strachov als die Konsequenz der aufklärerischen Anschauung, der Mensch sei nicht die letzte, höchste Stufe in der Welt der Lebewesen bekämpft. Mit Recht sieht er darin einen Versuch der Hegelschen Linken, die Ethik und das gesamte System der Werte zu relativieren. Nietzsches Gedanke vom Übermenschen scheint ebenfalls in der Tradition des Linkshegelianismus zu wurzeln. Auch dieses Problem behandelt Strachov rein biologisch. Beide Ideen werden aber von Dostojevskij auf das ethisch-religiöse Gebiet verschoben und stehen mit einem der Grundprobleme des Schaffens Dostojevskijs mit dem Problem der Unsterblichkeit in engstem Zusammenhang. Den Gedanken von der „ewigen Wiederkunft“ legt er dem Teufel im Gespräch mit Ivan Karamazov in den Mund: anstelle der Unsterblichkeit tritt die ewige Dauer mit sich stets wiederholendem gleichen Inhalt. Die Idee des Übermenschen wird ebenfalls im Gespräch mit dem Teufel aufgeworfen, Anspielungen darauf finden sich aber in den „Brüdern Karamazov“ und auch in „Schuld und Sühne“ häufig. Die „geologische Umwälzung“ die den „höheren Menschen“ hervorbringen soll (der Ausdruck stammt, wie der Vf. überzeugend nachweist, von Strachov) wird bei Dostojevskij zum Symbol einer religiösen und sittlichen Umwälzung. Der Mensch der höheren Stufe verzichtet auf die Illusion der Unsterblichkeit und der Ewigkeit und ist eher bereit,

die ewige Dauer als Ewigkeit anzunehmen. Sowohl Strachov als auch Dostojewskij lehnen diese Ideen, die Nietzsche als das „neue Wort“, das die Menschen in der Zukunft leiten soll, preist, im Namen der christlichen Weltordnung schärfstens ab. Beide gehen viel weiter als die damaligen russischen Aufklärer und wollen die letzten logischen Konsequenzen von Ideen aufzeigen, über deren Abgründigkeit sich ihre Vertreter keine Vorstellung machten. — Den Gedanken einer „nichteuclidischen Vernunft“ (in der Aufklärung ein Mittel, durch Aufstellung mehrerer Vernunfttypen die Zentralstellung des Menschen im Kosmos zu untergraben), übernimmt Dostojewskij ebenfalls von Strachov, schaltet aber auch ihn aus der theoretischen in die religiös-sittliche Sphäre um. Äußerst interessant und wegweisend ist die Schlußbemerkung des Verfassers, wonach das Problem der Unsterblichkeit bei Dostojewskij eine christliche „Transposition“ des Grundproblems des gesamten Schaffens Dostojewskijs, des Problems der Fülle und Vollwertigkeit des konkreten menschlichen Daseins sei. Wie stets bei den Arbeiten des Vf.s legt man auch diese Schrift durch neue Erkenntnisse bereichert und zu weiterer Forschung angeregt aus der Hand.

Einen zweifelhaften Wert besitzt die kleine Broschüre HANS VON RIMSCHA „*Dostojewskij — ein Antipode Goethes*“ (Veste Verlag, Coburg 1949, 26 S.) Der Verfasser will die beiden Dichter als Repräsentanten zweier verschiedener Welten sehen. Dostojewskij vertritt den Osten, für den der Vf. die nicht gerade präzise Bezeichnung „russisch-östlich-eurasische“ Welt prägt, Goethe — das Abendland. Für die zwei „Traditionsfaktoren“ dieser russisch-östlich-eurasischen Welt erklärt er 1. ihre Tatabgewandtheit, 2. die nackte Gewalt, die sich über den abendländischen Persönlichkeitsbegriff hinwegsetzt. Diese Gegensätze soll Dostojewskij in sich vereinigen. Der Christus und der Inquisitor der „Legende“ sind nur zwei Elemente der gleichen — eben der östlichen Welt, die in ihrem gleichmacherischen, entpersönlichenden Bestreben, dem Individuellen, Gestalteten und Geformten der abendländischen Welt Goethes feind ist. Es ist unbegreiflich, wie von Rimscha aus den Romanen Dostojewskijs eine Apologie der Gleichmacherei herauslesen konnte; gerade die Legende selbst ist das schlagendste Pamphlet dagegen und auch das Zitat aus den „Teufeln“ beweist nur, wie klar Dostojewskij ihre verderblichen Folgen sah und wie eindringlich er davor warnte. Was die „Tatabgewandtheit“ betrifft, so scheint sie mir, faßt man „Tatenfreude“ in dem kriegerischen Sinne, wie v. Rimscha sie definiert, von Christus selbst gepredigt worden zu

sein, und es liegt wirklich kein Grund vor, das Abendland für diese Korrektur am östlichen Christus zu loben. Ich glaube aber überhaupt, daß derartige Simplifikationen nur dazu angetan sind, die Begriffe über Ost und West zu verwirren und gerade heute sollte man sich um ihre Klärung bemühen (vgl. zu v. Rimschas Schrift auch die Besprechung von LUDOLF MÜLLER in „Begegnung“ Jahrg. 6 (1951) Heft 5, S. 138).

Neben den besprochenen Veröffentlichungen in Buchform stehen Essays, die in Sammelbänden eines Verfassers erschienen und die sich ebenfalls mit der Religionsphilosophie Dostojewskijs befassen. Einen interessanten Beitrag zur Deutung Dostojewskijs gibt WALTER REHM im ersten Aufsatz seines ungemein reichhaltigen Buches „*Experimentum medietatis*“ (*Studien zur Geistes- und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts*; Verlag Hermann Rinn, München 1947, 268 S.), das vier große Dichtergestalten des 19. Jahrhunderts — Jean Paul, Dostojewskij, Gončarov und Jacobsen — vom Standpunkt des christlichen Existenzialismus her verstehen will. An Dostojewskij reizt Rehm die Darstellung des Negativ-Religiösen. Er sucht die dichterische Gestaltung des Unglaubens zu analysieren. Die nicht glaubenden Gestalten Dostojewskijs haben sich selbst, ihr eigenes Ich an Gottes Stelle gesetzt. Sie unternehmen den schon vom hl. Augustinus verdamnten Versuch, sich selbst — den Menschen — zum Mittelpunkt der Welt zu erheben (*experimentum medietatis!*). Wie Luzifer empören sie sich gegen Gott, sie stürzen, sie morden ihn. Aber von der selbstherrlich usurpierten Mitte werden sie wie Luzifer nach unten abgetrieben. Der Mensch reicht nicht aus, um die Stelle Gottes auszufüllen. Der Usurpator muß kläglich am Nichts der eigenen Unzulänglichkeit scheitern. Die Unmöglichkeit des Lebens ohne Gott wollte Dostojewskij in seinem großen geplanten Roman über den Atheismus beweisen. Die Personen seiner verwirklichten Romane sind gleichsam Vorstudien zu diesem großen Werk, die verschiedene Aspekte der atheistischen Haltung wiedergeben wollen. Sie finden ihren Höhepunkt in der Gestalt des Großinquisitors, der die gefährlichste Variante des Unglaubens verkörpert. In seiner Theorie der Menschheitsbeglückung, die für das Glück der meisten die Gewähr bietet, liegt ein Teil christlicher Ethik beschlossen, die sie so verführerisch, so überzeugend und — so verderblich macht. Denn der wesentlichste Bestandteil christlicher Lehre — die Freiheit der Entscheidung zum Glauben an Gott oder gegen ihn — ist daraus verbannt. Ohne diese freie Entscheidung, für die es die Voraussetzungen zu schaffen, nicht wegzuz-

räumen gilt, gibt es keinen echten Glauben. In überzeugender Analyse einzelner ungläubiger, antiheiliger Gestalten Dostojewskijs und in der ausführlichen Interpretation der Legende vom Großinquisitor zeigt Rehm, wie Dostojewskij die Entscheidung für oder wider den Glauben fordert, die Wahl zwischen dem „Sprung“ in den unbedingten Glauben oder dem Nichts der Verzweiflung. Aus Rehms Ausführungen geht allerdings nicht klar hervor, ob der Mensch diesen rettenden „Sprung“ aus eigener Kraft tun kann oder der göttlichen Gnade dazu bedarf. Besonders wertvoll werden seine Bemerkungen durch die Fülle von Parallelen mit anderen Dichtern des 19. Jahrhunderts, aus denen die Verzweiflung der entgotteten Welt spricht.

Auch WALTER NIGG widmet in seinem „*Religiöse Denker*“ (Büchergilde Gutenberg, Zürich 1948, 420 S.) betitelten Buch Dostojewskij einen Abschnitt (neben Kierkegaard, Nietzsche und van Gogh). Die Untersuchung, die sich mit Dostojewskij befaßt, ist schon rein formal sehr geschickt aufgebaut; sie gibt die symbolische Ausdeutung eines Kindheitserlebnisses des Dichters (der bekannten Erzählung aus dem Tagebuch eines Schriftstellers, die von der Angst des Knaben vor dem angeblich nahenden Wolf und seiner Beschwichtigung durch einen Bauern erzählt), indem sie es auf sein späteres geistiges Erleben bezieht, und gewinnt damit eine schöne Geschlossenheit der Darstellung. Nigg spricht den Gedanken aus, man begriffe bei Dostojewskij erst wieder, daß Christus eine Erscheinung sei, die nicht der Vergangenheit sondern der Zukunft angehöre, daß das Evangelium erst in den Anfängen seiner Erfüllung stehe. Nicht Rückkehr zum alten Christenglauben wäre damit die Forderung der Zeit, sondern die endliche Verwirklichung der Liebe Christi in höherer Potenz und vielleicht auf anderer Ebene, als es bisher geschah. Mit Recht weist Nigg darauf hin, daß man bisher vorwiegend nur die polemische Seite der Legende vom Großinquisitor beachtet, das Positive am neuen Christusbild, das bei Dostojewskij mit bezwingender, einen „Sturm von Wahrheit und Liebe“ entfesselnder Überzeugungskraft zum Ausdruck kommt, übersehen hat. Dem Sinn der Legende scheint mir Nigg mit seinen behutsamen Deutungen und seinem feinen Einfühlungsvermögen von allen Dostojewskij-Interpreten am nächsten zu kommen.

Wenn GEORG LUKÁCS in seinem Dostojewskij-Aufsatz (*Der russische Realismus in der Weltliteratur*, Aufbau Verlag, Berlin 1952, 541 S.) es auch nicht lassen kann zu behaupten, daß die Fragestellung Dostojewskijs eine Revolte „gegen jede moralische und seelische Deformation der Menschen, die die kapitalistische Entwicklung hervorgerufen hat“

(S. 145) sei, so bringt er doch aus seiner antichristlichen Sicht heraus einige überzeugende Aspekte. Es ist wahr, daß gerade die Atheisten Dostojevskijs wirkliche Tiefe des Gedankens und echte Inbrunst des Suchens haben (S. 146), und viel für sich hat auch die These, daß das gottlose „goldene Zeitalter“ Dostojevskijs „der wirklich echte Kern, der wahre Goldgehalt der Dostojevskijschen Utopien“ sei (147). Von den vielen allzuchristlichen konfessionell gebundenen Interpreten Dostojevskijs wird dieser seltsame Traum Dostojevskijs gern vertuscht oder zurechtinterpretiert. Der Satz Lukács': „Die spontane, wilde und blinde Revolte der Dostojevskijschen Gestalten geschieht im Namen dieses goldenen Zeitalters, hat, was immer der Inhalt des seelischen Experiments sei, eine unbewußte Intention auf dieses goldene Zeitalter“ (147) stellt das Problem mit aller Schärfe heraus, wenn Lukács auch natürlich verschweigt, daß die Ethik Christi für die Erschaffung dieses irdischen Paradieses für Dostojevskij die unerläßliche Voraussetzung ist.

Ein gedanklich restlos überzeugendes und stilistisch brillantes Vorwort zu einer amerikanischen Ausgabe der frühen Werke Dostojevskijs schrieb THOMAS MANN (erschienen in *Die Fähre*, Jahrg. 2, Heft 9. 1947 und im Sammelband *Neue Studien*, Suhrkamp Verlag, Berlin und Frankfurt am Main 1948, 177 S. „Dostojevskij mit Maßen“ S. 87-110). Mann führt die dämonische Genialität Dostojevskijs auf seine Krankheit zurück. Krankheit braucht nach Mann durchaus nicht immer etwas Negatives zu sein. Es kommt darauf an, wer krank ist. Im Falle eines Hochbegabten wie Dostojevskij ist sie ein Stimulans, das tiefste Einblicke, geniale Erkenntnisse zu gewähren vermag. Gewisse Errungenschaften der Seele und der Erkenntnis sind ohne die Krankheit, den „Wahnsinn“, nicht möglich, die großen Kranken sind Gekreuzigte und Opfer der Menschheit und ihrer Erhöhung, der Erweiterung ihres Fühlens und Wissens. „Daher die religiöse Aura, die das Leben dieser Menschen so deutlich umgibt und auch ihr Selbstbewußtsein so tief beeinflußt“, (Neue Studien S. 102).

In jeder Absonderung und Entfremdung vom bürgerlich Anerkannten, jeder denkerischen Selbständigkeit und Rücksichtslosigkeit, die bei dem Künstler eo ipso gegeben ist, sieht Mann eine Analogie zur Existenzform des Verbrechers. Die tiefe, rücksichtslose, ins Letzte bohrende Künstlerschaft Dostojevskijs läßt Thomas Mann von seinem „verbrecherischen Heiligenantlitz“ sprechen, eine Formulierung allerdings, die in weniger geschickten Händen zu einem gefährlichen Text für schwülstige Predigten werden kann. — Sehr geistreich bemerkt

Mann, daß es sich bei Dostojewskij, der für einen großen Psychologen gehalten wird, im Grunde um „psychologische Lyrik“ handelt, um eine schonungslose Enthüllung der eigenen verbrecherischen Gewissens-tiefen, ohne reales Verbrechen, woraus die furchtbare moralische Wucht, die religiöse Schrecklichkeit von Dostojewskijs Seelenkunde resultiere. Der Hinweis Manns darauf, daß Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft aus Dostojewskij stammen könne, findet in Tschizewskijs Untersuchung (s. o.) seine Antwort. Ausgezeichnet ist die kurze Interpretation der „Aufzeichnungen aus dem Kellerloch“: in den antihumanen Paradoxa des Kellerlochmenschen erkennt Mann mit Recht seine Liebe zur Menschheit, eine durch alle Höllen des Leids und der Erkenntnis hindurchgegangene Humanität. Thomas Mann sieht in Dostojewskij den großen besessenen Künstler, den sein Leiden befähigt, letzte Dinge, letzte Tiefen des Menschseins zu gestalten — man spürt aber die leise Reserve dem nicht immer geschmackvollen Menschen Dostojewskij gegenüber, dessen Stimme zuweilen auch in den Werken des Künstlers laut wird. Wie heilsam wäre dieses bewundernd-abstandhaltende Verhältnis für manchen Dostojewskij-Interpreten!

Auch die stattliche Reihe von Aufsätzen über Dostojewskij, die in Zeitschriften erschienen und von denen hier nur eine Auswahl geboten werden kann, beschäftigt sich durchweg mit seiner Gedankenwelt, vorwiegend mit seiner Religiosität. Ihre Ergebnisse widersprechen sich zum Teil diametral. Fast durchweg macht sich die Tatsache störend bemerkbar, daß die deutschen Forscher auf die außerordentlich schlechte Übersetzung der Romane in der Piper-Ausgabe angewiesen sind und die in Anordnung und Auswahl sehr anfechtbaren Bände der gleichen Ausgabe benutzen müssen, die die Publizistik und die Konzepte Dostojewskijs enthalten. Geht die Dostojewskij-Auslegung zu solchen Feinissen über, wie man sie immer wieder liest, so wäre eine Revision der Piperschen Übertragung das erste Gebot. Man kann getrost behaupten, daß es aus keiner Sprache so unsinnige Übersetzungen ins Deutsche gibt wie aus dem Russischen (man lese nur die neue Übersetzung der „Toten Seelen“ GOGOLS im Winkler-Verlag München, eine äußerlich schöne Dünndruckausgabe mit einem hervorragenden Nachwort von Dmitrij Tschizewskij!). Es stimmt durchaus nicht, daß Dostojewskij leicht zu übersetzen sei, weil er ein schlechtes Russisch schreibe (eine leider recht verbreitete Ansicht). Seine scheinbare atemlose Schludrigkeit, die übrigens von feinen Jargonnuancen strotzt, ist sein durchgehaltener Stil, der für die Auslegung seiner Werke von eminenter Bedeutung ist. Der große Niveausunterschied in russischen

und deutschen wissenschaftlichen Arbeiten über ihn (ich meine nicht essayistische Auslassungen im Stil MEREŽKOVSKIJS, die in Deutschland hauptsächlich bekannt sind), geht eben auf diesen Mangel an einigermaßen brauchbaren Verdeutschungen seiner Werke zurück.

Von diesem Mangel sind nur wenige Aufsätze nicht betroffen: Eine gute objektive Darstellung der Gedankenwelt Dostojevskijs gibt ALFRED RAMMELMEYER (*„Aufstand gegen den Westen, Zur Weltanschauung und Frömmigkeit F. M. Dostojevskijs“*, Zeitwende, Jahrg.. 20, Heft 6, S. 431—440). Die Ergebnisse der neuesten russischen Forschung sind ihm geläufig und er versucht nicht, Dostojevskij in eine Weltanschauung zu zwingen, so daß seine Arbeit eine zuverlässige kurze Einführung in das Schaffen Dostojevskijs darstellt.

Sehr instruktiv und objektiv ist auch der Aufsatz von NIKOLAI VON BUBNOFF (*„Die soziale Problematik in Dostojevskijs dichterischem Lebenswerk“*, Philosophische Studien Bd. 2 (1950) S. 344—362). Der Vf. gibt eine klare Darstellung der Haltung Dostojevskijs zum Sozialismus, der sowohl die Frage, ob die sozialistische Gesellschaftsordnung mit der freien Selbstbestimmung der Persönlichkeit vereinbar sei, als auch die Frage, ob Sozialismus und christlicher Glaube sich verträgen, verneinte. Er weist darauf hin, daß die Angriffe Dostojevskijs eigentlich gegen den Marxismus, nicht aber gegen den gemäßigten Sozialismus gerichtet seien. Die von ihm gepredigte Gleichheit kann nur um den Preis der Freiheit verwirklicht werden, die des Menschen kostbarstes Gut ist. Ein besonderes Verdienst Bubnoffs hegt darin, daß er die Utopie Versilovs ausdrücklich erwähnt und auf ihren Widerspruch zu der immer wiederkehrenden Behauptung Dostojevskijs, daß der Verlust des Unsterblichkeitsglaubens unvermeidbar zur Auflösung aller Moral und zum Selbstmord führt, hinweist. Eine Lösung dieser Aporie gibt Bubnoff nicht.

Zu einer scharfen Ablehnung Dostojevskijs als Politiker und als Christ kommt HANS KOHN (*„Dostojevskij, Ein politisches Porträt“*, Der Monat, Jahrg. 2. Heft 13/14 S. 78—88, 187—192), der ihn aber für einen echten Dichter, für einen der größten Künstler aller Zeiten hält. Dostojevskij hat nach Kohn weder Klarheit des Denkens noch historische Einsicht noch umfangreiches Wissen besessen, aber er hatte ein feuriges Herz und eine brennende Leidenschaft für die nationale Größe und Sendung des russischen Volkes. Nie ist der Nationalismus weiter zum Extrem getrieben und zu ärgerer Blasphemie gesteigert worden. Es wird von Dostojevskij der Ausschließlichkeit fordernde Fanatismus eines völkischen Gottes gepredigt, wie im primitivsten

Altertum, ohne jede Spur der ethischen Erhöhung zu einem Gott der universalen Gerechtigkeit, wie ihn die jüdischen Propheten gefordert haben. Das Verhältnis von Staat und Kirche im Westen und im Osten sieht Dostojewskij völlig falsch: die westliche Kirche hatte dem Staat Widerstand geleistet, die östliche unterwarf sich ihm leicht. Kohn zitiert den Ausspruch des New Yorker Slavisten Simmons, wonach man nur anstelle Dostojewskijs „Mission des orthodoxen Glaubens“ — Kommunismus und anstelle des „panslavischen Krieges gegen Europa“ — Weltrevolution zu setzen habe, um erstaunliche Parallelen zwischen Dostojewskij und Sowjetrußland zu bekommen. Der Vf. betont mit aller Schärfe, daß Dostojewskijs Nationalismus in seiner Weltanschauung eine zentrale Stellung einnimmt, von dem aus gesehen alle seine Paradoxe sinnvoll werden.

Eine objektive Untersuchung widmet dem gleichen Thema HANS HERZFELD (*Dostojewskij und die russische Staatsidee*, Universitas, Jahrgang 1 Heft 3/4). Nach einer wohl ausgewogenen Darstellung der politischen Gedanken Dostojewskijs bei der seine Widersprüche klar herausgearbeitet werden (Dostojewskijs crux ist und bleibt die Überzeugung von der Auserwähltheit des russischen Volkes, die alle Weltverbrüderungsthesen ad absurdum führt), zeigt der Vf. die Parallelen, die sich trotz der diametral entgegengesetzten Positionen zwischen Dostojewskij und dem Bolschewismus ziehen lassen; es ist zum Beispiel die Absolutheit des Glaubens, der bei Dostojewskij in religiöser Gestalt, beim Bolschewismus in säkularisierter Form auftritt; der religiösen Staatsfremdheit Dostojewskijs steht seine rückhaltlose Bejahung einer religiös idealisierten Autokratie gegenüber — die gleiche faktische Einfügung in den Staatsabsolutismus liegt beim Bolschewismus mit der Diktatur des Proletariats vor; die fanatische Glaubensfähigkeit des Russen, für die Dostojewskij gern als Zeuge angeführt wird, läßt angesichts des fanatischen Idealismus der russischen Revolution, im Kommunismus nur den negativen religiösen Fanatismus sehen usw. Der Vf. gibt eine Skizze der russischen Geschichte, um daraus einige Ideen Dostojewskijs zu erklären, warnt aber mit Recht davor, seine Ausführungen als dogmatische Äußerungen über das „Wesen“ des Russentums aufzufassen. Dostojewskij steht am Ausgang einer Entwicklungsperiode Rußlands (des Zarismus) und hat es vermocht, nicht nur abschließend die Problematik dieser Periode sichtbar zu machen, sondern auch große Züge des Russentums (seine Ideengläubigkeit, seinen Mut zum Grenzenlosen) zum Ausdruck zu bringen.

Einen interessanten Beitrag zur Dostojewskij-Forschung bietet

ALFRED DÖBLIN (*Goethe und Dostojewskij*, Das Goldene Tor, Jahrg. 4 Heft 4 S. 276—282) in einer neuen Fassung des im „Ganymed“ 1921 erschienenen Aufsatzes gleichen Titels. Döblin sieht in Dostojewskij einen gewaltigen Erzähler, einen Gestalter von Figuren und Situationen, der es verstanden hat, den russischen Menschen ein Bild vom russischen Volk aufzuprägen, das nur seiner inneren Realität entstammt. Er liebte das Volk nur, indem er ihm von seiner Idee gab, von der jüdischen Idee der Gotträgerschaft, die, wie alle seine Ideen aus der Epilepsie gespeist, sich bis zur Unkorrigierbarkeit verfestigte. Auch das Gefühl des Böses, der Schuld und Sünde fließen daraus und damit die Eigentümlichkeiten seiner Figuren, die als Eigenschaften des russischen Volkes vorgeführt werden. Mit Recht weist Döblin auf den Mißbrauch hin, der (nicht nur von Dostojewskij) mit dem unklaren Begriff „Volk“ getrieben wird. — Die Entgegenstellung zu Goethe gründet Döblin auf dem Begriff der Sünde und der Schuld, die in Goethes Weltbild keinen Platz hatten, während sie bei Dostojewskij den Eckstein bilden. Goethe war kein von seinen Leidenschaften, Visionen und Wildheiten ver-sklavtes Geschöpf, seine Funktion war es, die Distanz zur Erregung und zu den Leidenschaften des europäischen Alltags zu zeigen, eine große allgemeine Beruhigung auszuströmen.

Den Schlüssel zum Verständnis Dostojewskijs sucht C.-F. RAMUZ ebenfalls in seiner Epilepsie (*Über Dostojewskij*. Sinn und Form Jahrg. 1. Heft 1). Dostojewskij lebt nicht wie Tolstoj mit dem Rhythmus der Natur in ihrem Sterben und Auferstehen, sondern in den Anfällen seiner Krankheit. Dostojewskij ist der typische kranke Städter, der der Naturfrische Tolstoj's seine „abgeschabten Divans“ entgegengesetzt. Interessant sind die Bemerkungen des Vfs. über das Verhältnis Joseph Conrads zu Dostojewskij, der „einen gewissen üblen Geruch“ an ihm verspürte. Die Ähnlichkeit beider Schriftsteller liegt zutage, doch verdrängte Conrad gewaltsam die Fragen, die Dostojewskij behandelte und die auch ihn quälten — daher sein leidenschaftlicher Haß. Man könnte diese Beobachtung vielleicht auch auf stilistische Momente ausdehnen.

Wie gut ALFRED ANTKOWIAK („*Anmerkungen zu Dostojewskij*“, Der Aufbau Jahrg. 6, Heft 2 S. 179—82) über die Dostojewskij-Literatur informiert ist, geht aus seiner Behauptung hervor, die religiöse Literaturkritik habe ihn fast vollständig ignoriert! Er versucht nachzuweisen, daß Dostojewskij nur vom sozialen Aspekt her auszuschöpfen sei, eine von vornherein aussichtslose Position, die zu völliger Verzeichnung Dostojewskijs führen muß: seine Gestalten sind, nach dem

Vf., menschliche Wesen, die in eine feindliche Gesellschaft hineingestellt sind, die ihr Gleichgewicht verloren haben und sich nicht harmonisch in den Sozialprozeß einfügen. Um ihr „Equilibre wiederzufinden, bäumen sie sich auf und springen bedenkenlos ins Unbekannte“ (180). Auch die Behauptung, Dostojewskij interpretiere, „in seinen Werken durch seine abnorm-pathologischen Gestalten die wirkenden Kräfte und Tendenzen des herrschenden Sozialkreises, zwar transformiert in das Individuelle, doch ohne Verleugnung der realen Tatsache der Gesellschaft“ (182) scheint mir für das Verständnis Dostojewskijs wenig Überzeugendes zu bieten.

Die Frage „*Wie stehen die Kommunisten zu Dostojewskij?*“ (Neues Deutschland, Berlin 9. II. 51 abgedruckt in „Ostprobleme“ Jahrg. 3. Nr. 9 S. 277/78) beantwortet ACHIM WOLTER dahingehend, daß die Kommunisten Dostojewskij für einen großen Künstler halten, seine Gedankenwelt aber ablehnen, da er die entsetzliche Lage des Volkes verschleiert habe. Dostojewskij analysiert nach dem Vf. die Zwiespältigkeit des durch den Kapitalismus degradierten Menschen, ohne die Ursache dieser Zwiespältigkeit aufzudecken. Das zufällig Klassengebundene erhebt er durch seine Idealisierung des „Duldens“ zum Geschichtlich Notwendigen. So ist es kein Wunder, wenn sich die amerikanische Kulturbarbarei bemüht, ihn für ihre Zwecke zu mißbrauchen!

Über *Das Bild des Verbrechers in Dostojewskijs Romanen, Ein Beitrag zur Unterschiedlichkeit europäischen und russischen Rechtsempfindens* (Die Erlanger Universität Jahrg. 1. Nr. 10/11 S. 134/35, 159/60) schreibt KONRAD MEIDINGER, offenbar ohne Dostojewskij aufmerksam gelesen zu haben: mit der „Schilderung der auftretenden, handelnden und leidenden Personen“ in Dostojewskijs Romanen soll nichts anderes beabsichtigt sein als der Beweis der These „Am russischen Wesen soll die Welt genesen“, und Dmitrij Karamazov, der den zur Heilung der Welt berufenen Menschen darstellen soll, hält er für einen Mörder! Dem Russen als „chthonisch dunklen Triebmenschen“ (159) offenbart Gott im Verbrecher seine Allmacht, in Dostojewskijs Verbrechertypen soll das allgemein slavische Rechts- und Unrechtsempfinden sinnfällig geworden sein! Es lohnt sich nicht, diesen Unsinn zu widerlegen, aber bezeichnend für die unbekümmerten Schlüsse von Dostojewskij auf die „russische Seele“ sind die Ausführungen des Vf.s unbedingt.

Unter den Interpretationen von evangelisch-theologischer Seite, ist der Aufsatz von ALFRED ADAM („*Der Erlösungsgedanke bei Dostojewskij*“ Zeitwende Jahrg. 19. Heft 6 S. 322—329 und gekürzt „*Christusidee*

und Menschenbild bei Dostojewskij“ in „Wort und Dienst“, Jahrbuch der theolog. Schule Bethel 1950 S. 14—25) besonders interessant. Nach einer eindringlichen Untersuchung der Forderungen Dostojewskijs und ihrer logischen Konsequenzen kommt der Vf. zu dem Ergebnis, daß Dostojewskijs Lehre die radikale Aufhebung jeder Möglichkeit einer Kirche auf Erden bedeutet. Dostojewskij denkt durchaus säkular: seine Umwandlung des Volkes zu einer Kirche ist von machtpolitischen Erwartungen getragen. Dostojewskij meint in seinem Lob der russischen Kirche nicht die alte historische Orthodoxie, sondern die Auferstehung der russischen Volksseele zu einer neuen Verkörperung universalen Kirchentums, das Staat, Kirche und Kultur in einer kommenden großen Einheit zusammenschließt. Er gehört zu den „terribles simplificateurs“ (ein Wort Burekhardts), wenn er behauptet das Reich Gottes würde auf Erden sein, wenn die westliche Kultur vernichtet sein werde. Mit Recht wendet sich der Vf. gegen die Bagatellisierung von Dostojewskijs Messianismus in der Forschung. — Die Theorien Dostojewskijs über Kirche, Staat und Volk sind nicht christlich. Adam fragt, ob man die Botschaft von der unbedingten, voraussetzungslosen Liebe wirklich christlich nennen könne, ob nicht die Behauptung, daß Gott sowohl in der Weltbejahung als auch in der Weltverneinung sei, schließlich auf eine „ästhetische Utopie“ hinauskomme. Von hier aus gewinnt das Wort Myškins: „Die Schönheit wird die Welt erlösen“ eine neue — jedenfalls unchristliche — Bedeutung. Die Schau der grenzenlosen, unbedingten Liebe, die sich allem Geschehen, auch dem bösen, öffnet, ist der tiefste Kern der Lehre Dostojewskijs. Die gewaltlose Weltkirche der Zukunft soll durch das russische Volk verwirklicht werden, nicht etwa durch Christus nach seiner Wiederkunft — sie ist bei Dostojewskij als politische Hoffnung gedacht. Sehr bestechend ist Adams Interpretation der „Legende“: Christus offenbart durch seinen wortlosen Kuß sein Wesen als die Erscheinung der allgöttlichen Liebe auf Erden. Dieser Christus sagt nicht wie der Christus der Evangelien: „Vater vergib Ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“, sondern „Vater vergib Ihnen, obwohl sie wissen, was sie tun“. Dostojewskijs Christus ist ein Geist-Christus, der nicht zum Glauben an das Evangelium auffordert, sondern gleichsam das verkörperte ewige Sein, den verkörperten Heiligen Geist darstellt; was die Christusgestalt bei Dostojewskij an Substanz verloren hat, wird auf den neuen Geistträger — das einfache russische Volk übertragen. „Die Akzente haben sich verschoben, und das neue Wort hat anderen Sinn als alles, was bisher in der christlichen Kirche gesagt war“ (336).

Die Erklärung für diese Entwicklung Dostojevskijs sieht der Vf. darin, daß er das Alte Testament zu wenig gekannt, sich ausschließlich mit den Evangelien befaßt habe; als ihre Vorstufe und ihr Ziel habe er daher folgerichtig das Gesetz des eigenen Volkstums einsetzen müssen. Man wird zugeben, daß diese Deutung Dostojevskijs viel für sich hat und die üblichen schwülstigen Predigten und die „tiefen“ Exegesen Dostojevskijs weit hinter sich läßt.

Das Problem des Menschen bei Dostojevskij behandelt sehr überzeugend MARTIN DOERNE (*Zu Dostojevskijs Menschenbild*, Theologische Literaturzeitung 73. Jahrg. Nr. 12 Spalte 729—36). Hinter dem Wirbel der Einzelmenschen sieht Dostojevskij das Leitbild des Menschen, den wirklichen Menschen wie er ist. Dieser wirkliche Mensch offenbart sich in der Existenznot, in der Bedrohung von innen und außen; in der Lebensbedrohung leuchtet das Urerlebnis auf: der wirkliche Mensch ist der leidende, der an sich selbst kranke Mensch. In Dostojevskijs Werk treten mit besonderer Menschenkenntnis ausgestattete Personen auf, die der Vf. als „Botschafterfiguren“ bezeichnet und die Dostojevskijs Sprachrohr sind: Doerne unterscheidet drei Typen; 1. zynische — wie Svidrigajlov, Stavrogin, 2. richterliche — wie Porfirij Petrovitsch, 3. seelsorgerische — wie Myškin, Zosima, Sonja. Die Kenntnis des Menschen kann nicht in einer isolierten Wissenschaft von der Seele Raum finden, diese selbst muß in eine umfassende Lehre vom Wesen des Menschen gestellt werden. — Die 28. These von Luthers Heidelberger Disputation „Peccatores sunt pulchri quia diliguntur, non ideo diliguntur quia sunt pulchri“ bringt der Vf. mit Recht in enge Verbindung mit Dostojevskijs Lehre vom sündigen Menschen. Die Liebe ist nach Dostojevskij eine Weise schöpferischer Menschenkenntnis, die zu betätigen der Mensch ermächtigt ist. — Die sittliche Verantwortung des Menschen und die Unsterblichkeit der Seele sind die zwei wesentlichen Punkte von Dostojevskijs Anthropologie, wie auch die der christlichen, doch ist sein Menschenbild nicht einheitlich aus dem christlichen deutbar. Der Atheismus wird nicht widerlegt, sondern liebevoll in die Endhorizonte der christlichen Hoffnung hineingenommen. Dieses Christentum entspricht, dem Vf. zufolge, unserer Zeit: es ist keine illusionäre Flucht vor der Wirklichkeit, sondern der Versuch, diese Wirklichkeit mit Geistesvollmacht zu durchleuchten und zu bewältigen.

Das Wesen des Genies sucht BERND TÖNNIES in geistvoller Weise an der Gestalt des Fürsten Myškin zu illustrieren (*Genialität der Menschenliebe*, Philosophische Studien Jahrgang 50/51, S. 81—92). Für

alle Genialität ist es wesentlich, daß ein allgemeingültiger, menschenverbindender Gedanke in ihr aufzuzeigen sei. Die Genialität Myškins ist mit seiner Menschenhebe verbunden, die ihn dazu befähigt, die Menschen so zu behandeln, als wenn sie das schon wären, was zu sein sie bestimmt sind: er vermag es, sie vor die Tatsache ihrer eigenen Vollendung zu stellen (darin der Unterschied zum „Don Quichote“). Die ständig sich verändernde Grenze zwischen Lächerlichkeit und Bewunderung charakterisiert die Stellung des Genies zu seiner Umwelt, besonders im Falle Myškins, dem Genie der Menschenliebe, die so leicht als Narrheit erscheint. Eine überzeugende Christus-Parallele ergibt sich aus diesem Aspekt: seine Genialität besteht darin, daß er auf seine eigene, ihm selbst unbewußte Weise ein wahrer Mensch ist, und „Seht, welch ein Mensch!“ hatte auch Pilatus ausgerufen.

Einen positiven Beitrag zur Dostojevskij-Forschung bringt REINHARD LAUTH in seinem Aufsatz „*Dostojevskij und Čaadajev*“ (*Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* Jahrgang 3. Heft 2 S. 108 bis 122), indem er in einer ausführlichen Parallele Versilov und Čaadajev zusammenstellt, die es sehr wahrscheinlich macht, daß der Exponent des Westlertums Dostojevskij bei der Konzeption der Gestalt Versilovs vorschwebte. — Ob die von Lauth neu geprägte Übersetzung von „*archivnyje junosi*“ durch „*junge Archivisten*“ (S. 108) geschickt ist, scheint mir fraglich. Es fehlt Lauth offenbar an dem rechten Gefühl für die Nuancen der russischen Sprache, er sollte deshalb mit Neuerungen vorsichtiger sein (auch in seinem Buch finden sich etliche Beispiele wie „*zempl'a rodnaja*“ — „*mütterliche Erde*“ (S. 446) u. ä.).

Reines Feuilleton ist MARTIN WINKLERS Aufsatz „*Dostojevskijs Begegnung mit dem Tode*“ (*Deutsche Beiträge* Jahrg. 4. Heft 4 S. 277ff.) der die Hinrichtungsgeschichte Dostojevskijs zum tausendsten Male erzählt und dabei einen Priester (Bat'uška) mit „*Väterchen*“ anreden läßt!

Eine Warnung vor Dostojevskij — „*der größten Dichterpersönlichkeit Rußlands*“ (!) gibt HEINRICH FELS („*Dostojevskijs religiöse Weltanschauung, Eine kritische Betrachtung*“, *Neues Abendland*, Jahrg. 3 Heft 9 S. 260—64) ohne irgendwelche neue Momente für die Forschung zu bringen. Interessant ist der Aufsatz deshalb, weil er als typisches Beispiel für die Auffassung Dostojevskijs durch den gebildeten Deutschen stehen kann: die Abneigung gegen diese seltsame, haltlose Ideenanhäufung, der Widerstand gegen die scheinbare Auflösung des Christentums in einer gefühlsbetonten Mystik und — ihre Erklärung durch

die Weite der russischen Landschaft, die sich auf die russische Seele überträgt und ähnliche Redensarten — alles ist da. Es ist die verständliche Ratlosigkeit eines Menschen, dem eingeredet wird, ein guter und eigenartiger Schriftsteller sei ein großer Theologe und Philosoph: Fels zitiert außer Berd'ajev nur deutsche Dostojevskij-Exegeten und Alja Rachmanova, die er für eine „große Russin“ hält und deren Dostojevskij-Roman („*Das Leben eines großen Sünders*“ Zürich 1947/48) er offenbar ernst nimmt. Selbst einen bekannten Brief Dostojevskijs an Majkov zitiert er nach der „Milchfrau in Ottakring“ (!).

Etwas zu leicht macht es sich ANNI KRAUS („*Über den Glauben und Unglauben*“), Frankfurter Hefte Jahrg. 4 Nr. 9 S. 758ff.), indem sie kurzerhand Unglauben gleich Dummheit setzt und von hier aus Ivans Teufelsgespräch interpretiert. „Verlust des Daseinssinns muß zur Dummheit führen“ (762), wobei unter „Klugheit“ offenbar Ausschaltung des Verstandes zu verstehen ist, lautet die These! Mit billigen Redensarten läßt sich auch der Existenzialismus nicht abtun, dessen Berührungspunkte mit Dostojevskij die Verfasserin nicht sieht. Daß Goethes Mephisto gegen Dostojevskijs Teufel eine „phantastisch-liebenswürdige Harmlosigkeit“ sei, scheint mir ebenfalls zu rasch geurteilt. Der Aufsatz ist typisch für das schlecht fundierte Glaubensgeschwätz, das am Text Dostojevskijs so gern geübt wird. In die gleiche Richtung gehört der Aufsatz von TONI SCHMIDT-METZEN „*Gefährdete Freiheit*“ nach *Dostojevskijs Legende vom Großinquisitor*“ (Die neue Ordnung Jahrg. 4. Heft 3 S. 248ff.) und als wahrhafter Gipfel-punkt der Aufsatz von PETRO HOLYNŠKYJ „*Solovjev vor Dostojevskij Für die richtige Unterscheidung der Geister*“ (Gloria Dei, Jahrg. 5 Heft 4 S. 271ff.), der eine solche Fülle konzentrierten Unsinn bringt, daß seine Lektüre schon als Kuriosum empfohlen werden muß!

Es sei abschließend noch einmal wiederholt: die deutsche Dostojevskij-Forschung wird erst dann ernst zu nehmen sein, wenn eine zuverlässige Dostojevskij-Übersetzung vorliegen wird, wenn man sich entschließt, die Ergebnisse der russischen Forschung nicht völlig zu ignorieren und wenn die verallgemeinernden Predigten über die „mystische Russenseele“ endlich unterbleiben.

Zu Griboedovs Sof'ja

In seiner Kleinen russischen Literaturgeschichte, München 1950, S. 45, erhebt W. LETTENBAUER gegen Famusovs Tochter einen schweren Vorwurf: „Der Held der Komödie, Čackij, kehrt nach langem Aufenthalt im Ausland nach Moskau zurück, . . . erlebt jedoch die bittersten Enttäuschungen: *die Treulosigkeit seiner Jugendgeliebten, Vorurteile, Aberglauben, Hang zu allem Fremden in der höheren Gesellschaft*“. Mit diesem harten Urteil steht Lettenbauer keineswegs allein. Auch M. BRAUN¹ vertritt die gleich strenge Auffassung: „Wir sehen vielmehr einen netten, temperamentvollen, von edlen Gefühlen erfüllten und etwas zerfahrenen jungen Mann, der . . . von einer Auslandsreise zu seiner Jugendliebe zurückkehrt, sich von dieser zugunsten einer jämmerlichen Beamtenkreatur *vergessen und hintergangen sieht*, aus Ärger darüber der ‚guten Gesellschaft‘ . . . eine Menge unangenehmer Wahrheiten an den Kopf wirft . . .“ Ganz ähnlich spricht sich auch ARTHUR LUTHER² aus: „Seine Jugendliebe Sophie . . . *ist ihm untreu geworden* und hat ihr Herz dem Sekretär ihres Vaters . . . geschenkt“.

Wir stehen also vor einer Lehrmeinung, die Sof'ja scharf verurteilt. Ich kann mich dieser Auffassung aus drei Gründen nicht anschließen. Erstens ist Sof'ja zu jung, als daß es überhaupt erlaubt wäre, sie so schwer zu beschuldigen. Čackij selbst verrät uns (I, 7) ihr Alter: „Da-s, a teper' V semnadcat' let vy razceveli prelestno, . . .“ Also 17! Da aber Čackij drei Jahre auf Reisen verbracht hat, war sie zur Zeit seiner Abreise ganze vierzehn Jahre alt.

Wer den schweren Vorwurf der Treulosigkeit erhebt, müßte aber zweitens beweisen, daß zwischen Čackij und dem vierzehnjährigen Mädchen irgendwelche Abreden bestanden hätten, — ich vermeide bewußt das viel weiter gehende Wort Verlöbniß, — aus denen sich eine Bindung, ein Treueverhältnis, ableiten ließe. Davon aber kann gar keine Rede sein. Das wird von keinem der Beteiligten behauptet. Kein einziges Wort deutet darauf hin. Die Beziehungen Čackijs zu Sof'ja — und damit komme ich zum dritten Einwand — sind viel einfacher, natürlicher — und damit lebenswahr bis ins Letzte dargestellt. Die Kinder wuchsen als Spielgefährten heran (I, 5), hatten die gleichen Erzieher, machten die gleichen mutwilligen Streiche, an die sich Čackij in der Freude des Wiedersehens mit echt jungenhaftem

¹) Russische Dichtung im neunzehnten Jahrhundert, Hannover 1947, S. 36.

²) Geschichte der russischen Literatur, Leipzig 1924, S. 142.

Behagen erinnert (I, 7). Der Altersunterschied zwischen ihm und Sof'ja kann also nicht groß sein, 2—3 Jahre vielleicht, nicht mehr. Aber dieser in der Kindheit noch unerhebliche Altersunterschied wirkt sich aus in der Zeit der Reife. Die ereignisarme Enge von Sof'jas Elternhaus genügt nun Čackij nicht mehr; es ist dort *skučno* (Sof'ja I, 5); er bleibt aus, kommt nur gelegentlich (*redko* I, 5) wieder. Seine Besuche bekommen jetzt einen anderen Charakter. Čackij hat das Alter erreicht, in dem das leicht entflammte maskuline Herz ein erstes Objekt seines Liebeswerbens sich zu suchen pflegt (I, 5). Die *detskaja družba* (I, 5) wandelt sich zu einem zarten Liebesverhältnis des reifenden Jünglings zum heranwachsenden Mädchen. Čackijs Liebe ist rein, tief, leidenschaftlich. Unter strömenden Tränen, von schmerzlichen Vorahnungen gequält (Liza I, 5), nimmt er vor Antritt seiner Reise Abschied. Als kostbares Vermächtnis trägt er seine Liebe mit sich, pflegt und steigert sie in den Jahren der Trennung, — wie menschlich gesehen! — und eilt, zurückgekehrt, sofort zu der Geliebten. Ein eisiger Empfang reißt ihn grausam aus der Welt seiner Träume (I, 7).

So stellt sich der Gang der Dinge dar, gesehen mit den Augen Čackijs, und das ist wohl gemeinhin üblich. Aber auch Sof'ja verdiente gehört zu werden, ehe man sie verurteilt. Von ihrem Standpunkt betrachtet liegt es anders. Das Mädchen erwiderte das Liebeswerben seines Verehrers, mochte ihn gern leiden, — von Liebe möchte ich in der Altersstufe noch nicht sprechen. Andere wußten von den Beziehungen der beiden jungen Menschen und beobachteten sie von ihrem Standpunkt aus mit mehr oder weniger Mißtrauen, der Herr Papa, Liza, Molčalin; sie rechneten damit, daß sich da etwas Ernsthaftes ansinnen könnte.

Indes, zwischen der stürmischen Liebe Čackijs und den Gefühlen, die ihm Sof'ja entgegenbrachte, besteht ein gewaltiger Unterschied: Sof'ja, so jung wie sie war, war dennoch nicht blind für gewisse Schwächen seines Charakters. Noch ehe sie von der Rückkehr Čackijs etwas weiß, nennt sie Liza ihre entscheidenden Vorbehalte: „*On slavno Peresmejat' umeet vsech,*“ noch einmal aufgenommen mit den Worten: „*I verno sčastliv tam, gde ljudi posmešnee*“ (I, 5), sowie „*Vot o sebe zadumal on vysoko*“ (I, 5).

Beißender Spott und herausforderndes Selbstbewußtsein sind ihr also schon damals unangenehm an ihm aufgefallen, Eigenschaften, die tatsächlich einen Menschen ungenießbar machen können, mag er auch sonst über alle möglichen Vorzüge verfügen. Wie leicht schlägt

der Spott Wunden, die nur schwer, ja nie vernarben! Im Stück werden wir dann wirklich Zeugen, wie Čackij durch seinen grimmigen Hohn Sof'ja immer weiter von sich stößt und sich den Weg zu ihr selber gründlichst verbaut. Begnügt sie sich (I, 7) noch mit der sehr richtigen Nebenbemerkung „Ne čelovek, zmeja“, so steigert sie sich (III, 14) in tiefer Erbitterung zu dem Ausruf: „Ach, etot čelovek vseгда Pričinoj mne užasnogo rasstrojstva! Unizit' rad, kol'nut', zavistliv, gord i zol!“ und tut mit dieser Übertreibung Čackij unrecht.

Gewiß, in dem oben erwähnten Gespräch mit Liza (I, 5) geht Sof'ja darauf aus, sich vor ihrer Zofe und Vertrauten zu rechtfertigen. Peinlich berührt durch deren Eintreten für Čackij, den Freund aus glücklicher Kindheit, der eines Tages kommen und alte Ansprüche anmelden wird, sieht sie dieser Begegnung mit jenem unbehaglichen Gefühl entgegen, das uns alle in Erwartung einer Aussprache beschleicht, in der wir einem Menschen, der uns nahesteht, eine Absage erteilen müssen, die ihm wehtun wird. Mit diesem Gefühl braucht sich aber keineswegs ein Schuldbewußtsein zu verbinden. Das gilt auch für Sof'ja, denn ihre Gründe sind nicht etwa hergeholt, sondern gute Gründe, durchaus stichhaltige Erwägungen, deren tiefe Berechtigung durch den weiteren Verlauf des Stückes Punkt für Punkt erwiesen wird. Ganz logisch erwächst daher aus früheren Verstimmungen die gereizte Frage, die Sof'ja in der großen Aussprache mit Čackij (III,1) an diesen richtet: „Da edakij li um semejstvo osčastlivit?“

Was das halbwüchsige Mädchen wohl nur dumpf ahnte, spricht die Sof'ja, die das heiratsfähige Alter erreicht hat, nun klipp und klar aus. Und sie ist damit im Recht, denn der Čackij, den wir auf der Bühne kennen lernen, präsentiert sich vom ersten Augenblick an als ein so unbeherrschter, rabulistischer Rechthaber, daß er sich schon allein dadurch für eine Ehe von vornherein restlos disqualifiziert. Es ist keinem Mädchen zu verdenken, wenn es auf das Glück verzichtet, seine Frau zu werden, mag seine Kritik an der Moskauer Gesellschaft auch noch so geistvoll und wohl begründet sein.

Zwischen der Liebe Čackijs und der einstigen Neigung Sof'jas besteht also der fundamentale Unterschied, daß sie nie von sich sagen konnte, wie er es tut: „Ja vas bez pamjati ljublju“ (I, 7.). Sie bekam früh die Schwächen seines Charakters zu spüren und machte daher ihre nur zu berechtigten Vorbehalte, für die allein Čackijs unglückliches Naturell die Verantwortung trägt. Allein geblieben, verstimmt über sein langes Fernbleiben: „Ach, esli ljubit kto kogo, Začem uma iskat' i ezdit' tak daleko?“ (I, 5) sucht sie, heranreifend zum Leben erwacht,

einen Menschen und glaubt ihn in dem zu finden, der gerade die Eigenschaften, die sie an Čackij unangenehm berührten, — vielleicht wurden sie ihr erst bei dem Vergleich klar bewußt, — nicht zu besitzen scheint. Daß sie dabei in jugendlicher Unerfahrenheit für dobrota duši (III, 1) nimmt, was, wie sie in der erbitterten letzten Auseinandersetzung mit Molčalin verzweifelt erkennen muß, nur krivizna duši (IV, 12) war, ist ihr Verhängnis. Sie büßt schwer genug mit einem gründlich verpatzten Leben.

Ihre Schuld liegt auf ganz anderem Gebiet. Die Fixigkeit, mit der sie, vom Vater in verfänglicher Situation überrascht, mit der Notlüge bei der Hand ist (I, 3), stimmt bedenklich. Die so köstlich bühenwirksame Ohnmachtsszene (II, 7) zeigt sie als nur zu gelehrige Schülerin eines vermeintlichen bon ton, der die Liebende verpflichtet, in Ohnmacht zu fallen, wenn dem Geliebten etwas zustößt, und mit Schwachnervigkeit zu kokettieren; im Augenblick der wirklichen Beanspruchung, wie sie Molčalin in flagranti ertappt, versagen denn auch ihre Nerven nicht trotz der höhnischen Aufforderung Čackijs, nun doch schnell mal umzusinken (IV, 12/3). Auch das nächtliche Stelldichein mit dem Geliebten — eine an sich zeitlose Erscheinung, die es solange geben wird, als es Menschen gibt, — dürfte ebenso wie die Übung der gerade in der sogenannten Gesellschaft gepflegten Notlüge und der gleichfalls dort beheimatete Kult der zarten Nerven dem bösen Vorbild der Umgebung zuzuschreiben sein, in der Sof'ja aufwächst und lebt. Sie ist trotz ihrer Jugend bereits angekränkelt und steht sittlich tief unter dem grundanständigen Čackij, wie sie auch geistig nicht entfernt an ihn heranreicht und gar nicht heranreichen will. Seichtheit des Denkens und Labilität der sittlichen Haltung gehen Hand in Hand. Dennoch zeigt gerade der Verlauf der nächtlichen Besuche Molčalins, daß wir uns Sof'ja noch nicht als verdorben vorstellen dürfen. Zwei junge Menschen verbringen eine Nacht miteinander, und es geschieht — nichts. Die Liebenden sitzen Hand in Hand, sie schauen sich gefühlvoll an, sie seufzen mit noch mehr Gefühl, damit verrinnen die Stunden. Das klingt so durch und durch unglaublich und unwahrscheinlich, daß die Zofe der Herrin, als diese davon erzählt, frech ins Gesicht lacht (I, 5). Indes, auch bei der großen Abrechnung mit Molčalin (IV, 12) kann ihm Sof'ja nur bescheinigen: „Čto pri svidanijach so mnoj v nočnoj tiši Deržalis' bolee vy robsti vo nrave, Čem daže dnem, i pri ljudjach, i v jave.“

In solcher Lage lügt man nicht! Sof'ja spricht hier die Wahrheit! Wenn die nächtlichen Begegnungen aber in so grotesker Harmlosig-

keit verliefen, lag das nicht nur an der Frigidität (IV, 12) und Feigheit Molčalins, sondern auch an der Unerfahrenheit seiner 17-jährigen Verführerin; eine Gewitztere hätte schon gewußt, wie sie es anzufangen hat. Unausgeglichen ist Sof'ja also in ihrer Art, genau wie Čackij, — Kokette und doch noch Kind. Damit stellt sich die Frage nach ihrer Glaubwürdigkeit, wenn sie von Liebe spricht. Daß sie Molčalin aufrichtig liebte, beweist ihre herbe Enttäuschung über seine Treulosigkeit, daß ihre Vorbehalte gegenüber Čackij berechtigt waren, beweist dessen ganzes Auftreten. Wer so loslegt wie Čackij von Anfang an, tut das nicht zum ersten Mal, der war auch früher schon so, der hat sie auch damals schon vor den Kopf gestoßen; darauf deuten ihre Worte: „Primery mne ne novy“, (III, 1). Wir dürfen Sof'ja also glauben.

Ich halte es daher nicht für richtig, gegen sie den Vorwurf der Treulosigkeit zu erheben. Weder ihr Alter, noch die Enge ihrer Bindung an Čackij, noch die Art ihrer Beziehung zu ihm rechtfertigt eine solche Annahme. Sof'ja braucht sich ihm gegenüber nicht schuldig zu fühlen und braucht daher nicht zu heucheln, wenn sie fragt: „... no gde že izmenila? Komu? Čtob ukorjat' nevernost'ju mogli?“ (I,5).

Ich glaube sogar, daß wir einen tiefen Gedanken Griboedovs zu verkennen Gefahr laufen, wenn wir Sof'ja vorschnell verurteilen. Čackij erlebt Enttäuschungen über Enttäuschungen. Der Grund dafür ist ein doppelter Irrtum: Unfertig, wie er ist und nach seinem Alter auch sein muß, erhofft er dort Veränderung, wo in der kurzen Frist von drei Jahren keine eintreten kann, in dem unter normalen Verhältnissen sich nur sehr langsam umbildenden Organismus, der Gesellschaft heißt; gleichzeitig aber erwartet er dort Beständigkeit, wo kraft zwingenden Gesetzes der Natur in der in diesem Fall langen Frist von drei Jahren Veränderung eintreten muß, — im reifenden Menschen. Mit unheimlichem Scharfblick hat Griboedov diese Realität des Lebens erfaßt und herausgearbeitet; in ihr bleibt für Schuldsprüche wenig Raum.

Griboedov bezeichnete sein Werk als Komödie. Der Gegenstand ist, um eine hübsche Formulierung SETSCHKAREFFS¹ zu gebrauchen „das ewige Thema des Scheiterns eines edlen Idealisten am stumpfen Philistertum, auf russische Verhältnisse übertragen“. Diese Übertragung auf russische Verhältnisse ist Griboedov so glänzend gelungen, daß Čackij vom russischen Publikum förmlich als ein Sprecher der Nation aufgefaßt wurde, als der Mann, der es endlich einmal wagt,

1) Geschichte der russischen Literatur im Überblick, S. 71.

mit unerhörtem Freimut und schonungsloser Offenheit gegen die Mißstände der Gesellschaft das Wort zu ergreifen. Kein Wunder, daß jeder junge Schauspieler darauf brennt, den Čackij zu spielen, daß die Zuhörer leidenschaftlich für ihren Helden Partei ergreifen und seine messerscharfen Formulierungen ebenso wie die Plumpheiten seiner Gegner zum geflügelten Wort werden.¹

Aus der Anteilnahme an der Sache des Helden ergibt sich ganz von selbst die Anteilnahme an seiner Person und deren Idealisierung. Wir werden es daher den russischen Zuhörern der zaristischen Zeit, die durch Čackij ihr eigenstes Anliegen so mannhaft vertreten fühlten, nicht verargen, wenn sie auch das Schicksal ihres Lieblings mit seinen Augen sahen: Von allen verlassen kämpft ein edler junger Mensch seinen aussichtslosen Kampf unverzagt durch bis zum bitteren Ende; die erste aber, die ihn schnöde in Stich läßt, statt an seiner Seite auszuharren und sein Los zu teilen, ist die Frau, der seine trotz der langen Trennung in unverbrüchlicher Treue gehaltene glühende Liebe galt. So ist durch die Parteinahme für Čackij die Vorstellung von der treulosen Sof'ja entstanden. Damit aber hört die Komödie auf, Komödie zu sein. Denn das Schicksal eines jungen Menschen, der sich im Kampf für seine Ideale aufreißt und durch den Verrat und die Verbohrtheit seiner Mitmenschen Schiffbruch erleidet, ist tief tragisch, mag es in den einzelnen Szenen auch noch so viel zu lachen geben.

Griboedov aber war viel zu nüchtern und realistisch, um sich derart mit Čackij zu identifizieren. Er distanziert sich vielmehr von ihm, indem er Čackij als einen bei allem guten Willen doch sehr unreifen jungen Menschen zeichnet, der ebenso in den Ansprüchen irrt, die er an Sof'ja stellt, wie in den Folgerungen, die er aus ihrer Abkehr zieht, wie endlich in der Art, mit der er der Gesellschaft entgegentritt. So wird Čackij nicht weniger das Opfer seiner Ideale als seiner stürmischen Unbedachtsamkeit. Daher konnte Griboedov sein Werk zu recht eine Komödie nennen, denn mit lachendem Mund werden in einer Form, die den Verfasser nicht festlegt, sehr ernste Dinge gesagt und heikelste Fragen des öffentlichen Lebens zur Diskussion gestellt. Wir Heutigen haben keinen Grund, den Fehler früherer Generationen russischer Zuhörer zu wiederholen, indem wir zu sehr die Partei des Čackij ergreifen, sondern wollen versuchen, die Absicht Griboedovs zu erkennen. Die richtige Beurteilung der Sof'ja ist dafür wesentlich.

Hamburg

E. TANGL

¹) Sehr anschaulich darüber LUTHER a. a. O.

Zur volkssprachlichen Stilisierung bei Havlíček-Borovský

Meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Ernst Fraenkel in Dankbarkeit
zum 70. Geburtstag gewidmet.

Geweckt durch die Tendenzen der Nationalen Wiedergeburt treten in der 1. Hälfte des XIX. Jahrhunderts bedeutende Talente in das tschech. Literaturschaffen ein. Es ist ihr wesentlichstes Bemühen, durch Anlehnung an volkstümliche Vorbilder eine Reform sowohl nach Inhalt als auch nach Form in der damaligen tschech. Dichtung anzuregen. Neben F. L. ČELAKOVSKÝ und K. J. ERBEN steht der politisierende Humorist und Satiriker KARÉL HAVLÍČEK-BOROVSKÝ (1821—56), der es wagt, in seine Gedichte selbst die derbsten und rauhesten Töne der Volkssprache aufzunehmen. Im Gewande volkstümlicher Versformen (pol. Krakowiak, ukrain. Kolomyjka) erzielen diese Gedichte nicht zuletzt dank einer plastischen und kernigen Diktion große Popularität. Für manche der folgenden Generationen wird Havlíček so zum Symbol einer literarischen Revolution¹⁾, nicht nur in gedanklich-inhaltlicher Hinsicht, sondern auch auf sprachlich-stilistischem Gebiete. Seinen Beitrag zur Demokratisierung der tschech. Sprache²⁾ wird man erst voll ermessen können, vergegenwärtigt man sich die sprachlich-stilistische Diskrepanz, die zur schwülstigen und phrasenhaften Sprache der vorangegangenen literarischen Epoche des romantischen Historismus besteht. Vorliegende Studie will an Hand

1) So T. G. MASARYK in seiner Schrift „Naše nynější krise“ 1895; vgl. Jan MÁCHAL, *Slovanské literatury*, Bd. III (Prag 1929). Auch Josef Svatopluk Machar fordert als Reaktion gegen Jaroslav Vrchlický u. seine Schule eine Rückkehr zur Dichtung HAVLÍČEK'scher Prägung, vgl. J. MÁCHAL, l.c. 497.

2) Zu Problemen der Sprachdemokratisierung zuletzt B. HAVRÁNEK in *Čsl. vlastivěda* II, 3107 (hier nicht einsehbar) u. JAROMÍR BĚLIČ, *K otázce vzniku nové spisovné češtiny*, *SlaSl* XII (1950) 9ff. — beide datieren den Beginn umgangssprachl. Beeinflussung des Schrifttschech. mit etwa 1850 (auch wenn laut- u. formengesetzl. Einflüsse erst später wirksam werden); sie weichen damit ab von Fr. KOPEČNÝ, *Spisovný jazyk a jeho forma hovorová*, *NŘ* XXXIII (1949) 14ff., der eine wirksame Beeinflussung durch d. Umgangsspr. erst gegen Ende des XIX. Jhds. feststellen möchte. Neues bringt außerdem der Aufsatz von J. BĚLIČ „Zásady Palackého v otázkách jazykové kultury“ in „*Olomoucký sborník o Palackém*“ (hier nicht einsehbar; dazu Rez. von F. VODIČKA in *SlaSl* XII (1950) 179ff.).

einer lexikalischen Analyse die volkssprachlichen Elemente in den drei umfangreichsten Versdichtungen HAVLÍČEK'S¹⁾ aufzeigen.

Wenden wir uns zuerst dem laut- und formengesetzlichen Material zu, das als volkssprachlich²⁾ zu bezeichnen ist. Es sind dies aus der Volkssprache durchweg bekannte Erscheinungen, die keiner weiteren Erläuterung bedürfen³⁾. So aus dem Vokalismus: ej für ý = prej statt prý (60, 61, 82, 101), jazejček (76), vejskali (86), špejchara (87), zablejskalo se (89), šmejkal (95), vysmejčili (ebda.), méchejře (101), jedinej (73) wohl durch Reim auf měj und dej; — ej für í in dal nalejt (113); — í für é in (nej)líp und (nej)miň (63, 107, 109) statt (nej)lépe bzw. (nej)méně (Silbenersparnis!); — í für ě in povědít (77) statt povědět.⁴⁾ — Aus dem Konsonantismus: volkssprachl. steht b für m (bzw. v) = brabence (87): mrabence, břestí (69): vřestí; — g statt k in ingoust (102): inkoust; — m statt l in Špimberk (97—2x): Špilberk; — r statt l in regrace (82): legrace; — ř statt ž in mořdiř (86, 89): moždiř — š statt s in štafáž (64), študentům (83), šmejkal (95): stafáž, stud-, smýkal; — prothetisches v in vomeldovat (84). — Volkssprachliche Ausspracheerleichterungen sind der Fortfall des v in ekypáz (68): ekvipáz und die Vereinfachungen in den Konsonantengruppen žb- statt džb- = žbán (113—2x): džbán, -sk- statt -šsk- = vlaské (66): vlašské, -šk- statt -št'k- = drška (67): dršt'ka, -ck- statt -čsk- = halického (89): haličského.

Aus der Formenlehre sind als volkssprachl. zu nennen: die Imperative vstávají, nelekají se (60)⁵⁾ und der recht häufig zu be-

¹⁾ Tyrolské elegie (abgek. TE), Král Lávro (KL), Křest svatého Vladimíra (KV). Der Untersuchg. liegt die von J. BĚLIČ besorgte Textausgabe der „Národní knihovna“ (Bd. 16) 1950 zugrunde. Die Zahlen (81) bezeichnen die Seiten dieser Ausgabe. Der Vollständigkeit halber seien hier außerdem die textkritischen Untersuchungen von HRYHORYJ OMEL'ČENKO, Dějiny textu básně Křest sv. Vladimíra (Prag 1933) und MILOSL. NOVOTNÝ, Karel Havl.-Borovský — Kniha veršů (2. Aufl. 1938) sowie die metrische Analyse von B. INDRÁ, Havlíčkovy práce o verši české lidové písně (Prag 1939; Studie Pražského lingvistického kroužku, Bd. 2) genannt, die alle drei nicht einsehbar waren.

²⁾ Vorliegende Studie benutzt den Terminus „Volkssprache“ als antithetischen Begriff zu „Schriftsprache“ und hält sich damit an die von BOHUSLAV HAVRÁNEK in Československá vlastivěda (III) gegebene Definition.

³⁾ Es wird verwiesen auf GBAUERS Příruční mluvnice jazyka českého, hgb. v. FR. TRÁVNÍČEK, 4. Auflage, Prag 1930, die diese Erscheinungen zum größten Teil mit obec. jaz. oder nářeční bezeichnet.

⁴⁾ Zu den Quantitätsalternationen vgl. Jaromír BĚLIČ in den „Poznámky vydavatelovy“ (Národní knihovna, Nr. 16) 197 ff.

⁵⁾ Př.ml. § 204, Anm.

obachtende Fortfall des Endungs-l nach Konsonanten bei den l-Participia¹⁾ — nekvík (61), oblík (63), nes (66), uříz (78), utich (79, 89), přeslech (82), bych nemoh (83), vytáh (84), šňup (89), řek (93), čet (96). Außerdem die Verbalformen lituju (90) statt lituji, potřebuju (61), piju (66), klušou (64); — práł (106): pravil, ud'ál (61): udělal (ebenso d'ál, 93); — pudu (92): půjdu; — die Kontraktionsformen náký (109, 93, 104) statt nějaký sowie der Komparativ radš (65) statt raději.

Die gekürzte Form der 1. Pers. Pl. pojedem (63) statt pojedeme ist meist durch den Reim oder das Versmaß (Silbenersparnis) bedingt: jedem (64), natřem (85), nezmoknem (ebda.), hynem (104—2x) und chcem (116). Schließlich sind die dem Deutschen nachgebildeten Infinitive auf -ýrovat (-írovat) volkssprachl., vgl. internýrovati (67) statt internovati, zkomonýrovati (114), diktýroval (112), resonýrovati (97), diškurýrovat (59), přiadýrovat (111), multiplicirovat (ebda.); auch das so gebildete Adjektiv renomírovaných (106)²⁾.

Stilistisch betrachtet haben diese Elemente also funktionellen³⁾ Charakter, was bedeutet, daß sie innerhalb eines schriftsprachlichen Rahmens expressiv werden, ihr Ausprägungsgrad (Expressivität) sich erhöht. Mit anderen Worten: es handelt sich um mehr oder weniger⁴⁾ lautexpressive Charakterisierungselemente, die dem Wortkunstwerk nach der phonetischen Seite eine volkssprachliche Note verleihen. Ergänzend müssen wir hier noch zwei besondere lautexpressive Gruppen erwähnen. Gehen wir vom Vokalismus aus, so ergibt sich eine Gruppe von Wörtern, in denen Vokale der hinteren Reihe nach palatalen Konsonanten an dem im Altschechischen durchgeführten Umlaut zu Vokalen der vorderen Reihe nicht teilgenommen haben, vgl. čubu (84), přičuchnout (83), mela (98), jundy (116), t'ulpa (ebda.). Auch diese Wörter sind volkssprachlich, čuba sogar vulgär (soziol. Tabu). — Zur zweiten Gruppe gehören zahlreiche Fremdwörter, die für die tschechische Sprache ungewöhnliche Konsonantengruppen enthalten und dadurch gleichfalls lautexpressiv wurden. Gliedern wir zur besseren Übersicht die bei HAVLIČEK auffällig große Anzahl von Fremdwörtern in Gruppen, so ergeben sich nach ihrer Provenienz drei Kategorien:

¹⁾ Př.ml. § 199.

²⁾ Diese Formen wurden in der Ausgabe von J. BĚLIČ den orthographischen Regeln (Pravidla) der Česká akademie věd a umění angepaßt; bei HAVLIČEK lauten sie přiadirovat, resonírovat usw.

³⁾ „Funktion, funktionell“ als ein von der modernen tschech. Stilistik benutzter Terminus für „Funktionsschicht der Sprache“.

⁴⁾ Über Schattierungen der Lautexpressivität vgl. V. MACHEK, Studie o tvoření výr. expr., Prag 1930 (hier nicht einsehbar).

- a) internationale, meist latinisierende (Neubildungen) und funktionelle Termini, vgl. *apelace, proklamace, petice, deputace, nace, paragrafy* usw.;
- b) internationale, ebenfalls funktionelle Termini aus lebenden Sprachen vgl. *al pari, tapeta, komando, tambor, žurnalista, žandarm* usw.;
- c) vornehmlich dem Deutschen entlehnte Termini (oder durch deutsche Vermittlung), die durch eine tägliche Berührung mit dem Deutschtum allgemein verständlich wurden, vgl. *treu* und *bieder* (59), *policajt* (60, 64; sehr häufig), *krágl* (60), *grobián* (ebda.), *s flintami* (61), *mustr* (69), *čokolády* (81), *športlí* (82), *vomeldovat* (84), *grobiánstvo* (86), *z flašek* (ebda.), *špejchara* (87), *špendáže* (89), *špás* (ebda.), *štokhauzu* (91), *patrontaši* (93), *v plátku* (96), *kumstech* (98), *Richt euch!* (102), *špalír* (ebda.), *flaštičce* (ebda.), *s pachtem* (105), *v paklíku* (109), *láry fáry* (105), *kafešálků* (111).

Lautexpressive Wörter finden wir besonders in Gruppe c; vgl. *šp-, št-, fl-, gr-* u. a. Diese Gruppe bedarf noch eines besonderen Hinweises. Wir begegnen nämlich hier Fremdwörtern, die — wie bereits gesagt — das Resultat einer Berührung mit dem Deutschtum sind, d. h. es verbindet sich mit ihnen eine spezifische, durch Volkstradition und Volkskultur von anderen Fremdwörtern differenzierende emotionale Färbung¹⁾. Ein Großteil der Wörter dieser Gruppe gehörte bereits zur Zeit HAVLÍČEK'S zum Bestand der Volkssprache. Der bald nach HAVLÍČEK einsetzende Purismus deklassierte sie vollends, womit andererseits natürlich eine Expressivitätssteigerung in nichtfunktionellen Rahmen verbunden war. Darin darf man m. E. mit einem Grund sehen, weshalb die HAVLÍČEK'Schen Gedichte sich auch heute noch einer gewissen Popularität erfreuen²⁾.

Allgemein wäre zur Verwendung der Fremdwörter noch folgendes

¹⁾ Dies ist übrigens mit ein wesentlicher Grund für die enormen Schwierigkeiten bei Übersetzungen in Sprachen, deren Völker solchen Volkstraditionen gegenüber fremd sind; vgl. dazu die Bemerkungen Ivan FRANKOS zu seiner ukrainischen Übersetzung, Karel' HAVLÍČEK-Borova'skyj, *Vybir poezij* (Prag 1929, 2. Ausg.). Als Beispiel sei aus obiger Zusammenstellung das der österr. Staatshymne entnommene „*treu u. bieder*“ gewählt: emotional wirkt dieser Passus auf den Ukrainer z. B., der Österreichs Staatshymne wahrscheinl. nicht einmal kennt, völlig anders als auf den Tschechen, der sich sofort seiner u. seines Volkes Bindung an den k.u.k. Staatsapparat bewußt wird.

²⁾ Vgl. B. VÁCLAVEK, *Lidová slovesnost v českém vývoji literárním*, Prag o. J.; R. SMETANA, B. VÁCLAVEK, *Havlíčková politika v písních* (Sbor. „O české písni lidové a zlidovělě“ = B. VÁCLAVEK *Sebrané spisy* Bd. 6.), Prag 1950; J. FUČÍK, *Básník ve vyhnanství*, in „*Svět v obrazech*“, Nr. 9 (26. Febr. 1939).

zu sagen. In fast allen Fällen der drei Gruppen handelt es sich um allgemein bekannte und verständliche Fremdwörter, d. h. gegen den bekannten stilistischen Grundsatz, wonach nämlich Fremdwörter zu meiden sind, je mehr das literarische Produkt einem einfachen Leser gewidmet ist, verstoßen sie nicht. Geht man andererseits von dem gleichfalls nicht unbekanntem Stilgesetz aus, wonach jedes Wort in seiner funktionell eigenen Umgebung ohne besondere Expressivität ist, so muß diesen Wörtern in einem dichterischen Werk, in der sog. gebundenen Sprache (*vázaná řeč*) eine solche zweifellos und im vollsten Maße zuerkannt werden. Diese Expressivität benutzt HAVLÍČEK zur Charakterisierung, hauptsächlich aber zur Ironisierung. Dieses Stilprinzip kulminiert im „Jezovitský marš“ des KV, wo es konsequent — sogar oft auf Kosten inhaltlicher Klarheit — durchgeführt wird; man vgl. den Anfang dieses Marsches:

Te Deum laudamus —
v Kyjově je rámus,

dies irae, dies illa —
nastane tam naše víra.

Te rogamus, audi nos —
ten Vladimír, to je kos!

Gloria in excelsis Deo —
držme my se jeho.

usw. (S. 114)

Zur Volkssprache gehören ebenfalls Wörter, die zwar nicht durch eine der oben genannten Abweichungen lautexpressiv sind, dieser Funktionsschicht jedoch unmittelbar entstammen bzw. in ihr hauptsächlich verwendet werden. Hier sind zuerst solche Wörter zu nennen, die eine stark emotionale Färbung durch ihren ungehörigen oder gar unästhetischen Inhalt (soziol. Tabu) erhalten, vgl. seru (83, 84), hovno (83, 84), prd (84), sežere (ebda.), spát (116; in der Bedeutung von „tělesně obcovati“). Weiter die Dysphemismen obludy (65), prase (89), osli (93), takové sloty (96), zasakroval (84), díru (84; = Türe), čertův shon (66) und die manigfaltigen dysphemistischen Ausdrücke für „Kirche“, církevní plemeno (108), církevní bandu (109), pluk čertů rohatých (110), pekelný plamen (117), firma (ebda.). Weniger ungehörig, doch vorwiegend volkssprachlich sind: v hubě (68), švandu (98), ušatec (79), vyražení (89, 91), hý a hat (67), žena . . . štěká (90), po humnech (92), chalupnice hubovaly (99), kolomaz (65; symbol.), štvanec (110), vylousknul žbán (113); ebenso die volkssprachl. Ellipsen

ženské (63, 110), stará (71), starý (77), čerstvého (71), mělnické (66), vlaské (ebda.)¹⁾. Schließlich sind auch die zahlreichen Deminutiva Zeichen einer volkssprachlichen Stilisierung²⁾. Ihre Aufzählung erübrigt sich.

Die stilistische Funktion der bei HAVLÍČEK nicht seltenen volkssprachlichen Redensarten ist im Grunde dieselbe wie die der oben besprochenen einzelnen Wörter. Obgleich Redensarten infolge Mechanisierung ihre metaphorische oder metonymische Grundlage in der gesprochenen Sprache verloren haben, d. h. zu einem rein lexikalischen Bestandteil der Sprache wurden, so wirken auch sie expressiv, verwendet man sie außerhalb ihres Funktionsrahmens. Einfachen Worten gegenüber haben sie dabei jedoch den Vorzug größerer Farbigkeit und Buntheit, da ihr tertium comparationis — das in der eigenen Funktionsschicht verblaßte — in verschiedenem Grade aktualisiert werden kann. Es ist ein Unterschied, gebraucht man z. B. die Wendung *ležet před někým na břiše* in der Umgangssprache oder aber in der Schriftsprache. Im ersten Falle versteht man unmittelbar — nicht über den Umweg der bildhaften Grundlage — *chovat se k někomu podlézavé* = kriecherisch sein. Für den anderen Fall vgl. man eine Stelle aus KV, wo die Beschreibung der Untertanen Vladimírs eine direkte Beziehung zu dieser Redensart aufweist:

A na rovině před trůnem
zkroušeně a tiše
petenti, věrní poddaní,
leželi na břiše

(102)

HAVLÍČEK benutzt solche Redensarten reichlich und hauptsächlich, um farblosen abstrakten Begriffen aus dem Wege zu gehen, vielfach Adjektiven oder Adverbien. Um dieses Bestreben deutlich zu machen, stellen wir im folgenden der Redensart einen äquivalenten schriftsprachlichen Ausdruck gegenüber, und zwar in einer nichtflektierten neutralen Form³⁾:

s pochodní jít (65) = *ženiti se* (pochodeň = Fackel; *ist pars pro toto* für *svatba*, eigentlich *svatební pochodeň*); *někoho na šňůrce vodit* (68)

¹⁾ mělnické und vlaské gleichzeitig als Symbole für den Norden und Süden des österreich. Reiches (BĚLIČ).

²⁾ Vgl. HAVERS, Handbuch der erklärenden Syntax, Heidelberg 1931, S. 35.

³⁾ Vgl. JAROSLAV ZAORÁLEK, Lidová rčení, Prag 1947; dazu die Rezension von VÁCLAV MACHEK in Listy filologické 72 (1948) 313.

= někoho ovládat; vzhůru nohama (68) = býti zmatený; vodu píti (83, 97) = býti chudý; ani chlupe (69) = nic; hledati (honem) diru (84) = dátise naútěk; vyplachovati si (s) někým hubu (84) = urazití někoho (sonst pomlouvati n.); ráděj pásat husy ve vsi (82) = dělati něco s nechutí; míti něco v uchu (87) = míti starosti; nemíti politiku (90) = nedělati něco chytrácky; říci někomu něco do očí (ebda.) = býti upřímný; to je samec (93) = něco je řízně, rázně (gewaltig imponierend, schneidig); jen se práší (93) = dělati něco rychle; jen od oka (ebda.) = povrchně, na povrchu; býti Vávra (97) = býti hloupý¹⁾; jak koupím, tak musím prodávat (ebda.) = netvrším, že je to pravda; to je stará vesta (98) = je již dávno známě; pracovat hubou (ebda.) = lenošiti; zatnouti někomu žílu (100) = uškoditi někomu; nemoci ani kůře zabít (105) = býti dobrák; býti první na tapetě (ebda.) = začítí o něčem jednat; dělati si z něčeho kašpara (108) = býti na posměch; býti na něco metr (ebda.) = býti velice přísný; jen po oku (113) = wie jen od oka (oben); někoho na ostro kovati (114) = někoho připravit, vyzbrojit; nedáti ani halír za něco (117) = je to bezcenné.

Auch der Schilderung wie HAVLÍČEK den die Polizeidiener anklaffenden Hund mit dem Reichsgesetzbuch bewirft, liegt eine Redensart zugrunde (TE, 61), etwa „tím aby za psa házel“. Die Bedeutung wäre damit: Reichsgesetzbuch = wertlos. — Dér Eigennamen Šamšulini in KV (113) erinnert an die Redensart „bystrá jako šamšulka“ = sehr gewandt, behende.

Eine besondere Kategorie innerhalb volkssprachl. Redensarten bilden die Vergleiche, und zwar die sog. Intensitätsvergleiche. Ihr grammatischer Bau ist sehr einfach, sie werden meist mit der Konjunktion jak(o) gebildet²⁾. Noch deutlicher wird hier die „Flucht vor den Abstrakta“³⁾. Man vgl. die Skala von Vergleichen, die HAVLÍČEK in der Beschreibung seiner Fahrt durch die Alpen (TE) kurz aufeinander folgen läßt und für ein farbloses rychle oder přerychle stehen: jedem s kopce jako mžik — je d'ábel horempádem nese — vůz jako šipka — dolů jako s věže — jako vítr s Alpy (63—68). Während in KL ähnliche Vergleiche fehlen, häufen sie sich in KV: stál celý zkoprnělý jako kapr v žitě (83); hned běžel jako s keserem (84)⁴⁾; žaludek zdravý jako štika

¹⁾ Vávra als Symbol der Dummheit wird bereits in alten Redensarten belegt, vgl. ZAORÁLEK a. a. O. (= Blahoslav).

²⁾ Älter auch mit co oder Instr. comparationis, für letzteres bei HAVLÍČEK nur einmal stark mechanisiertes horempádem (67).

³⁾ HAVERS, l. c. 147.

⁴⁾ keser = Handfischnetz — ein altes Gerät, das heute meist unbekannt ist.

(93); jako na šňůrce (ebda.); metresek jako pecek (111); senát jak u rasa maso (ebda.); der Vergleich „jak juchtové boty“ in

jenom cáři, samovláda
a takové sloty
potrvají věčně věkův
jak juchtové boty

(96)

steht hier in der Bedeutung von „lange, zählebig“. Es ist darin gleichzeitig eine Anspielung auf die Dummheit der „cáři, samovláda“ versteckt¹⁾, da „boty“ in Redensarten meist Symbol der Dummheit ist; vgl. hloupý jako boty (Zaorálek) sowie die antithetisch gesteigerten Formen hloupý jak farářovy boty, jak Šalomounovy boty etc. Volkssprachliches Symbol ist ebenfalls das in Vergleichen gebrauchte „kolovrátek“, und zwar wie im Deutschen ein Symbol der Monotonität. HAVLÍČEK benutzt kolovrátek (98) antithetisch zu světská mašina, wodurch die vorhergehende Aussage (svět je pořád stejný..... tak i v Rusku) symbolhaft zusammengefaßt wird. Dieselbe Kompositionsgruppe kehrt nach 10 Strophen banaler Details wieder — Symbolisierung der Monotonität durch Platitüden: auch der Sturz Peruns läßt die Situation unverändert.

Einige Worte noch zu einem Stilisierungsprinzip, das zwar keine direkte Beziehung zur Volkssprache besitzt, seines drastisch-konkreten Ausdrucks wegen jedoch zur Popularisierung der HAVLÍČEK'schen Gedichte mit beigetragen haben dürfte²⁾. Es ist das Mittel der Ironie — bei HAVLÍČEK besser das der ironischen Kontrastierung. Seine volle Wirkung erlangt es natürlich in der gesprochenen Sprache (Rezitation), d. h. überall dort, wo eine akustische Betonung möglich ist. Solcher Kontrastierungen bedient sich HAVLÍČEK auf verschiedene Art:

a) ein Substantiv wird von einem euphemisierenden Attribut begleitet: slavný ouřad (60, 61)³⁾; v slavné asistenci (ebda.); šťastné dobrýtro (60); slavná císařská komise (ebda.); šikovného jezovitu (108); pan dráb (81, 82); formell ähnlich (der ironische Akzent verlagert sich auf das Substantivum) božská živnost (108); císařská štafáž (64).

b) zwei Substantiva, deren Konfrontierung allein ironische Expressivität besitzt: klášter — kasárny (107); všivák — cár (108); chrám —

¹⁾ Vgl. dazu auch die ironisierende Kontrastierung von cára — Vávra in KV (97).

²⁾ HAVERS, l. c. 150 (§ 128).

³⁾ slavný ist natürlich Anspielung auf die in der österr. Amtssprache vorgeschriebene Bezeichnung der k.u.k. Institutionen.

mincovna (107); kněžstvo — vojsko (109); mokrý lavičník — meč do pochvy (92); svatý — sviňák (96); Svatý Otee — v košili (114, ähnlich 60 mit císařská komise); království boží — špatné zboží (96); na nebi a v dírách (101); pupek kordem pevně obvázaný (60).

Prinzip also ist stets die Gegenüberstellung eines erhabenen Begriffes und eines banalen alltäglichen Begriffes, dem mehr oder weniger der Beigeschmack des Minderwertigen oder Lächerlichen anhaftet. Der Zweck, den HAVLÍČEK damit verfolgt, ist „vykoreňovat z českých duší poddanský respekt k absolutním vladařům a hodnostářům duchovním“.¹⁾

Hamburg

HEINRICH KUNSTMANN

Pfeffels „Tobackspfeife“ als russisches Soldatenlied

Beim Durchblättern des zehnten Bandes von KIREJEVSKIJS berühmter Liedersammlung (Пѣсни собранныя П. В. Кирѣевскимъ, Lieferung 10, Moskau 1874, S. 470f.) stieß ich auf folgendes Soldatenlied, von dem dort leider nur die ersten 24 Verse (6 Strophen) abgedruckt sind:

Трубка. Храбровъ.

- «Послушай-ка, служивый,
 «Ты куришь табачокъ:
 «Но трубка — что за диво!
 «Дай посмотрѣть, дружокъ.
 5. «Какая позолота
 «Съ рѣзьбою по краямъ:
 «Не по тебѣ работа,
 «Продай-ка лучше намъ!»
 — Хоть, сударь, и замѣтна
 10. — Охота въ томъ твоя,
 — Но трубки сей завѣтной
 — Продать не воленъ я.
 — Она со мной въ сраженьѣ
 — Была за сапогомъ
 15. — И въ грозномъ злоключеньѣ
 — Служила мнѣ щитомъ.
 — Она у сераскира
 — Отбита на войнѣ
 — И въ память командира

¹⁾ JAN JAKUBEC, Dějiny literatury české, II, 957.

20. — Теперь досталась мнѣ. —
 «Послушай-ка, служивый,
 «Кто командиръ былъ твой?»
 — Храбровъ. — «Храбровъ, о диво,
 «Онъ дядя мнѣ родной!»

(Далѣе разспросы и рассказъ о судьбѣ погибшаго).

Daß es sich hier nicht um ein echtes Volkslied, sondern bloß um ein volkläufig gewordenes Kunstlied — also um ein „volkstümliches Lied“ — handelt, hebt der Herausgeber (P. A. BEZSONOV) selbst hervor. Er betont aber die große Popularität dieses Liedes nicht bloß unter den Soldaten, sondern merkwürdigerweise auch unter den Eisenbahnarbeitern („у чернорабочихъ по желѣзнымъ дорогамъ“) und seine wechselnden Formen, wobei der Textumfang mitunter bis zu 300 Versen steige; die von ihm abgedruckte Textgestalt sei die einfachste und kürzeste (über den Inhalt der von ihm weggelassenen Verse 25 ff. sagt er bloß, daß der Besitzer der Tabakspfeife darin über das Schicksal des gefallenem Offiziers ausgefragt werde und es erzähle).

Dieses Lied, das im russischen Volke unter dem Titel „Трубка“ („Die Tabakspfeife“) bekannt war, ist nach BEZSONOV'S Meinung „während des Türkenkrieges“ („въ Турецкую войну“) entstanden; dem Zusammenhang nach scheint hier eher der Krieg von 1828—1829 als der Krimkrieg gemeint zu sein.

Weder vom Namen des russischen Verfassers noch von der Urquelle des Liedes hat BEZSONOV eine Ahnung gehabt; die letztere ist des Elsässers GOTTLIEB KONRAD PFEFFEL (1736—1809) ehemals hochberühmtes Gedicht „Die Tobackspfeife“ (1782), das zuerst im „Vossischen Musenalmanach“ (1783, S. 159—162) erschien und auf Grund eines fliegenden Blattes (ohne den Namen des Verfassers) in den ersten Band des „Wunderhorns“ (1806, S. 284) aufgenommen wurde. Im Jahre 1794 wurde es von KARL PHILIPP EMIL PILZ komponiert und in Deutschland noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gesungen. Ich gebe hier den Text nach F. M. BÖHME, Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig 1895, S. 437 f. Nr. 583 „Die Tabakspfeife (Der Edelmann und der Invalid)“ (vgl. auch HOFFMANN v. FALLERSLEBEN, Unsere volkstümlichen Lieder, 4. Aufl. hrsg. von K. H. PRAHL, Leipzig 1900, S. 108 f. Nr. 508):

1. „Gott grüß' euch, Alter! — Schmeckt das Pfeifchen?
 Weist her! — Ein Blumentopf
 Von rothem Thon, mit goldnem Reifchen! —
 Was wollt ihr für den Kopf?“

2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn — Gott weiß es — einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.
3. Da, Herr, da gab es reiche Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man uns're Leute
Der Türken Glieder mähn.“
4. „Ein andermal von euren Thaten! —
Hier, Alter, seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euern Pfeifenkopf!“
5. „Ich bin ein armer Tropf und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.
6. Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.
7. Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel, —
Er hätt' es auch gethan, —
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.
8. Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.
9. „„Das Geld muß du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plünderung litt:““
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.
10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum:
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.
11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß.“ —

12. „Ihr rührt mich, Freund, bis zu den Zähnen.
O sagt, wie heißt der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.“
13. „Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein.“
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein!“
14. Kommt, Freund, ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesst eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eßt von Walters Brot!“
15. „Nun, topp! Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!“

Wie man sieht, handelt es sich bei dem russischen Liede nicht um eine getreue Übersetzung, sondern um eine recht freie Bearbeitung, die aber manche der kleinsten Einzelheiten des Originals wiedergibt (das „goldne Reifchen“ 1,3 = die Vergoldung Vers 5, der „Basse“ 2,3 = Seraskier V. 17, das Herumtragen der Pfeife im Stiefel 10,4 = V. 14). Der Beiname des tapfern Walter (13,1) spiegelt sich im russischen Zunamen Chrabrov (Vers 23).

Es wäre von großem Interesse, den genaueren Schicksalen unseres russischen Soldatenliedes nachzugehen: der Person des unbekanntem Verfassers, der Entstehungszeit, dem ursprünglichen Text, den etwaigen Abdrucken in billigen Liederbüchern („песенники“), dem Auftreten in handschriftlichen Liederheften und in der mündlichen Überlieferung, den wechselnden Schicksalen von Text und Melodie, der geographischen Verbreitung, dem Verklingen und Aussterben des Liedes. Leider sind dies alles Aufgaben, die sich außerhalb der großen wissenschaftlichen Bibliotheken Rußlands nicht ausführen lassen — am allerwenigsten hier in Kiel, wo sogar SOBOLEVSKIJS siebenbändige Liedersammlung nicht vorhanden ist. Ja, ich kann aus diesem Grunde nicht einmal fest behaupten, daß nicht am Ende schon vor mir irgend ein russischer Forscher auf die sonderbare Quelle unseres Soldatenliedes aufmerksam geworden ist!

Die volksgeschichtlichen Grundlagen des Kreises Pirna

Teil I.

Der Kreis Pirna ist durch die Ereignisse des Jahres 1945 Grenzbezirk geworden. Seine volksgeschichtlichen Grundlagen herausarbeiten bedeutet vor allem nach dem Einsatz der deutschen Kräfte und ihrer Auseinandersetzung mit der Natur und den sorbischen Vorwohnern zu fragen.

Den tiefsten Teil des Kreises bilden die Niederungen an der Elbe und Wesenitz¹⁾, wo das Dresdner Becken ausstrahlt. Die Ebenheit von Pirna und Lohmen, etwa 250 m hoch gelegen, schließt sich an. Die übrige Landschaft in einer Höhenlage zwischen 300 und 450 m zeigt unruhigere Oberfläche, weist aber Höhenlagen auf, die siedlungsfreundlich sind. Der Kamm des Erzgebirges wird von Norden her allmählich erreicht. Nur das eigentliche Elbsandsteingebirge südwestlich, südlich und östlich Schandau ist so zerklüftet, daß es als direkt siedlungsfeindlich bezeichnet werden muß. Die Niederschlagsmengen nehmen mit zunehmender Höhe zu, von etwa 600 bis 880 mm. Den besten Boden bilden die fetten Lehm- und Anschwemmungsböden der Elbe-Wesenitz-Niederungen. Der Sandsteinboden ist weniger wertvoll, besser brauchbar ist die Verwitterungskrume des Granites, die meist bewaldet ist, während der sogenannte Höhenlehm, der dem Sandstein und dem Granit in größeren oder kleineren Decken aufgelagert ist, für die Landwirtschaft in den bergigeren Teilen des Kreises die wichtigste Rolle innehat.

Diese geographischen Gegebenheiten zeigen sich auch in der Verbreitung der vorgeschichtlichen Funde in der Sächsischen Schweiz, die sich an der Elbe und hier besonders um Pirna häufen.²⁾ Für die Frage der uns als Vorläufer der deutschen Besiedlung besonders interessierenden Wendenzeit geben sie freilich keine Auskunft, weil diese schlecht erforscht ist und wegen der Ärmlichkeit ihrer Gräber und Siedlungen der Forschung auch nicht leicht zugänglich ist. Die nächstgelegene Fundstelle aus diesem Zeitabschnitt bildet das spätslawische Skelett-

¹⁾ Vergleiche dazu die gute siedlungsgeographische Übersicht über die rechtselbische sächsische Schweiz bei G. LANGER, Heimatgeschichtliche Dorfstudien aus der sächsischen Schweiz und südlichen Lausitz in Wort und Bild (Sebnitz 1929), S. 10ff.

²⁾ Vgl. die Karte der vorgeschichtlichen Funde in der Sächs. Schweiz bei E. WALTHER, Vorgeschichte der Sächs. Schweiz, Beiträge zu einem Heimatbuch der Sächs. Schweiz, 1. Heft (Dresden 1926), S. 9.

gräberfeld von Niedersedlitz, wo 1900 etwa 20 Gräber aufgedeckt worden sind.¹⁾

In Sachsen ist der eigentlichen deutschen Besiedlungszeit die der Burgwarde vorangegangen, die die deutsche militärische Besetzung widerspiegeln. Den Kern kleiner Bezirke, die natürlichen geographischen Gebilden entsprachen, bildeten die befestigten Burgorte, die auch als deutsche Verwaltungs- und kirchliche Mittelpunkte dienten und die sich in die sogenannten sächsischen Pflegen oder Ämter umwandeln. Für das gesamte Gebiet ist kein einziger belegt. Möglicherweise ist Stolpen als solcher aufzufassen für das Quellgebiet und den Oberlauf der Wesenitz. Ein Teil des Gaues *Milsca*²⁾, weiter die Burggrafschaft Dohna können kleine Sorbengaue in *Nisani* fortsetzen für das Gebiet zwischen Lockwitzbach und Gottleuba³⁾. Weniger um Stolpen, mehr um Dohna häufen sich, wie noch zu betonen sein wird, die Ortsnamen slawischer Herkunft. Pirna ist kein Burgward gewesen, die spätere Pflege Pirna gehörte in ihrem Kern bis etwa Ende des 12. Jh. zum Königsteiner Burgbezirk, wo ein Mittelpunkt einer alten Verwaltung der Provinz Tetschen zu vermuten ist, mit der Böhmen bis in das heutige Sachsen herübergriff.

Da in den Urkunden deutliche Hinweise auf das Wendentum fehlen, von einigen noch zu besprechenden mehr indirekten abgesehen, muß an ihre Stelle, wie es auch bisher immer geschehen ist, eine Betrachtung der auf das Wendentum zurückdeutenden Ortsnamen, Flurnamen und Siedlungsformen (Ort- und Flurformen) treten. Diese wird dadurch erleichtert, daß A. MEICHE in seiner Topographie⁴⁾ alle erreichbaren Ortsnamenschreibungen aufgenommen und A. HENNIG dazu Angaben über Ortsformen und Flurtypen beigesteuert hat. Ortsnamendeutungen sind von Meiche in seinem fleißigen und ausgezeichneten Buche nur ausnahmsweise verzeichnet worden. Die Zusammen-

¹⁾ J. DEICHMÜLLER, Spät-slavische Skelettgräberfelder bei Niedersedlitz (Abh. Isis 1900, S. 22 ff.).

²⁾ A. MEICHE, Die Oberlausitzer Grenzurkunde vom Jahr 1241 (Neues Lausitzisches Magazin 84, S. 215, 236).

³⁾ E. WALTHER, Die Besiedlung der Sächs. Schweiz durch die Deutschen (Beiträge zu einem Heimatbuch der Sächs. Schweiz, 2. Heft, Dresden 1927), S. 6 ff.; A. MEICHE, Die territoriale Entwicklung der Amtshauptmannschaft Pirna (Über Berg und Tal, Nr. 526, 1925), S. 60.

⁴⁾ A. MEICHE, Historisch-Topographische Beschreibung der Amtshauptmannschaft Pirna, Dresden 1927. Auf Meiches Angaben beruhen fast alle im folgenden zitierten urkundlichen Belege von Orts- und Flurnamen.

stellung der Ortsnamen durch G. MÜLLER¹⁾ beruht hauptsächlich auf Arbeiten von MEICHE, die Deutung auf G. HEY²⁾, der seinerzeit eine fleißige Arbeit veröffentlicht hat, die freilich heute, 60 Jahre nach ihrem Erscheinen, als veraltet bezeichnet werden muß. Auch O. E. SCHMIDT zeigt in seinen Kursächsischen Streifzügen (VI. Bd.) in der Deutung der Ortsnamen eine wenig glückliche Hand, indem er anderen Forschern „Slavophilie“ vorwirft, selber aber nur allzu oft in die Irre geht. Allen diesen Forschern fehlt die Berücksichtigung der Lautersatzerscheinungen, die erst ein tieferes Verständnis für die eingedeutschte Gestalt der slawischen Ortsnamen ermöglichen. Mit der bloßen Anführung „zu slawisch. . .“ kann man sich heute nicht mehr begnügen, da man Erklärung jeder alten Schreibung fordern oder wenigstens anstreben muß trotz aller Schwierigkeiten, die oft zurückbleiben. Eine Deutung slawischer Ortsnamen in Nord- und Mitteldeutschland ist viel schwieriger als in Böhmen oder Mähren, wo bis in die Gegenwart tschechische Ortsnamenformen danebenstehen und dauernd zum Vergleich herangezogen werden können. Das Sorbische ist zwar noch nicht erloschen, weil es um Bautzen und Kottbus noch als Haussprache gesprochen wird, doch ist der Bautzener Dialekt, der gewöhnlich als Obersorbisch bezeichnet wird, nur die Weiterentwicklung einer besonderen Mundart, während die anderen Dialekte der sorbischen Stämme, z. B. der Daleminzier, erloschen sind und nur aus Orts-, Flur- und Personennamen erschlossen werden können. Fehlt in den Schreibungen die Wiedergabe gleichzeitig gesprochener Namen im slawischen Munde, wie es in Sachsen außer um Bautzen die Regel ist, d. h. treten uns slawische Ortsnamen fast durchaus im deutschen Gewande entgegen, so bleiben die zu Grunde liegenden sorbischen Formen oft unklar und unsicher. Trotzdem kann in vielen Fällen mehr ausgesagt werden, als es bei HEY, MEICHE

¹⁾ G. MÜLLER, Ortsnamen der Amtshauptmannschaften Pirna und Dippoldiswalde und ihrer Randgebiete (Heimat, VI. Jg. Nr. 2 u. 3, S. 10ff.).

²⁾ G. HEY, Die slavischen Siedlungen in Sachsen, 1893. — Die von R. TRAUTMANN in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten: Die elb- und ostseeslavischen Ortsnamen I, II (Abh. der Dt. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1947, Nr. 4, 7), 1948 und 1949; Die slavischen ON Mecklenburgs und Holsteins, 2. Aufl. (Abh. der sächs. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Bd. 45, 3) Berlin 1950 deuten die Namen nur vom rein slawistischen Standpunkt aus. Sachsen wird durch sie noch nicht einbezogen. Eine andere Frage ist es, ob es wünschenswert ist, einen Teil des vorhandenen Namenschatzes unter Vernachlässigung der Entsprechungen im deutschen Mund und bei Außerachtlassung der anderen Namen herauszuheben. Das dadurch erscheinende Bild muß notwendigerweise einseitig sein. Mit der Erklärung slawischer ON ist nur ein Teil der Forschung erfüllt.

und MÜLLER geschieht, worauf im folgenden aber nur gelegentlich aufmerksam gemacht wird, indem manche Irrtümer stillschweigend übergangen oder verbessert werden.

Die Ortsnamen slawischen Ursprunges zerfallen in die zwei großen Gruppen der von einem Personennamen gebildeten Namen, die mit Bestimmtheit auf eine Siedlung deuten, und die Naturnamen vom Typus Daube, 1378 *Dube*, zu sorbisch *dub* „Eiche“. Das Verhältnis der beiden Namengruppen beträgt nach meiner Zählung und Deutung 53:26. Bei den Naturnamen ist an und für sich möglich, daß die Deutschen keinen bewohnten Ort, sondern eine slawisch benannte Flur angetroffen und den übernommenen Flurnamen als Ortsnamen weiterverwendet haben. Dieser Ort würde dann als unmittelbares Zeugnis slawischer Besiedlung von Ort und Stelle wegfallen. Aber eine Durchmusterung der Ortsnamen dieses Typus im Kreise Pirna zeigt, daß sie durchaus von „Bewohnernamen“ umgeben sind. Copitz z. B., 1417 *Kopicz*, gehört gewiß zu *kopec* „Hügel“, sorbisch *kopc* „Hügel, Grenzhügel“, aber westlich davon liegt Pratzschwitz, nördlich davon Zatzschke, 1417 *Czackow* aus **Čačkov*, und Doberzeit, 1378 *Dobirschicz*, 1398 *Dobirticz* aus **Dobrešici*, **Dobratichi*. Es ist damit gewiß nicht bewiesen, daß Copitz zur Zeit der deutschen Ansiedlung schon ein Siedlungsname gewesen ist, aber da ein aus einem Rundling erweitertes Platzdorf von HENNIG vermutet wird, ist der Gebrauch des ursprünglichen Flurnamens für eine von Sorben bewohnte Ortschaft doch wahrscheinlich. Dasselbe gilt für Daube, wo es sich um einen Rundling mit Blockform der Flur handelt, wobei über den Zusammenhang der Orts- und Flurform mit den Orts- und Flurnamen noch zu handeln sein wird. Das nahe Jessen, 1474 *Yessen* aus **Jasen* „Esche“ zeigt ebenfalls einen Rundlingskern. Mügeln wieder, das jetzt mit Heidenau vereinigt ist, 1347/49 *Mugelin*, aus **Mogylno* „Grabhügelort“, liegt in der fruchtbaren Auenlandschaft der Elbe, die mit sorbischen Ortsnamen übersät ist, zeigt außerdem Blockform und einen Rundlingskern. Stolpen, (obersorb. *Stolpno*), 1222 *Stulpen* aus **Stolpno* „Pfosten-, Zaunort“, war ein Mittelpunkt des alten Sorbentums. So führt auch die Durchmusterung der übrigen zur Gruppe ursprünglicher Naturnamen gehörenden Ortsnamen zur Überzeugung, daß es sich in den allermeisten Fällen bereits um zu Siedlungsnamen gewordene Bezeichnungen handelt und daß es keinen Fehler bedeutet, sie auf den Abbildungen 1 und 3 mit den eigentlichen Siedlungsnamen zu vereinigen. Nur die mit Flußnamen übereinstimmenden Ortsnamen benötigen noch eine besondere Betrachtung, die bei den Flurnamen vor-

genommen werden wird. Schwieriger liegt der Fall bei Obergersdorf, das früher Gabel geheißten hat, 1299 in *villa Gabele infra Otten-dorf et Gerhardisdorf*, 1347 in *villa Gabilona* aus **Jablonná* „Apfelbaumort“, also desselben Ursprunges ist wie Deutschgabel in Nordböhmen. Hier deutet weder die Orts- noch die Flurform (ein Dorf mit Waldhufen) noch ein undeutscher Flurname auf Ansässigkeit von Sorben, ja die Bauernnamen 1299 *Conradus et Hertwicus* sprechen deutlich dafür, daß bereits am Ende des 13. Jahrh. deutsche Bauern hier gewohnt haben. Aber der Ort lag an der alten Straße, die über Zehista, Dohma und Großcotta nach Gottleuba und weiter nach Ölsen strebte und an der sich (s. Abb. 1) eine schütterere Kette von slawischen Ortsnamen hinzieht, so daß auch hier die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß Sorben von den Deutschen angetroffen worden sind. Schließlich muß doch im Falle, daß sich an der Stelle des heutigen Obergersdorf kein slawischer Weiler gefunden hat, ein sorbischer Namengeber in der Nachbarschaft vorhanden gewesen sein, von dem die Deutschen den Namen hören konnten. Ähnlich steht es mit Ölsen, das schon hoch im Gebirge liegt und keinen einzigen undeutschen Flurnamen aufweist.¹⁾ Zugrunde liegt, vgl. die Schreibungen 1169 *Olesnice*, 1358 *Olessnicz*, sorbisches oder tschechisches **Olešná* „Erlenort“, wobei der deutsche Umlaut 1414 *Elzna*, zwischen 1472 und 1483 *dy Ölse*, auf dem slawischen *l* beruht (*olše* „Erle“ ist aus **jelbcha* entstanden).

LEIPOLDT glaubt freilich²⁾, daß die Schreibung von 1169 nicht auf unseren Ort zu beziehen ist. Einige der späteren Belege zeigen aber, daß doch eine Grundform **Olešnice* vielleicht neben **Olešná* vorliegt. Die heutige Form Ölsen geht auf die letztere Grundlage zurück. Die Schreibungen *Olesnic* könnten unter Umständen so erklärt werden, daß der Ort im Tschechischen **Olešnice* gelautet hat. LEIPOLDT wendet ein, daß wir über das Ende der 1169 zuerst bezeugten Tätigkeit der Johanniter im Erzgebirge und an dessen Fuße keine Nachricht haben. Aber dieses Argument *ex silentio* ist nicht zwingend, ist ja auch damit zu rechnen, daß Ölsen eine Zeit lang wüst lag (1445 *das wuste dorff die Olssen genant in der Pirnischen pflege*) und die Flurnamenentwicklung unterbrochen worden sein kann. Das Fehlen undeutscher Flurnamen kann damit erklärt werden. Wir werden deshalb auf die Unterscheidung zwischen Natur- und Siedlungsnamen keine Rücksicht nehmen, da sich das Siedlungsbild dadurch nicht ändern würde.

Wann sind diese sorbischen Ortsnamen ins Deutsche ge-

¹⁾ J. LEIPOLDT und R. LÖFFLER, Die Flurnamen von Ölsen und Bienhof (Sächsische Flurnamenverzeichnisse 1. Heft), Dresden 1933. ²⁾ A. a. O. S. 5ff.

drungen? Die Beantwortung der Frage, die in der vorhandenen Literatur bisher wenig berücksichtigt worden ist, weil die sprachliche Durchdringung etwas schwierig ist, entscheidet gleichzeitig darüber, wann die Deutschen die sorbischen Ortsnamen kennengelernt haben, d. h. wann sie auf die ältere sorbische Bevölkerung gestoßen sind. Es ist aber in vielen Fällen gar nicht schwierig festzustellen, ob eine Schreibung deutsche oder slawische Lautung wiedergibt. Man muß nur im Stand sein, die slawische Grundform möglichst getreu wiederherzustellen, dann ist leicht zu sehen, ob die Schreibung ihr entspricht oder schon lautliche Veränderungen durchblicken läßt, die auf den Gebrauch im deutschen Munde weisen, denn einmal eingedeutschte Ortsnamen unterliegen den deutschen Lautverhältnissen, z. B. der Abschwächung, Ausstoßung von unbetonten Vokalen, unter Umständen auch Konsonanten, Diphthongierung und Lautersatzerscheinungen. Einige Beispiele mögen das beleuchten.

Für Gorknitz westlich Dohna lauten die ältesten Schreibungen 1321 *Chorkenuz* und *Chorkeniz*. Das *z* von 1321 ist nicht als *-ts* zu lesen, dafür wird in der Regel *-cz-* geschrieben, sondern gibt die ältere Schreibung *-z* für den Reibelaut *-s* wieder, zumal andere Schreibungen wie 1378 *Korgkanus*, 1420 *Korkonos*, 1469 *Korknis* die damalige Aussprache deutlich anzeigen. Erst 1420 begegnet *Gorkenicz* und verrät, daß der Ersatz der ungewohnten Endung *-nis* durch *-nicz*, den die heutige Schreibung und Aussprache fortsetzt, damals eingetreten ist. Zugrunde liegt offenbar eine Grundform sorbisch **Korkonosy* „Hals-träger“ oder ein Flurname, der dem tschechischen Namen des Riesengebirges *Krkonoše* „Knieholzträger“ entspricht. Es ist eher anzunehmen, daß es sich nicht um eine Bildung **Korkonoš* handelt, da die ältere Schreibung *-z* auf gehörtes *-s* deutet. Es wird deshalb von einem Spottnamen **Korkonosy* auszugehen sein. Schon die ältesten Schreibungen mit *ch-* für sorbisches *k-* und *u* für ein sorbisches *o* in der letzten Silbe deuten darauf, daß der Name bereits 1321 im deutschen Munde war, ja gewiß schon eine längere deutsche Tradition mitgemacht hat, d. h. mindestens seit etwa 1300 den Deutschen bekannt war.

Gommern nordwestlich Dohna, 1206 *de Komeram*, 1388 *Komeren*, würde man am liebsten zu **Komárno* „Mückenort“ (sorb. *komor* „Mücke“) stellen, da die Gegend in der Elbniederung gewiß sehr unter der Mückenplage gelitten haben wird. Die Ableitung ist auch nicht ganz abzulehnen, doch ist die Schreibung von 1206 der ursprünglichen sorbischen Aussprache gewiß noch recht nahe, so daß eher an sorbische **Komorany* „Kammerleute“ zu denken sein wird. Es wird sich um

Untertanen der herzoglichen Kammer gehandelt haben. In beiden Fällen zeigt das *-e* für *-a* oder *-o* der zweiten Silbe (das auslautende *-m* für *-n* beruht auf Assimilation, verursacht durch das vorangehende *m*), daß der Name schon damals im deutschen Munde war, die Deutschen also schon um 1200 in der Gegend gewesen sein müssen, d. h. lange vor der Gründung der Stadt Pirna.

Die Diphthongierung alter langer sorbischer *i*, *u*, *y* zu *ai*, *au*, *eu* zeigt sich in Sachsen in der Schrift im 15. Jh., womit sich eine weitere Stufe des Einwachsens in die deutsche Lautung vollzieht, vgl. Meuscha, jetzt zur Gemeinde Bosewitz westlich Pirna gehörig, 1378 *Mischow*, 1549 *Meyscha*, aus **Myšov* „Mäuseort“, Meußlitz nördlich Dohna (jetzt einverleibt in Zschachwitz), 1350 *Miselicz*, 1493 *Mewschvicz* (aus **Myslovici*, sorbischer Personennamenname *Mysl*), Weißig bei Rathen, 1431 *Weissag*, 1501 *Weisag* (zu **Vysoke* „hoher Ort“; der Ort liegt nicht an der Elbe, sondern auf der Anhöhe darüber), Dohna, 1271 *Donin*, 1454 *Doneyn* aus **Donín* (PN *Doň*). Hier hat sich allerdings, anders als im Oberdeutschen, die diphthongierte Form nicht gehalten, sondern es setzte sich eine Abschwächung durch, vgl. 1483 *Donen*. Auch in Gamig nordwestlich Dohna wurde unter dem Einfluß der deutschen Aussprache, die den Ton auf die erste betonte Silbe legt, nicht diphthongiert. Zugrunde liegt **Kamýk* „Steinberg“, vgl. 1445 *Camegh*, 1458 *Cameg*, um 1474 *Gamick*, woneben gleichbedeutendes **Kamenník* (1411 *Kamenig*) und **Kamen*, vgl. 1463 *Camen*, bestanden haben.¹⁾ Krippen gegenüber Schandau, 1379 *Krippein*, 1389 *Crippin*, das man nach diesen urkundlichen Schreibungen gewiß nicht zum deutschen Krippe stellen darf²⁾, wo man lieber an ein obersorbisches **Křepin* denken wird, zum PN *Křepa* (vgl. den böhmischen Ortsnamen *Krepitz*), zeigt ebenfalls in der ältesten Schreibung die Diphthongierung. Beispiele für die von *-u* sind *Daube* (s. o.) und *Graupa*, 1350 *Crup*, 1450 *grossen und cleynen Cruppen*, 1417 *Cleyne Crauppen*, wo gewiß ebenso wie beim böhmischen Orte Graupen bei Teplitz an ein sorbisches bzw. tschechisches **Krupa* „Zinnkorn“, **Krupina* „Zinnort“ oder eine voranliegende ältere Bedeutung zu denken ist.³⁾

Für das mhd. *ou* wird seit dem 14. Jh. auf ostmitteldeutschem Boden *au* geschrieben, eine Schreibung, die sich in oberdeutschen Landschaften schon früher nachweisen läßt. Begegnet *au* für ober-

¹⁾ Unrichtig urteilt HEY S. 33, der unsere Namen zweifelnd zu *jama* „Grube“ stellt, wogegen die urkundlichen Schreibungen mit *C* sprechen.

²⁾ so MÜLLER S. 16 „nach einem Kirchlein zur Krippe Jesu“.

³⁾ Nicht an den PN. *Krup*, an den Müller S. 14 anknüpfen möchte.

sorbisch *-ov*, so ist das deutsche Schreibgewohnheit, vgl. für Großcotta südlich Pirna 1311 *Kottaw*, 1412 *Groß Kottaw*, während für Kleincotta noch 1377 *in minori Cottow* begegnet, aus sorbisch **Chotov* (PN *Choť* „Geliebter“). Crotta, 1412 *Crottaw*, 1548 *Krotta*, bei dem HEY S. 42 kaum richtig an tschechisches *krt* „Maulwurf“ anknüpft, gehört eher zum sorbischen PN **Krot*. Wölkau westlich Heidenau, 1455 *Welckow*, 1543 *Welckaw*, rührt aus sorb. **Velkov* her (PN *Velek*), Zatzschke nördlich Copitz, 1417 *Czaczkow*, 1464 *Czaczkaw*, aus **Čačkov* (PN *Čaček*), vgl. den Ortsnamen *Čakovice* in Böhmen. Nun unterliegt auch in deutschen Wörtern diese Silbe *-au*, wenn sie in unbetonter Stellung steht, der Abschwächung zu *-a*, *-e*, wie Schreibungen vom 15. Jh. andeuten. So erklären sich heutige Formen wie Cotta, Dobra u. a. Dobra wird von HEY S. 19 zum altslawischen *dobro* „gut“ gestellt. Nach der schon im 13. Jh. auftretenden Schreibung 1247 *villa Dobrawe*, 1561 *Dobraw*, liegt aber eine sorbische Grundgestalt **Dobrov* zum PN *Dobr* vor. 1484 wird *Dobera* geschrieben, 1448 *zcur Dobir*, weil nach *-r* auslautendes *-a*, *-e* wegfallen konnte. Für Goes südlich Pirna, 1350 *Goszow*, das wahrscheinlich hierher gehört, wird 1388 *von der Gozze* geschrieben. Da *-e* als deutscher Dativ aufgefaßt werden konnte, konnte eine Nominativform ohne *-e* hergestellt werden (an lautlichen Abfall des auslautenden *-e* ist nicht zu denken, da die Mundart auslautendes *-e* bewahrt), vgl. 1455 *Goeß*, was auch auf den Dativ ausgedehnt wird, 1465 *zcum Goys*. Zugrunde liegt altwendisches **Gosov* zum PN *Gos*, tschechisch *Hos*, womit Hossau südlich Iglau zu vergleichen wäre. O. E. SCHMIDT's Vermutung¹⁾, daß an niederländische Herkunft zu denken wäre, gründet sich nur auf seinen Vergleich mit *Goes*, dem Hauptort der Insel Süd-Boveland in der Provinz Seeland. Nun ist aber die Schreibung *Goes* bei dem Pirnischen Ortsnamen erst seit dem 15. Jh. nachzuweisen, so daß der Vergleich gegenstandslos ist. Es ist eine Hauptregel bei der Deutung von Ortsnamen, immer von den alten Belegen auszugehen. Für Ostrau bei Schandau wird schon 1466 *Ostre*, 1451 *Ostra*, *Ostraw* geschrieben. Bei Erklärungen sind diese Schreibverhältnisse zu berücksichtigen, bes. wenn schriftliche Belege erst aus dem Ende des Mittelalters oder dem Anfange der Neuzeit vorliegen, die der sorbischen Grundgestalt näherkommenden also erschlossen werden müssen. Bei unseren Namen ist es deshalb nicht sicher, ob an sorbisches **Ostrov* „Insel“ anzuknüpfen ist, weil der Ort nicht am Fluß liegt, so daß auch von einem sorbischen **Ostrá* (*ostrý* „scharf“) ausgegangen werden könnte, wobei die *-au*-Schreibung sekundär wäre. Für Pötz-

¹⁾ Kursächsische Streifzüge VI, S. 206.

scha, 1548 *Petsshaw*, wird 1501 *Betzscha* geschrieben. Zu vergl. ist der Ortsname Petschau in Westböhmen, tschechisch *Bečov* (PN *Beč*).¹⁾ Auch *Posta* gegenüber Pirna, 1417 *die Poste*, 1432 *Postav*, 1438 *zur Postaw*, 1468 *dy Pust*, ist ähnlich zu werten. Der Name wird wohl mit Recht mit dem tschechischen *pouště* „Öde“ (sorb. *pusta*) verglichen, das aus *puště* entstanden ist, wofür freilich mehr *pust*-Schreibungen zu erwarten wären. Doch zeigt die Mundart Übergang von *o* zu *u*, so daß die genannte Ableitung möglich bleibt, zumal sich dieselbe Bezeichnung für die Flur die alte *Poste* findet, ein Felsental zwischen Mockethal und Doberzeit, 1420 *das geholcze dy Posta*, 1470 *holcz die Püste*. Sogar für Pirna 1233 *Perne*, begegnet 1422 die Schreibung *Birraw*. Als Nominativ ist *Pirn* schon 1418 hergestellt worden, so daß der Pirnische Mönch, der sich um 1500 mit dem Namen keinen Rat wußte, (es wird mit Recht an sorbisch *Perné* „das Harte“ gedacht, ursprünglich für die Burg gebraucht), an das Deutsche anknüpfen wollte²⁾.

Während die Ortsnamen auf *-ín*, *-en* sonst im Deutschen die Endung *-en* zeigen, z. B. *Struppen*, 1310 *Strupin*, 1354 *Strupein*, aus sorbisch **Strupín* (es war allerdings auch die Nominativform auf *-e* da, wie aus der Schreibung 1413 *Stroppow* und der heutigen mundartlichen Aussprache *štrupa* zu erschließen ist), *Wehlen*, 1250 *Vylin*, 1372 *Welyn*, das nicht³⁾ zum altslavischen *velij* „groß“ gehört, sondern sorbisch **Veleň* fortsetzt, und *Lohmen*, 1206 *de Lome*, 1292 *Lomen* aus **Lom* „Steinbruch“, bzw. **Lomjany* „Steinbruchleute“ (seit alter Zeit her hat es in der Nachbarschaft viele Steinbrüche gegeben⁴⁾), zeigen *Dohma* und *Dohna* Ersatz durch den Nominativ, 1315 *Domyn*, 1400 *zcu der Dame* aus **Domín* zum PN *Doma*. Über *Dohna* s. o., dazu die Schreibung 1543 *Dohnaw*, 1545 *Dhona*, die verraten, daß schon damals die heutige Aussprache gelolten hat.

¹⁾ Unmöglich ist die von HEY S. 15 vorgetragene Ableitung von *Buřl* „Buchengehölz“.

²⁾ „vor dem schiftoꝛ, do hat ein mechtiger birnbom gestanden, dan di stat iren titel bekommen sol haben“, MEUTZNER, Das Dominikanerkloster zu Pirna (Pirnaer Geschichtsblätter, Heft 4, 1934, S. 17). HEYS Ableitung, S. 49, der an obersorb. *pjeran* „Donner, Donnergott“ dachte, ist schon auf Grund der alten Schreibungen abzulehnen.

³⁾ MEICHE, Topographie, S. 367 im Anschluß an HEY, S. 53, der schon richtig die dazu gehörigen Personennamen herangezogen hat. Gegen die Ableitung von wendisch *běly* „weiß“, wendet sich MEICHE mit Recht. Dafür kann nur die späte zwischen 1378 u. 1419 auftauchende Schreibung *Belyn miesto* geltend gemacht werden.

⁴⁾ Was O. E. SCHMIDT, Kursächsische Streifzüge, VI S. 230ff. dagegen vorbringt, ist nicht einleuchtend, sein Hinweis, daß es mit dem Worte *Kulm* zusammenhängende Deutungen gäbe, nicht zutreffend.

Bis in den Anfang des 14. Jh. ist im Deutschen Empfänglichkeit für den Umlaut vorhanden, dessen Blütezeit im 8./9. Jh. lag und gerade bei slawischen Ortsnamen noch so spät wirksam wurde. Beispiele dafür sind aus unserem Bereich Köttewitz südöstlich Dohna, 1288 *Kothenitz*, 1409 *Kothewicz*, Grundlage **Chotěnici* (PN *Chotěn*); Mannewitz, einst Dorf, jetzt Vorwerk bei Pirna, 1296 *Manuitz*, 1337 *Manewitz*, 1435 *Menewitz*, aus **Manovici* (PN *Man*), das als Dorf schon im 14. Jh. untergegangen ist; auch Mügeln (s. o.) gehört hierher. Hier steht -ü als Umlaut zu -o, sowie im mhd. *hülzîn* „hölzern“ neben *holz* steht. Sürßen südwestlich Dohna, 1309 *Sursen*, 1350 *Suersen*, wird von **Zurišin* abgeleitet. Auch Sporbitz nördlich Dohna, das jetzt mit Zschachwitz vereinigt ist, hat eine Umlautsform besessen, vgl. 1350 *Sperwicz*, 1410 *Spoerewicz*, daneben *Sporewicz*, 1559 *Sporbitz*, aus **Sporovici* zum PN *Spor*. Für Struppen begegnet 1412 eine Schreibung *Strueppen*, die auf einmal vorhandenen Umlaut deutet. Bei Dohna und Dohma aber lassen sich keine Umlautschreibungen nachweisen.

Die Verdumpfung des *a* zu *o*, die sich bis auf Besonderheiten, die mit der Mundart zusammenhängen, in der Mundart des Kreises wie in der Nachbarschaft in der ersten Hälfte des 14. Jh. durchgesetzt haben dürfte, ist einige Mal nachzuweisen, so wohl in Bonnewitz westlich Lohmen, 1378 *Ponewitz*, 1442 *Panewicz* aus **Panovici*, kaum **Báňovici*, weil *p-* für *b-* sonst erst im 15. Jh. begegnet. Auch für Rathen, 1261 *Raten*, das nicht „Burg des *Ratin* oder *Ratimě*“ bedeutet¹⁾, sondern auf **Rateň* (PN *Raten*) zurückgeht und wofür heute nur *rātn* gehört wird, scheint eine ältere Aussprache *rōtn* bestanden zu haben, denn das nördlich Rathen liegende und nach ihm benannte Rathewalde, 1501 *Ratinwalt*, zeigt 1411 die Schreibung *Rotenwalde*. Die Umdeutung auf „rot“ wird aber erst bei der anzunehmenden mundartlichen Aussprache *rōtnwalde* verständlich. Auch für Zschachwitz scheint eine Aussprache mit -o bestanden zu haben, denn um 1519 wird einmal *Zschochewitz* geschrieben.

Das Obersorbische kennt wie das Tschechische, von der starken Palatalisierung des *r* vor palatalen Vokalen ausgehend, die Verwandlung in *ř*, die dann zu *š* weitergegangen ist, z. B. *krívý* „krumm“ zu tschechisch *křivý*, obersorbisch *kšivý*. Im Tschechischen ist diese Erscheinung um 1270 eingetreten. Über die Zeit des obersorbischen Lautwandels ist nichts bekannt, sie dürfte der tschechischen Zeitspanne entsprechen. In den Ortsnamen des Kreises prägt sich diese lautliche

¹⁾ H. BESCHORNER bei MEICHE, Burgen und vorgeschichtliche Wohnstätten der Sächsischen Schweiz (Dresden 1907) S. 220.

Veränderung nicht aus. Alle setzen *r* voraus, wofür die Deutschen ihr *r* gesetzt haben, z. B. Krippen (über die Deutung s. o.); Krietzschwitz, mundartlich *kriřš*, 1359 *Kritzewitz*, 1408 *Kreczeschewicz*, 1410 *Kreschewicz* aus **Křěčovici*, zum PN *Křěč*¹⁾); Primselwitz, das in Röhrsdorf bei Pirna aufgegangen ist, 1437 *Prymselwicz*, aus **Prémyslovici* zum PN *Prémysl*; Trieske, in Zschieren aufgegangen, mundartlich *drīsga*, wird auf **Trěskov* beruhen; Zschieren, 1242 *Schirin*, 1393 *Czheryn*, wird das dem Tschechischen *čeřen* „Senknetz“ entsprechende sorbische Wort enthalten, womit Tschersing bei Leitmeritz zu vergleichen ist. Der Ort liegt wirklich am linken Elbeufer²⁾).

Da das Deutsche *s* bis etwa 1300 *sch*-artig geklungen hat, wurde slawisches anlautendes *s*- vor dieser Zeit durch *ts*- ersetzt, wofür aus dem gesamten ostdeutsch-slawischen Berührungsraume Hunderte von Beispielen erbracht werden können. Das trifft auch auf Ortsnamen des Kreises Pirna zu, die demnach alle vor 1300 ins Deutsche gedrungen sind, z. B. Zwirtzschkau bei Niederseidewitz, 1388 (als Bürgername in Pirna) *Nic. Czwirczov*, 1445 *Swerczschow*, 1501 *Schwertzschaw*, 1537 *Zwirschkau* aus **Svrč(k)ov* zum PN *Svrč(ek)*. Zuschendorf bei Pirna, 1378 *Zcutzschendorf*, 1413 *Ccuschendorff*, wird am ehesten den wendischen PN *Čuča* enthalten. Auch Groß- und Kleinsedlitz westlich Pirna, die für sorbisches anlautendes *s*- (Grundlage **Sedlica* „Siedlung“) deutsches *s*- zu bieten scheinen, wurden früher regelrecht mit *ts*- gesprochen, vgl. für Großsedlitz 1412 *Czedlicz*, für Kleinsedlitz 1501 *Klein Zcedelicz*. Auf mitteldeutschem Boden besteht für slawisches *sv*-Schwanken, indem sowohl *ts*- wie *řw*- als Lautersatz möglich ist. Dieses Schwanken haben wir oben bei Zwirtzschkau beobachtet, wo die *tsw*-Form gesiegt hat, aber auch *schw*-Aussprache bekannt gewesen ist. Vor *-m* aber war der Ersatz des *sm*- durch *řm*- die Regel, vgl. Schmilka bei Schandau, 1547 *in der Schmilcken*, das in diesem Jahre nur einen Flurnamen bedeutet. Die beliebte Deutung zum tschechischen *smolák* „Pechsieder“ ist fraglich, denn es ist zweifelhaft, ob der Beleg 1472/83 *zcu der Smolicke* auf unseren Ort zu beziehen ist. Wahrscheinlicher ist eine Grundlage **Smilkov* (PN *Smilek*), trotzdem es sich um einen ursprünglichen Flurnamen handelt. Auch in Schmorsdorf südwestlich Dohna, 1412 *Smorstorff*, kann deshalb an einen mit *s*- anlautenden sorbischen PN gedacht werden, etwa **Smord*.

¹⁾ Gewiß unrichtig urteilt HEY S. 41, der an slawisches *kriř* „Kreuz“ anknüpft, wofür Kreisewitz zu erwarten wäre.

²⁾ Unwahrscheinlich ist die Ableitung von tschechisch *čeřen* „Kelter, Weinpresse“ (so HEY S. 17) wegen der Lage an der Elbe bei beiden Orten.

Für anlautendes *z-* ist sowohl Ersatz durch *s-* wie durch *ts-* möglich, da ja das deutsche anlautende *s-sch-* ähnlich klang und ein gleicher Ersatzlaut nicht zur Verfügung stand. Bei Zehista südlich Pirna dachte HEY, S. 307 an Herkunft aus *zájezd* „Umfahrt“, später aber brieflich an MEICHE an tschechisch *cesta* „Weg“. Die älteste Schreibung 1355 *villa dicta Zceyst* macht HEYS ursprüngliche Erklärung wahrscheinlicher, erst 1378 begegnet die Schreibung *Czest*, 1390 *die Czeste*. In der Umgangssprache betont man heute *tsehísta*, die Mundart sagt *tsést*.

Tschechisches *ž, š* wurde bis 1300 durch deutsches *s* ersetzt, das ihm lautlich am nächsten stand. Dasselbe trifft für obersorbischen Lautersatz zu. Das ist bei der Erklärung von Sebnitz und Seidewitz zu berücksichtigen (s. u.), ebenso bei Saupsdorf und vgl. dazu o. das zu Posta und Ölsen Bemerkte. Meusegast, südwestlich Pirna, 1288 *Musegost*, wird danach am ehesten auf **Myší gvozd* „Mäusewald“ beruhen. Maxen südwestlich Dohna, 1372 *Maxin*, wird zu **Makešin* gehören, zum wendischen PN **Makeš*. Für *š* war auch *sch* als Ersatzlaut möglich, seit im Deutschen *sk* seit dem 11. Jh. als *sch* gesprochen wurde, so daß die oben für Meuscha gegebene Deutung in Kraft bleibt.

Über die Ersatzverhältnisse des sorbischen *č, šć* müssen hier vorläufige Andeutungen genügen, bis Material in größerer Menge auf einem weiteren Vergleichsgebiet zur Verfügung steht. Der Laut *tš* war dem Deutschen ursprünglich fremd, ist aber im Laufe des 13. Jahrhunderts gelernt worden; die älteren Schreibungen zeigen vielfach *sch* dafür, das zum Teil später durch *tsch* ersetzt wird. Wie weit hier Regelmäßigkeit vorliegt, wie weit es sich um Beeinflussung durch die danebenstehende sorbische Aussprache handelt, harret der näheren Untersuchung. Vergl. Kloppisch, das alte Hammergut südöstlich Gottleuba, 1445 *Clepatzsch* (sorbisch *klepač* „Hammer“), wofür 1480 übereinstimmender mit der heutigen Aussprache *Cleppisch, Klipisch* geschrieben wird¹⁾; Krietzschwitz s. o.; Nebelschütz, anscheinend Wüstung in der Nähe von Gottleuba, 1445 *Nebilczicz*, wohl aus **Nebylčici* zum PN **Nebilek*, woneben auch der Ansatz **Nebilek* möglich wäre. Daneben hat eine Übernahmsform mit *sch* bestanden, die sich im Namen der in Gottleuba und im Amte Pirna mehrmals auftretenden Familie von Nebelschütz, 1473 *Nebelschicz* findet. Während sich in

¹⁾ O. E. SCHMIDT, Kursächsische Streifzüge VI, S. 232 denkt nicht an das Appellativ, sondern an einen wendischen oder tschechischen Besitzer des Hammers, was kaum zutreffen wird, da die Benennungsweise zu deutlich ist. Auch das späte Auftauchen ist bei der schlechten Überlieferung der Gegend kein Einwand gegen die Erklärung.

Pötzscha (s. o.) nur *tzsch* zeigt, in Übereinstimmung mit der heutigen Gestalt, begegnen für Pratzschwitz nordwestlich Pirna, 1350 *Prautzschicz*, 1378 *Bratschitz*, 1465 *Pratschicz*, spätere *sch*-Schreibungen, so 1575 *Broschwitz* (unter dem Einfluß benachbarter Ortsnamen auf *-witz*, z. B. Birkwitz, ist *-witz* schon 1525 in der Schreibung *Brattschwitz* zu bemerken). Zu Grunde wird, da im ältesten Belege *p*-geschrieben wird, nicht **Bračovici* liegen¹⁾, sondern **Pravčici* zum sorbischen PN *Pravek*, wodurch sich auch die Schreibung *Prautzschicz* von 1350 erklärt. Die Mundart sagt *prätš*. *Sch* zeigt der Beleg von 1428 *die Strannischenn wiesen* für Strand an der Elbe bei Weißig, worin sorbisches **Stronišče* „Seite“ zu suchen sein wird. Für Zschachwitz begegnet Ersatz des *č* nur in der ältesten Schreibung von 1350 *Schachwicz*, seit 1378 *Zcachewitz* gilt *tš*, die Mundart hält aber in ihrer Lautung *šachwits* das *sch* fest (PN *Čach*). Für Zschieren aber sagt man auch heute *tširn*. Die naheliegende Vertretung durch *ts* zeigen *Zatzschke*, wo im Inlaut aber *tsch* gesiegt hat, dagegen gilt im Inlaut *ts* in Stürtza südlich Stolpen, 1386 *Stercze*, 1427 *Stircz* aus sorbisch **Ščerčí* (zu *ščerk* „Kies“). Die Realprobe stimmt zur Erklärung, da sich die Felder des Ortes wegen ihres kiesigen Untergrundes zum Anbau von Roggen und Gerste eignen.

Das Obersorbische zeigt wie das Tschechische den Übergang von altslavisch *g* zu *h*. Im Tschechischen erfolgt der Lautwechsel am Ende des 12. Jh., über die Zeit der sorbischen Lautveränderung fehlen Untersuchungen, man wird ungefähren Zusammenfall mit der tschechischen Zeitspanne annehmen dürfen. In den Ortsnamen des Kreises zeigt sich überall *g*, in einigen Flurnamen dagegen bietet sich auch *h* dar, worauf noch eingegangen werden wird. Es besteht in dieser Lauterscheinung ein Unterschied zwischen Obersorbisch und Niedersorbisch, das *g* bis heute bewahrt hat. Dem obersorbischen *hat* steht niedersorbisches *gat* „Teich“ zur Seite. Hierher gehören Meusegast und vielleicht Goes (s. o.), weiter Gohrisch östlich Königstein, um 1437 *Gorusch*, 1438 *Gorisch*, in dem nicht sorbisches *gora* „Berg“, sondern der PN **Goruš* zu suchen ist, vgl. tschechische Ortsnamen wie *Horšovice*. In Papstdorf südöstlich Königstein liegt nicht das obersorbische Wort für „Gott“ *bog* vor, wie behauptet wird²⁾. Der älteste Beleg von 1371 lautet nicht *Bogisdorf*, sondern *Bogunsdorff*, 1374 *Boganivilla*, 1378 taucht die Tschechisierung *Bohonyewicz* auf, die auf den wendischen PN *Bogan* weist. Die in der Heimatliteratur auftretende Be-

¹⁾ So MÜLLER S. 21.

²⁾ so z. B. WALTHER, Vorgeschichte der Sächsischen Schweiz, S. 34.

merkung, daß sich hier in der heidnischen Zeit ein Götzenbild befunden haben könnte, wird damit hinfällig. Die weitere Umdeutung geht über 1530 *Bobisdorff* zu Papstdorf (mhd. *bābes* „Papst“), vgl. 1537 *Bobestdorff*, vermutlich über die in der Mundart entstandene Aussprache *bōsdorf*, die noch heute gilt. O. E. SCHMIDT¹⁾ möchte an tschechische Umbenennung des Namens Gotsdorf denken, weil 1456 für die Straße Königstein-Böhmische Grenze die Schreibung *Godeßdorfstraße* begegnet. Darin ist aber eher, schon wegen der Einmaligkeit des Auftretens (gleich darauf steht *Bogisdorffer Straße*), eine deutsche Umdeutung zu sehen. An einen deutschen Lokator *Goto* darf mit SCHMIDT auf keinen Fall gedacht werden, dazu wäre nicht **Gotesdorf*, sondern **Gotendorf* gebildet worden. Ein PN mit *g*, wohl *Boguslav*, dürfte in Postelwitz südöstlich Schandau vorliegen, von dem aber nur späte Schreibungen bekannt sind, die nicht mehr eindeutig sind (1446 *Boßlawitz*, 1451 *Bosselwitz*).

In zwei Fällen ist von den Deutschen noch ein sorbischer Nasalvokal gehört worden, in Großborten südöstlich Dresden, 1286 *Bo(r)renthin major*, 1404 *zcu großin Boretin* aus **Bořeⁿtin* zum PN *Bořeⁿta*, und in Prossen zwischen Königstein und Schandau, 1412 *Prossentin*, 1443 *Prosetin*, 1443 *Brosten* aus **Proseⁿtin* zum PN *Proseⁿta*. Es fehlt freilich bisher an Untersuchungen, wann im Obersorbischen die Nasalvokale verklungen sind. Am spätesten scheinen die wendischen PN auf *-eⁿta*, Ortsnamen auf *-eⁿtin*, gefolgt zu sein²⁾, vgl. als weiteren Beleg dafür Wilthen, 1241 *Weletin*, aber 1305 *Willintin*. Das Tschechische gibt bereits im 10. Jh. seinen Nasal auf, aber die Deutschen dieser Zeit setzen im Namen des Landespatrones Wenzel, früher *Wenczlaw*, noch **Veⁿtislav*, nicht das spätere *Václav* voraus. Daß wir aber andererseits zumindestens in betonter Silbe bereits im ersten Viertel des 13. Jh. mit Nasalschwund rechnen müssen, zeigt der Ortsname Dresden, wo die Deutschen nicht mehr **Dreⁿžďjany* „Waldleute“ gehört haben (obersorb. *Dreždžany*, tschech. *Drážďany*). Das Fehlen des Nasals in den anderen Schreibungen und in der heutigen Aussprache muß dann ebenso erklärt werden wie das Auftauchen von jüngerem *tš* gegenüber älterem *š* oder von *s* gegenüber älterem *ts*. Die Deutschen haben in einigen Namen auf *-eⁿtin* noch den Nasalvokal gehört, der im Verklungen war. Dies wird um 1200 anzunehmen sein, so daß im 13. Jh. neue nasallose Ortsnamenformen ins Deutsche eindringen konnten.³⁾

1) Kursächsische Streifzüge VI, S. 430.

2) Darauf weist mit Recht MEICKE, Zeitschrift für Namenforschung 14, 173 hin.

3) Für Komotau in Böhmen, tschechisch *Chomutov*, wird 1399 *Comentaw* ge-

Diese Erscheinung der mehrfachen Entlehnung sorbischer Ortsnamen ist von der Heimatforschung des Kreises bisher überhaupt noch nicht erkannt worden. Und doch bietet sie den Anlaß zu einer wichtigen Feststellung. Dort, wo sich mehrere Entlehnungsschichten nachweisen lassen, sind Wenden eine gewisse Zeit wohnen geblieben, wenigstens bis die jüngere Entlehnung stattfinden konnte. Das gilt nicht nur für Entlehnung mit oder ohne Nasalvokal, mit *š* oder *tš* oder *ts* für sorb. *č*, *šč*, sondern auch für *ts* oder *s* für anlautendes sorbisches *s*-, für umlautende und umlautlose Formen. Die in Betracht kommenden Ortsnamen (nicht durchaus muß die jüngere Entlehnung siegen) sind Klein- und Großsedlitz, Krietzschwitz, Nebelschütz, Großschachwitz, Zschie- ren, Zuschendorf, Sporbitz, Struppen, vielleicht Pratzschwitz, dazu kommt Niedersedlitz bei Dresden, was darauf hinweist, daß um Dresden dieselben mit mehrfacher Entlehnung zusammenhängenden Erscheinungen zu beobachten sein werden. Die älteste Entlehnungsschicht verkörpern Namen wie Groß-Borthen und Prossen, die uns noch in das 12. Jh. führen werden, in die ja auch die Entlehnungen von Namen mit sorbischem *g* weisen. Die späteste Entlehnungsschicht stellen Namen wie die beiden Sedlitz dar, die sich mit deutschem *s*- erst nach 1300 durchsetzen konnten. So folgt daraus, daß sich die Übernahme wendischer Ortsnamen auf dem Kreisboden vom 12. Jh., etwa seinem letzten Drittel, bis in die ersten Jahrzehnte des 14. Jh., wenigstens in gewissen Teilen des Kreises, hingezogen hat. Der Haupteinsatz der Deutschen wird dann in der ersten Hälfte des 13. Jh. liegen. Es handelt sich um Orte südlich und westlich Pirna, weiter besonders um Heidenau und Dohna. Aus der wörtlichen Übernahme der ON und der Erhaltung des Orts- und Flurbildes folgt, daß keinerlei gewaltsame Eingriffe vorgenommen wurden, daß es sich also durchaus um Auswirkungen des friedlichen Wettbewerbes der zwei sich berührenden Völker handelt, das Auftreten der Deutschen nicht gleichzeitig das Aufhören des Wendentums bedeutet, das erst allmählich im Deutschtum aufgeht. Im 12. Jh. setzt die Volkstumsauseinandersetzung ein, die auf dem Kreisboden im 14. Jh. zum Abschluß gelangte, in der weiteren Umgebung, um Bautzen, aber heute noch nicht beendet ist. Wir beobachten vor 700 Jahren den Beginn einer Völkereinwirkung, die sich bis zur Gegenwart in durchaus friedlicher Weise vollzieht. Die kulturelle

schrieben (C. D. Sax. II 5, S. 377). Der im Tschechischen auf **Chomontov* zurückgehende Name ist im Wendischen offenbar eine Zeit lang **Chomeⁿov* gesprochen worden. Eine Zusammenstellung ähnlicher Schreibungen würde vielleicht weitere Auskunft gewähren.

Überlegenheit war von Anfang auf Seite der Deutschen, deren Durchsetzungskraft daher bis zur Gegenwart niemals im Lande Sachsen zweifelhaft wurde. Es läßt sich auch ein Beweis dafür beibringen, daß die Sorben infolge des längeren Zusammenwohnens mit den Deutschen deren Sprache und Namengebung verstanden haben. Nordwestlich Heidenau liegen Groß- und Klein-Luga, früher zum Kreis Pirna gehörig, seit 1922 mit Niedersedlitz vereinigt und damit zum Kreise Dresden geschlagen. G.-Luga heißt 1321 *Luge*, 1378 *Luk maior*, zu wendisch *lug* Sumpf. K.-Luga, 1378 *Lug minor*, hieß sorbisch **Luž(e)k*¹⁾ „Klein-Lug“, 1453 *Lußk*, 1501 *Lausck*, dessen Zugehörigkeit und Verhältnis zu G.-Luga also richtig verstanden worden ist.

Eine besondere Rolle spielen diejenigen Ortsnamen, die auf Abb. 1 als deutsch-wendische Mischnamen eingezeichnet sind, die einen wendischen PN, aber ein deutsches Grundwort besitzen. Es handelt sich um Mühlisdorf westlich Lohmen, 1443 *Milisdorff*, wo ein PN, etwa **Milan*, vorliegen dürfte; Porschdorf nordwestlich Schandau, 1443 *Borsdorff*, *Borestorff*, um 1554 *Borssendorf*, wo man nicht an den PN *Bor*,²⁾ sondern an **Boreš* denken wird, vgl. Pohres und Porstendorf im Schönhengst, die denselben tschech. PN voraussetzen. Dasselbe gilt für Porschendorf nördlich Lohma, 1311 *Borsthendorff*, 1373 *Borsindorf*. Da nach den Schreibungen hier wendisches š als *ss* übernommen ist (es ist im Deutschen nach *r* lautgerecht wieder zu š geworden), muß die Übernahme vor 1300 erfolgt sein. In Rossendorf, einer Wüstung bei Eschdorf, 1350 *Roslawendorf*, 1352 *Roslendorf desolata*, 1429 *Rossendorf*, schon 1352 als verödet bezeichnet, liegt der PN **Roslav* vor. In Rottwerndorf südlich Pirna, 1337 *Roteberndorf*, 1372 *Ratebornsdorff*, 1439 *Ratwernsdorf*, 1338 *Rothebornsdorf*, mda. *rotndorf*, ist nach den Schreibungen nicht an ein deutsches **Rôteborndorf* anzuknüpfen (dafür wäre eher **Rôteborn* zu erwarten), sondern an den wendischen PN **Ratibor* zu denken. Die mundartliche Verdampfung des *a* mußte dann Umdeutung an „rot“ nahe legen. In Saupsdorf südöstlich Sebnitz, 1445 *Sawpirstorff*, 1446 *Supensdorff*, liegt ein wendischer *Župan*, deutsch *Supan* vor, das im Deutschen auch Lehnwort war, so daß hier Anknüpfung an einen wendischen ON nicht ganz sicher, wenn auch wahrscheinlich ist³⁾. Bei Ratmannsdorf nordwestlich Schandau ist nach den alten Schreibungen 1451 *Rademstorff*, 1446 *Radmenstorff*

1) Nicht *Luck*, wie MEICHE, Pirna, S. 176 angibt.

2) So MÜLLER, S. 20.

3) Aber der einfache PN Saupe, woran MEICHE im Neuen Archiv für Sächs. Geschichte 61, 150 denkt, liegt nicht vor, dann wäre **Saupendorf* zu erwarten.



Abb. 1. Wendische Ortsnamen

gegenüber 1451 *Ratmansdorff* nicht an den deutschen PN **Rätman*, sondern an einen wendischen PN mit *Rad-*, etwa **Radom*, zu denken. Auf Zuschendorf ist schon o. hingewiesen worden. Daß bei Schmorsdorf südwestlich Dohna an die unter den Supanen stehende Schicht der unfreien Smorden gedacht werden kann, ist bereits angedeutet worden. Fraglich bleibt es, ob einige ON auf *-tal*, die nicht im Tal liegen und bei denen der PN unter Umständen wendisch sein könnte, wendische ON auf *-dol* „Tal“ oder ein anderes Grundwort fortsetzen, wobei bei *-dol* dieselbe Schwierigkeit wie bei *-tal* besteht. In Betracht kommt Mockethal bei Kopitz, das ein Rundling mit Blockform ist, 1417 *Mütal*, 1420 *Mugtal*, im Volksmunde *mukahn*, vielleicht auch Liebethal nördlich Pirna, das ein aufgelockerter Rundling ist, 1241 *Libendal*, *Liebintal*, falls nicht *-dal* mit seinem *d* mitteldeutsch bzw. niederdeutsch beeinflußt ist.

Die Bewertung dieser Mischformen ist in der Literatur nicht einheitlich. Meist begnügt man sich mit der Erklärung, daß hier eben slawisch benannte Lokatoren in deutschen Diensten tätig gewesen seien. Daß Wenden als Lehrmeister ihres Volkes bei der Einführung deutscher Dorfverfassung bereits im 13. Jh. tätig gewesen sein sollen, ist gewiß nicht unmöglich, aber nicht recht wahrscheinlich¹⁾. Ein Blick auf die Abb. 3 zeigt, daß es sich bei den ON unseres Mischtypus um Orte handelt, die an der Grenze des alten slawischen Siedlungs- und Kulturbereiches in der Übergangszone zu den deutschen Waldhufendörfern liegen. So ist es wohl natürlicher, bei der Erklärung dieser Übergangslage Rechnung zu tragen und in diesen ON deutsche Umwandlung wendischer Grundlagen zu sehen. Wie diese ausgesehen haben, wird uns nur in Ausnahmefällen überliefert, weil danebenstehende wendische Namenformen kaum in den Quellen auftreten. Nur bei Papstdorf konnte eine alte tschechische Schreibung dafür geltend gemacht werden. Wir haben damit zu rechnen, daß die häufigen Endungen *-ici*, *-ovici* am häufigsten gebraucht worden sind, daß also die wendischen ON **Milani*, **Boršici* oder **Boršovici*, **Roslavici*, **Ratibořici*, **Smordici*, **Čučovici*, **Županovici* geheißten haben, vgl. für Papstdorf 1378 *Bohon-*

¹⁾ MEICHE, ebda. 61, 144: „Man braucht aus ihnen nicht auf slawische Siedler zu schließen, da schon damals bei den Deutschen die üble Neigung bestanden hat, ihre Kinder mit fremdsprachlichen Namen zu benennen, wie umgekehrt freilich auch wendische Leute ihren Nachkommen oft deutsche Namen gegeben haben“. Das wird dem Problem nicht gerecht. Die Deutschen haben ihre Kinder nicht slawisch benannt, sondern nur slawische Suffixe in reichlichem Maße in sprachlichen Mischzonen und auch außerhalb von diesen übernommen.

yewicz, woraus die wendische Grundlage **Bogoňovici* herausgelesen werden darf. In Böhmen und Mähren ist diese Übernahme mit gegenseitigem Ersatz von Suffix durch deutsches Grundwort und umgekehrt etwas durchaus Gewöhnliches und dasselbe darf für Landschaften vorausgesetzt werden, wo der Überlieferungsstand nicht mehr so klare Verhältnisse erkennen läßt. Wie weit diese Art von Eindeutschung mit Umlegungen der Dorf- und Flurformen verbunden war, wird uns noch zu beschäftigen haben.

Können wir bei diesen ON einen wendischen Grundtypus wenigstens wahrscheinlich machen, so gibt es noch einen weiteren Typ, der nicht wörtlich oder mit halber Übersetzung ins Deutsche übernommen worden ist, der aber doch deutlich auf angetroffene wendische Bevölkerung in anderer Weise deutet. Zwischen Eschdorf, wo wir das wüste Rossendorf kennengelernt haben, und Porschendorf liegt Wünschendorf, 1350 *das Windische dorf*, 1384 *Wyndischendorf*, 1417 *Winschindorff*. Dadurch wird windische Bevölkerung gesichert, ohne daß wir den wendischen ON erfahren. Es ist später ein deutsches Dorf, ist also von deutschen Bauern schließlich in die heutigen waldhufenähnlichen Streifen umgelegt worden, nicht ohne daß die Dorfform — es handelt sich um ein kurz zusammengedrängtes Reihendorf mit slawischem Kern — doch bis heute ihren wendischen Grundcharakter durchblicken läßt. Ursprünglich haben sich die Deutschen wohl daneben angesiedelt, denn 1472 ist die Rede von *holtz und wesen ym Deutzschen genant*, wobei es sich bereits um eine Wüstung handeln wird, die auf der Flur von Eschdorf zwischen Wünschendorf und Schullwitz gesucht wird. Hier haben also die beiden Volkstümer in ursprünglich wohl zunächst getrennten Dörfern nebeneinander gewohnt, was sich in einer besonderen Form der Namengebung niedergeschlagen hat, bis die deutschen Bauern auch im alten wendischen Dorfe seßhaft geworden sind. In Wünschendorf erinnern an die slavische Vorbesiedlung noch Flurnamen wie Ockritz für ein Holz und Felder, Punken für Felder und Wiesen, der Rotschen für Felder und Wiesen, vielleicht auch der Petschenberg. Daß solche Verhältnisse auch anderwärts möglich waren, sieht man aus dereinmal für Klein-Hennersdorf östlich Königstein auftauchenden Benennung 1439 *das Wyndesche Heynersdorff*. Es hat Waldhufen, ist aber nur ein kurzes Reihendorf, es liegt zwischen den wendisch benannten Orten Gohrisch, Papstdorf und Krippen, wird deshalb tatsächlich ursprünglich von Wenden bewohnt gewesen sein und einen wendischen ON besessen haben, der durch die Umsetzung des Dorfes nach deutscher Art in Vergessenheit geraten ist, weil ihn die Deutschen

nicht gebraucht haben¹⁾). Oberseidewitz südlich Pirna, noch heute durch Blockform und Rundlingsgestalt auffallend, früher auch Klein-Seidewitz genannt, heißt gelegentlich auch Deutsch-Seidewitz, 1418 *die duczschen Sidewicz*. Dann wird Niederseidewitz, das 1486 und 1539 *Groß Seidewitz* heißt, das „windische Seidewitz“ gewesen sein. Sonst ist es in der Regel so, daß das windische Dorf als kleines oder altes Dorf neben dem großen oder deutschen Dorfe steht. Röhrsdorf westlich Dohna, das mit seinem deutschen Namen mitten unter den wendisch benannten Nachbarn auffällt, auch in seiner Gestalt kein Waldhufendorf ist, sondern Blockform eines erweiterten Rundlings zeigt, heißt im 16. Jh. auch *Wendisch-Röhrsdorf*, wird also, wie es nach seiner Lage im altwendischen Siedlungsraume zu erwarten ist, längere Zeit wendische Bevölkerung behalten haben. Die Verhältnisse klären sich, wenn wir uns erinnern, daß im Orte das wüste Primselwitz aufgegangen ist. Unter diesen Umständen ist auch für Wendischfähre eine Überprüfung der bisherigen Erklärungsweise notwendig. Der Ort liegt westlich Schandau, 1443 *zur windischen fehre*. Er soll sein Unterscheidungswort nur deshalb erhalten haben, weil hier die Lausitzer Wenden bei ihrer Wallfahrt nach Papstdorf über die Elbe setzten²⁾). Das geht aber offenbar auf die Meinung zurück, daß an Stelle des Papstdorfer Gnadenbildes, von dem Süße³⁾ berichtet, daß die Wenden der Lausitz hierher gewallfahrt seien, in heidnischer Zeit ein Götterbild gestanden habe. Daß die Hineindeutung eines wendischen „Gottesdorf“ irrig ist, ist schon o. von uns ausgeführt worden. Wendisch-Fähre führt vom rechten Elbufer, wo die slawisch benannten Orte Schandau, Prossen und Porschdorf liegen, zur linken Seite mit Gohrisch, Papstdorf, Klein-Hennersdorf und Krippen, liegt also mitten in einem von wendischen oder auf Wendentum deutenden ON erfüllten Winkel, so daß die einfachere Erklärung „wendische, von Wenden benützte Fähre“

1) Anders O. E. SCHMIDT, Kursächsische Streifzüge VI, S. 430. Es handelt sich ihm darum, eine angebliche Überschätzung des Wendentums in der Sächsischen Schweiz auf ein richtiges Maß zurückzuführen. Doch wird er den sprachlichen Tatsachen und auch dem räumlichen Gesamtbild dabei nicht gerecht. Daß freilich der wendische Einfluß gelegentlich von mancher Seite überschätzt worden ist, soll nicht geleugnet werden.

2) WALTHER, Vorgeschichte, S. 34, 44. O. E. SCHMIDT, Kursächsische Streifzüge VI, S. 216 sieht darin die Fähre, die den Nichtwenden zu den Winden, d. h. in das Innere des Gaues Milsca führte. Von solchen gezwungenen Wegdeutungen eines unbequemen Namens ist besser abzusehen. S. auch MEICHE, Über Berg und Tal 1935, Nr. 1.

3) SÜSSE, Historie des Städtgens Königstein, Dresden 1755.

die natürlichere ist. Wenn es SÜSSE im 18. Jh. anders weiß, so wird daraus nur deutlich, daß man die eigentliche Ursache der Benennung zu seiner Zeit nicht mehr gewußt hat. Schließlich möge hier noch ein Flurname angeschlossen werden. In einer Wüstung zwischen Langwolmsdorf, Altstadt, Heeselicht und Cunnersdorf, die Wüstluschdorf hieß, 1388 *das wuste Ludwikstorf*, 1577 *Wüstung Luschedorf*, wird 1744 *die an der Polenzbach gelegene wendische Auenwiese* erwähnt. Wir sind hier in dem Wendenwinkel, von dem wir Wünschendorf und Porschendorf bereits genannt haben und an den die südlich Stolpen gelegenen wendisch benannten Orte Dobra und Stürza erinnern. 1581 wird die Absicht bekundet, die Stelle des Schloßgärtners zu Stolpen mit einem Wenden zu besetzen, der mit den Dienstleuten reden könne¹⁾. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß damals in Stolpen das Wendentum noch eine besondere große Rolle gespielt hat, wie MEICHE herauslesen möchte. Das erscheint deshalb wenig glaubhaft, weil Stolpen von deutsch benannten Dörfern umgeben war und auch in den Flurnamen kein Hinweis auf besonders starke Wendenreste zu finden ist. Wingendorf östlich Liebstadt gehört aber nicht hierher, trotzdem 1556 und 1565 *Wintdorf, -torff* geschrieben wird. Der Ort heißt 1437/38 *czu dem cleynten Gotwirstorff* und steht dem *großen G.*, dem heutigen Göppersdorf, gegenüber. Für „klein“ wird aber zur selben Zeit auch *wēnec* „wenig, klein“ gebraucht, vgl. Wenigenjena neben Jena und Wenigenseite für die Prager Kleinseite im späten Mittelalter. 1486 wird für Wingendorf *im dorffe zcu Wenigißdorf kleyne Gopperßdorf genant*, 1557 *Wingendorf* geschrieben. Ein mundartliches *windorf* konnte aber fälschlich als *Wintdorf* in die Schrift umgesetzt werden in einer Landschaft, in der *hinden* „hinten“ in der Mundart *hiy* gesprochen wurde.

Der ungefähre wendische Siedlungsraum, wie er zur Zeit des Einsatzes der deutschen Bauern bestanden hat, kann an der Hand der wendischen ON (Abb. 1) in den wesentlichen Zügen abgelesen werden. Es bestanden noch ansehnliche Siedlungslücken im Kreisgebiete, da ja nur der bis Pirna ausgreifende Dresdener Elbkessel und seine Nachbarschaft sowie einige Striche an der Elbe von wendischen Dörfern besetzt waren, während die höheren bewaldeten Teile nur dünn besiedelt oder überhaupt menschenleer waren. Diese siedlungsfähigen Wälder waren es nun, die die Deutschen zur Ansiedlung lockten. Dafür zeugen nicht nur die deutschen Namen auf -dorf, sondern auch die auf -walde und -hain, wobei man unter „Hain“ gewiß

¹⁾ MEICHE, Pirna, S. 326.

dasselbe zu verstehen hat, was um Auscha-Dauba in Nordböhmen, einem mundartlichen Rückzugsgebiete, galt. Hier ist der „Hain“ derjenige Teil des Bauernwaldes, der wohl geschlagen, aber nicht als Acker verwendet wurde, sondern dem Vieh als Weide diente, solange er noch Jungwald war. In vielen Dörfern Nordböhmens, so z. B. im Gablonzer Bezirke, der erst im 16. Jh. intensiv besiedelt wurde, hatte jeder Bauer sein *hänl*, seinen Bauernwald.

Die Hauptfrage ist zunächst, wann die deutschen Dörfer des Mittelalters auf dem Kreisboden angelegt worden sind. Die Zeit ihrer ersten urkundlichen Erwähnung fällt in das 13.–15. Jh., wie die Abb. 2 zeigt. Damit ist aber nicht gesagt, daß die erst im 14. und 15. Jh. belegten Orte wirklich nicht in früherer Zeit gegründet worden sind, da die urkundliche Überlieferung lückenhaft ist, durch die Kriegsereignisse und andere Umstände viele Urkunden zu Grunde gegangen sein werden und früher viele Dinge ohne besondere Urkunden erledigt worden sind. Daß dieselben Namentypen, die im 14. und 15. Jh. im Kreisgebiete auftreten, bereits im 13. Jh. vertreten waren, zeigen Belege des 13. Jh., so Helmsdorf westlich Stolpen, 1247 *Helwigesdorf*, Dürröhrsdorf westlich anschließend, 1247 *Rudegersdorf*, anschließend Dittersbach, 1299 *Ditterichespach*, nördlich Stolpen Fischbach, 1241 *Vispach*, Seeligstadt, 1241 *Seligenstat*, *Seligenstat*¹⁾, Schmiedefeld, 1221 *Smydivelt*, nordöstlich und östlich Stolpen Lauterbach, 1262 *Luterbach*, Rückersdorf, 1262 *Rukerisdorph*, Langenwolmsdorf, 1232 *Volueramsdorf*, 1559 *Wolmsdorff*, Oberottendorf, 1262 *Tutendorph*, 1352 *Ottindorf*, und Röthendorf, Wüstung nördlich Stolpen, 1262 *Reutendorph*. Auch Liebenthal, nördlich Pirna, wird bereits 1241 als *Libendal* erwähnt, doch s. darüber oben. Daß auch südlich Pirna die deutschen Dörfer ins 13. Jh. zurückreichen können, beweisen Obergersdorf westlich Berggießhübel und Ottendorf nördlich davon, 1299 *Ottendorf et Gerhardisdorf*. Hinzu tritt das zwischen Gottleuba und Hellendorf wüst gewordene Erdmannsdorf, das zwar erst 1379 als *Ertmersdorf* entgentritt, wonach sich aber das Adelsgeschlecht dieser Gegend schon 1206 *Ertmaresdorf* nennt. Wie groß die Lücken zwischen zwei urkundlichen Überlieferungen sein können, beweist der Fall von Langenwolmsdorf, wo nach den ersten Belegen von 1232 und 1262 der nächste erst von 1434 stammt oder noch sprechender Lauterbach, wo nach dem Belege von 1262 der nächste erst von 1543 herrührt. Darum

¹⁾ Nicht „Stätte des *Seligo*“ (so WALTHER, Besiedlung, S. 58), sondern *zersetigen stat* „bei der glücklichen Stätte“, ein Phantasie- oder Wunschname wie Reichenberg, Reichenau, Liebenau.

wäre es falsch, die vielen Nennungen des 14. oder gar erst 15. Jh. aus den übrigen Teilen des Kreises für die ältesten zu halten, wenn Namengebung und Dorfanlage zusammen mit anderen Erwägungen für Gründungen des 12. Jh. sprechen.

Die wichtige Oberlausitzer Grenzurkunde, die 1241 in Königstein von beiden streitenden Parteien unterzeichnet und rechtskräftig gemacht wurde, in der die Grenze zwischen dem Königreich Böhmen und dem Bistum Meißen in der Oberlausitz von einem Ausschuß landeingeessener sächsischer und böhmischer Ritter festgelegt wurde¹, spricht von *novalia*, Neugründungen, wo Gemarkungen erst festgesetzt werden sollen. Es müssen also damals solche Neusiedlungen entstanden sein. Es handelt sich um Gründungen vor 1223, weil die Grenzurkunde schon in diesem Jahre abgefaßt worden ist. Wir können die Zeit zwischen 1200 und 1220 als Gründungszeit dieser Dörfer ansehen, die sämtlich Waldhufendörfer sind und im ersten Teile in der Hauptsache einen deutschen PN im Genetiv besitzen, im zweiten auf -dorf, -bach, -feld, -stadt ausgehen. Die anderen Dörfer des Kreises zeigen dieselbe Bildungsweise, dasselbe Flursystem, setzen dieselbe Dorfplanung, wobei ein Waldhufendorf auf das andere folgt, voraus, so daß man die Gründung der deutschen Dörfer des Kreises im großen und ganzen zu gleicher Zeit denken darf, wobei es natürlich Unterschiede gegeben haben wird. Diese auch von der älteren Forschung angestellten Erwägungen²) sind richtig, wie von einem bisher nicht in den Vordergrund gerückten Gesichtspunkt aus bestätigt wird.

Zunächst zeigt ein Blick auf die urkundlichen Erstnennungen des 13. Jh. außerhalb des Kreises Pirna, soweit sie mit PN zusammengesetzt sind³), daß sie in ihren Grundwörtern der Bildungsweise im Kreise Pirna entsprechen. Von den 31 ON dieser Gruppe zeigen in den Kreisen Großenhain, Kamenz, Bautzen, Löbau und Zittau (nur diese Kreise stehen zum Vergleiche nach dem Aufsatz MEICHES zur Verfügung) 25 das Grundwort -dorf, drei -walde, zwei -bach und einer -hain. 29 sind mit deutschen PN zusammengesetzt, nur zwei mit Heiligennamen, also 6,4%. Dieselben Grundwörter tauchen im Kreise Pirna auf, auch die erst im 14. und 15. Jh. belegten ordnen sich nach

¹) Dazu A. MEICHE, Die Oberlausitzer Grenzurkunde vom Jahre 1241 (Neues Lausitzisches Magazin 84, S. 215ff.).

²) z. B. von WALTHER, Besiedlung, S. 19.

³) Nach dem Aufsatz von MEICHE im Neuen Archiv f. sächs. Geschichte 61, S. 139ff.

ihrer Bildungsweise ein. Wie es mit der Beteiligung der Heiligennamen steht, soll nun näher ausgeführt werden.

Betrachten wir die in den vor 1500 belegten ON des Kreises Pirna auftretenden deutschen PN, so finden wir folgende vertreten:

- 1 *Albher* (Ulbersdorf westlich Sebnitz, 1443 *Alwersdorff*)
- 1 *Albero* (Olberndorf, verödet in der heutigen Flur von Gorknitz, 1350 *Alberndorf*), während Elbersdorf südwestlich Stolpen, 1412 *Elbistorff*, 1463 *Elbirsdorff* kaum hierher gehören wird, da der Umlaut eher auf einen PN *Elbir* deutet;
- 1 *Berhtold* (Berthelsdorf bei Neustadt, 1432 *Bertilsdorff*, 1440 *Bertolsdorf*);
- 3 *Burchart* (Hohburkersdorf südlich Stolpen, 1435 *Hoenburckersdorff*; Langburkersdorf östlich Neustadt, 1413 *Burgharsdorff*; Burkhardswalde, 1400 *Burgharczwalde*);
- 1 *Dietrich* (Dittersbach, s. o.);
- 1 *Ertmâr* (Erdmannsdorf, s. o.);
- 1 *Eschwin* (Eschdorf, 1317 *Eschwinsdorf*);
- 1 *Gêrhart* (Gersdorf, s. o.);
- 2 *Gotfrit* (Göppersdorf und Wingendorf, s. o.);
- 1 *Gôzman* (Goßdorf nördlich Schandau, 1445 *Goßmanstorff*);
- 3 *Heinrich* (Amtsheinersdorf westlich Sebnitz, um 1433 *Heynersdorff*, 1456 *Heynrichstorff*; Kleinhennersdorf östlich Königstein, 1451 *Heinrichstorff*; Langenhennersdorf bei Gottleuba, 1356 *Henricivilla*);
- 1 *Hartman* (Hartmannsbach südlich Gottleuba, 1412 *Hartmanspach*);
- 1 *Helt* (Hellendorf südöstlich Gottleuba, 1379 *Heldisdorf*);
- 1 *Helwîc* (Helmsdorf, s. o.);
- 4 *Herman* (Hermsdorf südlich Königstein, 1410 *Hermansdorff*; Hinterhermsdorf südöstlich Sebnitz, 1445 *Hermanstorff*, Krumhermersdorf, Wüstung dabei, 1543 *das krumme Hermßdorff*; Krumhermsdorf westlich Sebnitz, 1432 *Hermansdorff*);
- 1 *Hartwîc* (Hertigswalde südlich Sebnitz, 1446 *Hertewigisswalde*);
- 1 *Irre* (Ehrenberg bei Neustadt, 1427 *Irrenberg*);
- 4 *Kuonrât* (Cunnersdorf westlich Neustadt, 1430 *Kunerstorff*; Cunnersdorf bei Pirna, 1352 *Cvnrisdorf*; Alt-Cunnersdorf bei Königstein, 1548 *Aldt Kunersdorff*; Cunnersdorf bei Königstein, 1379 *Kunradsdorf*);
- 1 *Liutolt* (Leupoldishain südwestlich Königstein, 1379 *Leutholdshayn*);

- 2 *Ludwíc* (Lohsdorf nördlich Schandau, 1445 *Ludwigstorff*; Wüst-Ludwigsdorf s. o.);
- 1 *Markwart* (Markersbach östlich Gottleuba, 1363 *Marquardivilla*);
- 1 *Nentman* (Nenntmannsdorf südöstlich Dohna, 1417 *Nentmannsdorf*);
- 1 *Nicolaus* (Nikolsdorf südöstlich Königstein, 1379 *Niklasdorf*);
- 4 *Otte* (Ottendorf südlich Pirna s. o.; südlich Sebnitz, 1446 *Othen-dorff*; Oberottendorf s. o.; Uttewalde nördlich Wehlen, um 1400 *Ottenbalde*);
- 2 *Reinhart* (Reinhardsdorf südlich Schandau, 1368 *Rynhardiuvilla*; Rennersdorf bei Stolpen, 1411 *Reynhartsdorff*);
- 4 *Rüedegêr* (Röhrsdorf westlich Dohna, 1436 *Rudigistorff*, 1437 *Rudigerstorff*; Dürröhrsdorf nördlich Lohmen s. o.; Großröhrsdorf südlich Dohna, 1347 *Rudigersdorf*; Rückersdorf s. o.);
- 1 *Ruodolf* (Rugiswalde nordwestlich Sebnitz, 1415 *Rudolswalde*);
- 1 *Síbote* (Seitenhain bei Liebstadt, 1455 *Seypenhayn*, 1465 *Seypten-hayn*);
- 1 *Tierman* (Thürmsdorf nordwestlich Königstein, 1438 *Tirmans-torff*);
- 1 *Vridrich* (Friedrichswalde südlich Dohna, 1311 *Friedrichs-walde*);
- 1 *Walther* (Waltersdorf östlich Rathen, 1501 *Waltirstorff*);
- 1 *Wetzman* (Waitzdorf nordwestlich Schandau, 1445 *Waczims-torff*, 1451 *Wetzmandorff*);
- 1 *Wielant* (Wilschdorf westlich Stolpen, 1351 *Wilsdorf*, 1351 *Wilcz-dorf*);
- 1 *Wolfram* (Langenwolmsdorf s. o.).

Andere Ortsnamen, die vermutlich ebenfalls dem 13. Jh. angehören, wie *Schöna*, lassen wir hier außer Betracht, weil sie keine PN enthalten.

Betrachten wir diese 53 ON, so finden wir, daß 52 deutsche PN und nureinereinen Heiligennamen (Nikolaus) aufweisen. Es handelt sich um ein bedeutendes Namenmaterial auf verhältnismäßig kleinem Raum, deshalb sind die daraus gezogenen Schlüsse bedeutsam. Wir sind mit diesen Namen in einer Zeit, in der die deutschen Rufnamen noch bei weitem überwiegen und kirchliche, d. h. Heiligennamen sich erst zaghaft einzustellen beginnen. Außerdem aber sind wir in einem Jh., das gewisse Namen wie *Burchart*, *Heinrich*, *Herman*, *Kuonrât*, *Ludwíc*, *Otte*, *Reinhart*, *Rüedegêr* bevorzugte. Daß nur das 13. Jh. in Betracht kommt, folgt aus den oben zusammengestellten Verhältnissen der in diesem Jh. in Ostachsen urkundlich auftauchenden deutschen ON, die

dieselben Tatsachen, dasselbe Vorwiegen bestimmter deutscher Rufnamen und das erste Auftreten von Heiligennamen darboten. In Pirna ist im Rat das Verhältnis der deutschen Rufnamen zu den Heiligennamen 1299 11:1, 1335 8:5, 1338 5:8. Unsere Namen sind nicht so alt, daß sie etwa in die Zeit der reichen Namenfülle des 10. oder 11. Jh. zurückreichen. Sie gehören dem Jh. an, das bestimmte Rufnamen zahlreicher verwendete. Die Mode der Heiligennamen, ausgelöst durch die Bettelorden, die Franziskaner und Dominikaner, war zur Zeit unserer ON-Gebung noch nicht durchgedrungen. Im Sudetenraum, wo ab 1250 massenhaft deutsche Waldhufendörfer mit PN im ersten Teil auftauchen, nehmen bis 1320 Namen wie Heinrich und Konrad die erste oder zweite Stelle ein, Nikolaus, Johannes und Petrus den dritten bis fünften Platz, Ulrich und Siegfried den 6. und 7. Daraus folgt, daß unsere in den deutschen Ortsnamen des Kreises Pirna vertretenen Rufnamen die Namengebung einer älteren Zeit widerspiegeln. Bei den Mitteldeutschen treten schon um 1300 10—20% Heiligennamen auf, d. h. sie sind aus der Heimat mitgebracht worden, denn in Köln machen im 12. Jh. die fremden Namen ungefähr 14% der gesamten Namen aus¹). Unter den vor den Hussitenkriegen belegten deutschen ON des Typus deutscher Rufname im Genetiv + deutsches Grundwort finden sich Heiligennamen in einer 10—25% umfassenden Beteiligung auf dem mitteldeutschen Raume des Sudetenlandes vor²). Ihre Blütezeit liegt in der zweiten Hälfte des 13. Jh. Dann spiegeln die ON des gleichen Typus im Kreise Pirna einen älteren Zustand wieder. Sie entstammen also, wie diese Überlegungen dartun, im Allgemeinen gewiß der Zeit vor 1250, wohin ja auch die Belege um Stolpen und Neustadt führen. Die erste Hälfte des 13. Jh. ist offenbar die Zeit der deutschen Ortsgründungen; im einzelnen können Ansätze schon vor 1200 liegen, da ja die Übernahmeverhältnisse der wendischen ON bereits in einzelnen Fällen in diese Frühzeit geführt haben. In der ersten Hälfte des 13. Jh. ist jedenfalls die Übereinstimmung von ON- und Rufnamenlandschaft zu erschließen und die Namenforschung ist damit in der Lage, fehlende Urkunden zu ersetzen und Angaben über Ortsgründungen auch dort zu wagen, wo die Urkunden fehlen, indem

¹) F. WAGNER, Studien über die Namengebung in Köln im 12. Jh., Teil I (Diss. Göttingen 1913, S. 44).

²) Darüber habe ich in einem Vortrag in der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Prag 1944 gehandelt, der unter dem Titel „Der Umbruch in der sudetendeutschen Rufnamengebung im hohen Mittelalter“ schon gesetzt war, aber infolge der Ereignisse des Jahres 1945 nicht mehr erscheinen konnte.

versucht wird, die einzelnen ihrer Entstehungszeit nach unsicheren ON in ihre Landschaft hineinzustellen. Die Ungunst urkundlicher Überlieferung kann damit bei vorsichtiger Betrachtung wenigstens zum Teil überbrückt werden.

Damit ist der Großteil der deutschen ON zeitlich eingeordnet und wir können feststellen, daß der deutsche Einsatz kurz vor 1200 beginnt und in der ersten Hälfte des 13. Jh. den Höhepunkt erreicht. Diese deutsche Besiedlungstätigkeit in Sachsen und der Oberlausitz liegt der im angrenzenden Nordböhmen voraus, wo vor 1200 und bis 1250 nur Ansätze zu beobachten sind. Ein Zusammenhang besteht aber, nicht nur dadurch, daß das Beispiel von Sachsen und Schlesien auf Böhmen wirkte, sondern auch indem z. Großteil dieselben Menschen tätig sind, d. h. dieselben Stämme bzw. die aus der Mischung entstandene Kolonistenmasse tätig ist. Das wird bewiesen durch dieselben ON-Typen und die gleiche Grundlage der Mundarten, durch dieselben in den ON auftretenden Rufnamen, ja für die nächste Nachbarschaft des Kreises Pirna durch dieselbe mundartliche Entwicklung einiger ON, z. B. durch gleichmäßige Verkürzungen, die gewiß in mundartlichen Voraussetzungen ihre Erklärung finden. Dem Pirnaer Röhrsdorf entspricht Röhrsdorf nördlich Hainspach und bei Zwickau, dem Pirnaer Lohsdorf Losdorf bei Tetschen und Lusdorf östlich Friedland, die ebenfalls auf **Ruedegêrsdorf* und **Ludwîgsdorf* zurückgehen. Diese deutschen ON des 13. Jh. füllen das Gebiet, das von der wendischen Besiedlung unberührt gelassen oder von ihr nur gestreift worden war. Die Deutschen sind also auf den Kreisboden wie in der Nachbarschaft Roder gewesen, haben Waldboden in Kulturland umgeschaffen und damit sich ein Heimatrecht erworben. Nur die zu unwirtschaftlichen Gebiete des Elbesandsteingebirges südlich Schandau, in denen es an Raum für Waldhufendörfer fehlte, sind liegen geblieben, während sich sonst die deutschen Waldhufendörfer südlich Gottleuba bis auf den Kamm des Erzgebirges und damit an die Landesgrenze vorgeschoben haben. Auch nördlich Schandau und nordöstlich Neustadt war nur wenig Platz, so daß sich die deutschen Dörfer mit kleineren Fluren beschränken mußten oder einzelne Teile wie den Hochwald südlich Neukirch unbesiedelt gelassen haben. Im übrigen haben sich die deutschen Bauern dort als Roder eingestellt, wo die wendische Volkskraft versagte. Wenn wir nach den Anregern der großen Kolonisationstätigkeit fragen, so muß es sich um Leute mit weitem Blick gehandelt haben, die die Tatsachen erkannt und Abhilfe im Einsatz der deutschen Bauern gefunden haben.



Nun ist damit freilich nicht gesagt, daß nicht im Kreise selbst zeitliche Verschiedenheiten bei den Dorfgründungen trotzdem bestehen. Die Dörfer um Sebnitz können z. T. spätere Gründungen sein, weil es sich um Orte in größerer Höhenlage handelt. O. E. SCHMIDT meint auch¹⁾, daß die Orte der Herrschaft Wildstein nicht erst nach 1410, nach der Einrichtung der Herrschaft, gegründet sein werden, weil im Böhmen der Hussitenzeit schwerlich noch deutsche Dörfer entstanden sein werden. Er glaubt an die Zeit zwischen 1350 und 1430. Aber die Namen von Sebnitz und Saupsdorf sind bereits vor 1300 den Deutschen bekannt geworden. Zunächst scheinen Altendorf und Lichtenhain, dann das dazwischenliegende, aber nach dem Namen auf etwas spätere Zeit deutende Mittelndorf angelegt worden zu sein.

Daß diese deutsche Rodungstätigkeit auf wendische Dörfer übergreifen mußte, ist einleuchtend. Zu deutlich waren die durch die deutsche Besiedlung erzielten Fortschritte, die Einnahmen, die die bisher wertlosen Wälder nun lieferten, der wirtschaftliche Aufschwung, der sich einstellte. Der Gedanke lag nahe, auch bestehende Ortschaften, also solche mit wendischen Namen, in solche nach deutscher Art umzuwandeln. Das geschah durchaus auf friedliche Weise. Nirgends hören wir von Vertreibungen der Wenden, ja unsere Feststellung, daß diese bis in das 13. und z. T. 14. Jh. in den Dörfern wohnen bleiben, sichert den friedlichen Verlauf der Kolonisation. Die Einsiedlung von deutschen Bauern in wendische Dörfer mußte deshalb erfolgen, weil diese auf leichter zu bearbeitendem Boden lagen und deshalb die Deutschen besonders angezogen werden mußten. Sie wird an den Rändern von Einordnung in das deutsche Namensystem begleitet, das wir schon oben im Typus Porschendorf besprochen haben. Das Einwachsen der Deutschen in die älteren Wendendörfer haben wir schon an der Art der Übernahme in den deutschen Namenschatz verfolgt. Das räumliche Verhältnis der Rodungs- zur wendischen Kulturlandschaft, damit der deutschen zur wendischen Besiedlung, zeigt Abb. 3, die die Abb. 1 und 2 mit Entlastung von Einzelheiten kombiniert. Wie die Namen sind auch die Dorf- und Flurformen in der Regel belassen worden. Wo es nicht der Fall war, werden wir noch zu untersuchen haben. Natürlich setzt das ein längeres Nebeneinander von wendischen und deutschen Bauern voraus, das wir auch aus dem Auftauchen von jüngeren ON-Entlehnungen erschlossen und gesichert haben. (Fortsetzung folgt)

Regensburg.

E. SCHWARZ

¹⁾ Kursächsische Streifzüge VI, S. 223ff.

Hypernormalismen besonders im Baltischen.

Daß diese in der Sprachentwicklung so häufige Erscheinung, die sich aus dem Bestreben erklärt, die nur mangelhaft beherrschte Schriftsprache anzuwenden, wobei Übertreibungen nicht ausbleiben, auch den baltischen Sprachen keineswegs abgeht, habe ich bereits in aller Kürze in ZSIPh 6, 89¹; 8, 422 hervorgehoben und einzelne Beispiele angeführt. Die jetzige Abhandlung soll dieses Problem ausführlicher behandeln.

Eine Reihe von lettischen Wörtern mit sekundärem Anlauts-*s* vor Konsonanten ist als Reaktion der lettisch sprechenden Liven gegen die Vereinfachung von Konsonantengruppen in der Muttersprache dieses finnisch-ugrischen Volkssplitters zu werten. Von den Liven aus hat sich diese Eigentümlichkeit auch in den lettischen Dialekten außerhalb dieses Territoriums verbreitet.¹⁾

Anders verhält es sich mit Fällen wie čech. *střída* „Ordnung, Reihe, Klasse, Wechsel, Gasse“²⁾ gegenüber ačech. *třieda* = abg. *čřěda*, russ. *чреда*, poln. *trzoda*, die mit got. *hairda* „Herde“, *hairdeis* „Hirt“, lit. *kerdžius* „Hirt“, preuß. *kėrdan* „Zeit“ urverwandt sind. In diesen und ähnlichen neučech. Beispielen ist das anorganische Anlauts-*s* einer Auflehnung gegen die in dieser Sprache nicht seltene Vereinfachung von *stř* zu *tř* zuzuschreiben (vgl. *třibro* = *střibro* „Silber“, *třmen* = *střmen*, poln. *strzemię*, russ. *сременя* „Steigbügel“, usw., s. GEBAUER Mluv. 1, 488ff. 523ff.).

Im Kurischen fällt, wie BŪGA, Liet. kalbos žodynas CXIXff. ausführt, intervokalisches *v* sowie solches in den Verbindungen *rv*, *lv* aus. Wenn dieser Schwund auch in lettischen Mundarten auf ehemals kurischem Gebiete entgegentritt, so hat man hierin einen Kuronismus zu erblicken. Der entstandene Hiat kann durch Einschlebung von *j* behoben werden. Auf diese Weise findet sich mitunter anorganisches *v* zwischen Vokalen für altes *j*; daher lett. dial. *dziva*, *dzive* = *dzija* (lit. *gijà*) „Garn“.

Andererseits kann wegen žemait. *kėrė* „Teil des Spinnrades“ lett. *cėre* „Rocken, Wocken am Spinnrade“ älter sein als *cėrve*, das eine hypernormale Form sein würde.³⁾ Jedoch läßt sich *cėrve* auch als Um-

¹⁾ ENDZELIN Izv. 17, 4, 127ff. 131ff., Lett. Gr. 172, Latviešu valodas skaņas un formas 66, Verf. IF 59, 296.

²⁾ Zu letzterer Bedeutung vgl. lett. *īela* „Reihe, Allee, Straße“: lit. *eilė*, žem. *eilā* „Reihe, Reihenfolge“ (BŪGA Izv. 17, 1, 32, Aist. stud. 1, 81, KS 1, 69. 116. 222.) Auch deutsch *Reihe*, engl. *row* kommen in Straßenbezeichnungen vor.

³⁾ BŪGA, Liet. kalbos žodynas CXI.

gestaltung von *cēre* durch sein Synonymum *dzērve* deuten¹). Dies ist natürlich mit der Vogelbezeichnung *dzērve*, lit. *gėrvė*, preuß. *gerwe* „Kranich“ identisch. Man kann sich zur Stütze dieser Ansicht darauf berufen, daß lit. *gėrvė* auch einen hölzernen Haken am Ende eines Schaufelstiels sowie einen Haken am oberen Stein der Handmühle bezeichnet, lett. *dzērve* noch einen hölzernen, den Holzriegel zurück-schiebenden Schlüssel²).

In einigen kurischen Mundarten wurde nach Ausweis der Ortsnamen schon im 13. Jahrhundert die Affrikata *dz* zu *z* vereinfacht. Deshalb begegnet heute in lettischen Dialekten auf ursprünglich kurischem Territorium hin und wieder hyperkorrektes *dz* statt des berechtigten *z*³), cf. *dzirkles* „Schafschere“ = *zirkles* (lit. *žirkłės*); *dzirneklis* = *zirneklis* „Spinne“; *zduoss* = *zuoss* (lit. *žąsis*) „Gans“.

Fraglich ist, ob lett. dial. *nepadzīkst* = *nepazīsti* „du kennst nicht“ analog zu beurteilen ist. Es ist wohl eher durch falsche Trennung von *atzīt* (gespr. *adzīt*) zu seinem anorganischen *d* gelangt (ENDZELIN KZ 43, 13).

Let. *dzīdrs* „azurblau“ ist ebenfalls trotz BŪGA von lit. *žýdras* dass. zu trennen. Es gehört nebst seinen Ablautsformen *dzīdrs*, *dziedrs* (das letztere neben „klar, hell, frisch“ gleichfalls „azurblau“) zu der Sippe von lit. *giėdras*, *gaidrūs*, „heiter, hell, klar, wolkenlos“, *gaĩsas* „Lichtschein, Röte am Himmel“, *gaĩsras* „Feuersbrunst“, lett. *gàiss* „Luft, Wetter“, *gàisma* „Tageslicht“, *gàišs* „leuchtend, hell, klar“, griech. φαίδρός „glänzend“ usw.⁴) Ein Litanismus ist natürlich lett. *giedrs* „heiter“ (vom Himmel).

Unrichtig hält BŪGA auch lett. *džegus*, *džagus* „Schnucken, Schluchzen“ für Hypernormalismen statt der daneben vorkommenden *žagas*, *žegas*, *žagus*. Was auch immer die Etymologie dieser Wörter sein mag⁵), sie sind onomatopöetisch oder werden mindestens so empfunden⁶), und

¹) ENDZELIN, Nachtr. zum Lett.-dtsh. Wb. s. v. *cēre*.

²) S. auch BĒRZIŅŠ, Ievads latviešu tautas dzejā I (Riga 1940), 310 über derartige metaphorische Ausdrucksweisen und vgl. dtsh. *Kran*, russ. журавль, журавель, poln. żóraw, lat. *grus*, griech. ῥερανος, die ebenfalls als Werkzeugbezeichnungen auftreten.

³) BŪGA, Lietuviu kalbos žodynas XCV. CXXIIff.

⁴) S. auch ENDZELIN s. v. v., HJELMSLEV, Etudes baltiques 146. 200, SKARDŽIUS Arch. phil. 5, 61.

⁵) Lautlich nicht einwandfrei sind die Erklärungsversuche von BEZZENBERGER MLLG 1, 45 und von ZUPITZA GG 203.

⁶) Über sekundäre Auffassung gewisser Wörter als Schallnachahmungen in idg. Sprachen s. KOŘÍNEK, Studie z oblasti onomatopoeje (Prag 1934), 54ff.

deshalb kann der Anlaut auch in verstärkter Gestalt auftreten.¹⁾ Sind sie schallnachahmend, so wird man der Notwendigkeit enthoben, sie wegen ihres *ž* für Litanismen zu halten (cf. lit. *žegulys*, *žagulys* „Schlucken“, *žagsėti*, *žagtelėti* „aufschlucken“ usw.). Anders dürfte es sich jedoch mit den neben *žūt* „trocknen“ (intr.), *žaūt* „trocknen“ (trans.) hin und wieder im Lettischen vorkommenden *džaut*, *džūt* verhalten. Diese sind in der Tat durch lit. *džiūti*, *džiūti* im Anlaut beeinflusst worden. Im größten Teile der ostlettischen Mundarten werden aus *k*, *g*, außer hinter *š*, *ž*, die Laute *č*, *dž*, auch in Lehnwörtern. Diese Eigentümlichkeit könnte von den ehemaligen Sēlen stammen. Sie war früher noch weiter in den genannten Dialekten verbreitet. Um sich der Schriftsprache anzunähern, gebrauchen Leute, die von Hause aus die genannten Mundarten sprechen, mitunter *k*, *g* am unrechten Platz. So erklären sich Lautungen wie *kūska* „Schlange“ = *čūska*; *ķigāni* „Zigeuner“ = *čigāni*; *ķetri* „vier“ = *četri* usw.²⁾

In ähnlicher Weise trifft man in litauischen Mundarten, die *ti* in *ci* verwandeln, umgekehrt dort *ti* an, wo *ci* gleichfalls schriftsprachlich ist,³⁾ daher *tigonas* für *cigonas* im dzükischen Trakai. HATZIDAKIS IF 36, 292 hat auf neugriech. (megar.) *ἐχι* = *ἐτσι* (*ἐτι*) die Aufmerksamkeit gelenkt. In dieser Gegend gehen die Gruppen *χι*, *τι* in *τσι* über, und die Bewohner werden wegen dieser Eigentümlichkeit verspottet. In mehreren ostlitauischen Dialekten (R. 5, R. 4, R. 1 ž.) wird *u* hinter palatalen Lauten nach *i* hin gesprochen. SPECHT Lit. Mundart. 2, 16.87ff. 349 meint deshalb, daß *siurpsta* = *siŕpsta* „reift“, *jūs* = *jis* usw. dort auf umgekehrter Schreibung beruhen. Es handelt sich wohl aber nur um einen zwischen *i* und *u* liegenden Mittellaut, mit dem ja auch in Fällen wie lat. *optimus*, *optumus* zu rechnen ist. Keineswegs kann andererseits hyperkorrekte Orthographie in Beispielen wie *viutkaĩ* = *vilkaĩ*; *jūtgaĩ* = *itgaĩ*; *šiūlta* = *šilta* angenommen werden. Hier erklärt sich *iu* für *i* aus der velaren Beschaffenheit des *l*, wie dies auch SPECHT kurz andeutet.⁴⁾ Durch die in TiŽ. 3.4 abgedruckten Volkslieder aus Kupiškis (R. 5) läßt sich SPECHTS Material bestätigen und noch bedeutend vermehren; vgl. *šiūltas* 4, 404, Nr. 44; 528, Nr. 309; *pojulsālys* = *poilsēlis* 3, 437, Nr. 151; 475, Nr. 267, *sulsājos* = *silsējos*, *ats(i)ilsėjo(s)* 4, 529, Nr. 314; *jūlgai* 3, 415, Nr. 82, auch im Lehnwort

¹⁾ Vgl. zur Anlautsverstärkung zwecks größerer Expressivität auch romanische Beispiele bei KOŘNEK a. O. 59 mit Anm. 169.

²⁾ ENDZELIN Lett. Gr. 132ff., Latv. valodas skaņas un formas 56.

³⁾ S. auch ENDZELIN Lett. Gr. 133¹.

⁴⁾ S. noch GERULLIS, Lit. Dialektstud. 95.

vosiučkėlė „Kornblume“ (aus poln. *wasilek*, *wasilka*) usw., vor anderen Konsonanten außer sehr häufigem *jus* = *jis* noch *siurbinti* = *sirbinti* „reifen lassen“¹⁾ 3, 424, Nr. 111; (*pa*)*juščia*, (*pri*)*jušm*, *išjušisiu* etc. = *imčiau* usw. 3, 428, Nr. 121; 430, Nr. 132; 431, Nr. 136; 444, Nr. 170; 4, 522, Nr. 295 u. v. a. Indem poln. *przyjemny* „angenehm“ an lit. *imti* (woraus *jumt*) angeglichen wurde, entstand *prijumtus* 3, 455, Nr. 205.

Auch in sonstigen lit. Mundarten stehen sich *iu* und *i* nahe; daher *žiuburỹs* neben *žiburỹs* und andere besonders im Wilnagebiete anzutreffende Beispiele²⁾. Bei *čiulbėti* neben *čilbėti* „zwitschern“ hängt der schwankende Wurzelvokalismus auch mit dem onomatopoetischen Charakter zusammen.

Neben *apžilpti* „dunkel, trübe werden“ erscheint in Alsédžiai (JUŠK. Dainos 1512, 18) *apžiulpa akele*³⁾. Ebenso findet sich im Lettischen neben der Parallelbildung *žilbt* „erblinden, schwindelig werden, erlöschen“ *žulbt*. (*ap*)*žilbt* ist wegen des *ž* als Lituanismus anzusehen; vgl. lit. *apžilbti* (BŪGA a. O.) und lett. *žilbs* „geblendet, dunkel“, lit. *žlibas* „schwach, kurzsichtig“ sowie *žabalas* „blind“, das nach Ausweis von *žlabanoti* „sich verdunkeln“ aus **žlabalas* dissimiliert ist.⁴⁾ *apžilbti* verhält sich zu *apžilpti* wie *siřbti* „reifen“ zu *siřpti* dass. Andere Paare dieses Labialwechsels im idg. Wurzelauslaut hat SPECHT KZ 68, 122ff., Ursprg. d. idg. Dekl. 259ff. zusammengestellt.

Im Lettischen existieren noch nebeneinander *žirbt* und *žurbt* „schwindelig werden, bis zur Bewußtlosigkeit erschrecken“. Die diesen außerdem anhaftende Bedeutung „sich ermuntern, erholen, zum Bewußtsein kommen“ ist aus dem Kompositum *atžirbt(ies)*, *atžurbties* auf das Simplex übertragen worden⁵⁾. Im Litauischen entspricht *dzūk. atžiurbėti*; cf. TiŽ 2, 368, Nr. 217, 6 *kap užtekės šviesi saulātė, tai atžiurbės gėlatės* „wenn die helle Sonne aufgeht, werden sich die Blümchen erholen“. Wegen der Schreibung mit *iu* im Litauischen hat man wohl auch im Lettischen nicht mit doppelter Vertretung der Liquida sonans (durch *ir* und *ur*)⁶⁾ zu rechnen, sondern mit lautlichem Schwanken wie in obigen Beispielen.

1) Über den Wechsel der Verschlußlaute von *siřbti* und *siřpti* vgl. auch u.

2) Balticoslav. 2, 18ff; s. auch SPECHT ZslPh 8, 533.

3) S. auch BŪGA Aist. stud. 143. 189, ENDZELIN Wb. s. v. *žilbt*.

4) ENDZELIN FBR 18, 199, SKARDŽIUS Liet kalbos žodžių daryba 173. 488.

5) Vgl. Erg.-H. zu KZ 14, 59 über lit. *blandýtis* „sich verfinstern“ und „sich aufheitern“, die letztere Bedeutung aus den Kompositen *išsi-*, *prasiblandýti* abstrahiert.

6) S. die Literatur hierüber REI 1, 424²⁾.

In verschiedenen ostlitauischen Dialekten wird *e* sehr breit, fast wie *a* ausgesprochen¹⁾; daher findet man dort auch umgekehrt *nektis* für *naktis*. NIEDERMANN FBR 8, 8ff. möchte auch lit. *sterkas*, lett. *stērks* „Zander“ neben ursprünglichen lit. *starkas*, lett. *starks*, *stārks*, *stārķis*, preuß. *starkis* (Voc. 564) als Reaktion gegen eine solche Aussprache betrachten, bemerkt aber mit Recht, daß diese Ansicht durch den lettischen Tatbestand widerrraten wird.

Da im Großpolnischen und Masowischen *o* nach *j* und palatalisierten Konsonanten vom Ende des 14. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die Neigung, in *e* überzugehen, zeigt, begegnet man dort während dieses Zeitraums öfters hyperkorrekten Lautungen mit *a* für *e* nach palatalisierten Konsonanten (TASZYCKI, Arch. Towarzystwa Naukowego we Lwowie Abt. I, Bd. VI 2, 91ff.); daher *Ziałęski* für *Ziełęcki* (cf. Ortsnamn. *Ziełęcin*), *Wiadeń* für *Wiedeń*, *domniamanie* = *domniamanie*, *królowski* = *królewski* etc.

In der südwestžemaitischen Mundart von Pagramantis (n. von Tauroggen) stehen nach Art der *dūna*-Dialekte hochlitauischen Diphthongen *ie* und *uo* monphthongische *ī* und *ū* gegenüber. Indem die Halbgebildeten ihren Dialekt der aukštaitischen Schriftsprache anzugleichen bemüht sind, machen sie nicht selten Fehler und verwenden *uo* und *ie* gelegentlich da, wo auch schriftlitauisch nur einfache Langvokale üblich sind.²⁾ Daher sagen sie *siúolas* für *siúlas* „Faden, Garn“, *žied* für *žydi* „blüht“. Dieselbe Art von Hypernormalismus bietet auch der um die Mitte des 19. Jahrhunderts wirkende IVINSKIS, dessen Heimatmundart ebenfalls zu dieser Gruppe gehört, in seinem aukštaitisch abgefaßten Kalender³⁾; daher begegnet bei ihm das Sprichwort *du griebu par riebu* „zwei Pilze sind zu fett“ für *du grybu par riebu*, genau wie er fälschlich *aukstien*, *riebien ejte* für *aukstyn*, *riebyn eiti*; *lazdienas*, *kajmienas* für *lazdýnas*, *kaimýnas*, *alkuone* für *alkúne* usw. bildet. So erscheinen auch im ostlettischen Neu-Schwaneburg *ticieba* „Natur, Art, Vertrauen“, *ticiegs* „wacker, hurtig“ für *ticība*, *ticīgs*, da für gewöhnlich dort schriftlettischem *ie* ein *ī* entspricht.

In ostlettischen Dialekten ähnelt velares *ł* phonetisch einem *ɥ* und

1) S. auch SPECHT LM 2, 78. 136 über die Mundarten R. 4 und R. 3, 459ff. über Wechsel von *e* und *a* im Žemaitischen, über letzteres noch GERULLIS, Lit. Dialektstud. 14, Verf. REI 1, 422.

2) JONIKAS, Pagramančio tarnė 85.

3) BŪGA, Lzv. 17, 1, 23ff. Man trifft dergleichen ferner noch in den Auszügen Kossarzewskis aus dem Wb. des Südostžemaiten Jurnskis an, die zwischen 1857 und 1863 abgefaßt sind (s. BŪGA, TiŽ 1, 353).

wird oft durch dieses oder durch *u* ausgedrückt, vgl. *aukiwihi* = *ēlkuone* „Ellenbogen“, *spouva* = *spolva*, schriftlettisch *spaļva* „Feder“ etc. Daher wird auch dort vereinzelt umgekehrt *ī* für *u* gesprochen; cf. *sytnys* statt *syūnys* (*sūnas*) „Moos“; *mylduojās* „badet“ = *myūduojās* (*myūd-* aus *mūd-*, cf. *muodēties* „baden“, *mūdit*; *mūdināt* „schwemmen“); *olūts* „Quelle“ = *avuois*; *Dalgava* = *Daugava* usw.¹⁾; hierher auch *lapsene* = *vapsene* „Wespe“ (lit. *vapsà*) und *lamži* = *vamži* „Weiberkamisol“ aus mndd. *wammes*.

Dieselbe Erscheinung beobachtet man auch in litauischen Mundarten²⁾; daher *lāšas* = *vāšas* „Haken“, *lamždis* = *vamždis* „Pfeife, Schalmei“³⁾, die slavischen Lehnwörter *lendravóti* = *vandravóti* (jenes aus poln. *wędownać*, dieses aus wruss. *vandravać*), *lazaunė* aus poln. *wozownia* „Wagenschuppen“ NIEMI-SABAL. Dain. Nr. 1104, 5, *petnas* aus *pewny* „gewiß, sicher“, *sniurelkėlė* „Mieder, Schnürleib“ aus poln. *sznurówka*, JUŠK. Svodb. dain. 28, 4.

Žemaitische Dialekte (Kvēdarna, Endriejovas-Rietavas)⁴⁾ bieten für *áudra* „Sturm“ *aldra*, das man ebenfalls als Hypernormalismus erklären möchte.⁵⁾ SKARDŽIUS Arch. phil. 6, 198 äußert Bedenken, weil *ī* im Žemaitischen nicht so hart gesprochen wird wie im Osten und Südaukštaitischen. Er ist geneigt, wie BŪGA⁶⁾ *aldra* von *áudra* etymologisch zu trennen. Nun wird man vielleicht auf *atksztinalky kuw newyrzdamy* = *aukštynelki kuone virsdami* in der unter DAUKANTAS' Namen gehenden Märchensammlung LT 4, 3, 26 kein großes Gewicht legen, da diese Schrift wie die sicher von Daukantas verfaßten Werke nicht als reine Quelle für žemaitischen Volksdialekt bewertet werden kann. Wenn man aber bedenkt, daß mitunter auch solche Laute miteinander in der Sprachentwicklung vertauscht werden, deren Ähnlichkeit nicht ganz so groß ist, wie es in der Regel bei Promiscuegebrauch der Fall zu

1) ENDZELIN, Lett. Gr. 146, Arch. phil. 7, 5ff., IMM 1936, 2, 131, Latv. val. skaņas un formas 58 (mit reichen Literaturangaben). Unrichtig über ostlett. *olūts* etc. SPECHT, Ursprg. d. idg. Dekl. 160. 212. 220.

2) ENDZELIN a. O. BŪGA, Aist. stud. 144, Asmens vardai 36ff. 43ff., Alminauskis Arch. phil. 8, 212, Anm. 27ff., SKARDŽIUS ebd. 265, Verf. ZslPh 6, 89¹ (mit noch weiterer Literatur), Die balt. Sprchn. 38.

3) Vgl. besonders JUŠK. Svodb. rėda 63 *su dúdomis, ožragejs, vėmzdejs, lamzdelėmis, smújkajs* „mit Schalmeien, Bockshörnern, Pfeifen, Trompeten, Geigen“.

4) BŪGA Aist. stud. 144, Žodynas s. v., WOLTER, Lit. chrest. 322, 10.

5) So auch ENDZELIN Arch. phil. 7, 6.

6) Asmens vardai 7, Žodynas s. v.

sein pflegt¹⁾, so wird man trotz allem *aldra* mit *áudra* identifizieren, wofür die innere Wahrscheinlichkeit spricht. Ganz ausgeschlossen wäre endlich auch nicht, daß *aldra* aus östlicheren Dialekten ins Žemaitische importiert worden ist; vgl. den von BŪGA Žodynas verzeichneten ostlit. Flußnamen *Aldrà (Audrà)* in den Kirchspielen Jūzintai und Kamajai nw. von Dusetos. Aus anderem Sprachgebiete erwähne ich für *l* als umgekehrte Lautung für *ɥ (u)* alban. *leldoj* „ich lobe“ (aus lat. *laudare*); vgl. über *ɥ, u* aus *l* in dieser Sprache *autar*, dem lat. *altare* zugrunde liegt, usw.²⁾. Der litauische Name *Vjytautas* enthält im zweiten Gliede *tautà* „Volk“. Als die Litauer im 15. oder 16. Jahrhundert die weißrussische Staatssprache zu erlernen begannen, gestalteten sie diesen Namen in *Vitolt* um, woneben noch älteres *Vitovt* sich erhielt. Obwohl bereits damals Wörter wie *voik, volna* als *vouk, vouna* ausgesprochen wurden, hielt nämlich die offizielle Orthographie noch an der *l*-Schreibung fest. So konnte diese Praxis auch auf Fälle übertragen werden, in denen *ɥ* ursprünglich ist.

Wie IVINSKIS, so gestattet sich auch sein žemaitischer Zeitgenosse DAUKANTAS Formen, die sich aus falscher Verallgemeinerung der zwischen Aukštaitisch und Žemaitisch bestehenden Gegensätze erklären. Nur verfällt IVINSKIS in seinem Kalender infolge seines Bestrebens, aukštaitisch zu schreiben, auf hyperaukštaitische Bildungen; dagegen bedient sich DAUKANTAS seiner žemaitischen Heimatmundart, ist aber in dieser nicht genügend zu Hause, so daß ihm Mischbildungen zwischen ihr und dem Hochlitauischen unterlaufen.

Bei DAUKANTAS entspricht *ou* nicht nur aukštaitischem *uo*, sondern auch oft einem *q* dieser Dialektgruppe; vgl. *kou, tou = kq, tq; joudoujė mare = juodajq mariq; oužoulynaj = qžuolynai; roustas = raqstas* „Balken“; *laukous = laukiqs* „wartend“³⁾. Daher schreibt er umgekehrt Darbai 185 *žmonis nebturiedamis kq (= kou, kuo) bemysty pradieje myrty* „da die Menschen nicht mehr hatten, wovon sie sich nähren konnten, starben sie dahin“. Hier ist Instr. *kou* (aus *kuo*) in *kq* transponiert worden, weil žemait. *kou* zugleich dem Akk. *kq* entspricht.

¹⁾ Vgl. etwa Balticoslav. 2, 49. 105 über Instr. sg. der geschlechtigen Pronomina auf *-uoi* aus *-uoju* für Mask. und Fem. in Dieveniškis im Wilnagebiet, da mask. *-uoj(u)* und fem. *-ūj(u)* aus *-aj(a)* phonetisch sich nicht allzu fern stehen, sowie über Akk. sg. *mėnū* „Mond“ in Tverečius (aus *mėnaq*, cf. ebd. Nom. sg. *mėnas*), der dort auch als Nominativ wegen der dem ursprünglichen *mėnuo* bis zu einem gewissen Grade ähnlichen Lautung fungiert (OTRĘBSKI, Narzece twereckie 1, 250).

²⁾ W. MEYER-LÜBKE, Grndrs. d. roman. Phil. I³ 1050.

³⁾ Vgl. auch AUGSTKALNS Arch. phil. 4, 71.

BŪD. 24. 26 bietet Daukantas *dankepis pecziós*, bzw. *kakalis* „Backofen“ = *duonkepys*, obwohl *duona* in seinem Dialekte *douna* lautet.¹⁾

Diese Umsetzungen sind daher genau so beschaffen, wie wenn der Autor hin und wieder für tautosyllab. *un*, *um* ein *an*, *am* gebraucht, was sich daraus erklärt, daß tautosyllab. *an*, *am* bei ihm oft zu *on*, *om* oder *un*, *um* getrübt werden; vgl. *sumditiniū* = *samdytiniū* „Söldner“ Cornelbers. 122³⁰, *užkumpy*, *užkumpes* „schloß ein, eingeschlossen habend“ (*kaņpas* „Winkel, Ecke“, *užkampis* „Winkelgasse“ oder zu lett. *kāmpst* „fassen, ergreifen“) Darb. 111, Cornelübers. 123 (= *Datames* 8, 4; der lat. Text hat *claudere*), *nugundina* „erschreckte“ Darb. 45 (neben *nugondina* 68), *wundyni* = *vandeni* 73 usw.

Darnach weist DAUKANTAS umgekehrt Abécélé 50 neben Gen. pl. *šunų* „der Hunde“ auch *šanšūdių* „des Hundedrecks“ auf und für *gelumbė* „Wollstoff für Männerkleidung, feines Tuch“ *gelambiė* (Phaedr. XI) neben *gelombiė* (ebd. XII).

SENN Stud. balt. 2, 43 führt aus dem ostlit. Pandély's gelegentliches *į pagandą įvėsti* „in Versuchung führen“ an, obwohl *pagunda* altes *un* enthält. Hier erklärt sich die Lautung ebenfalls aus dem Bewußtsein heraus, daß tautosyllabischem *an* der westaukštaitischen Schriftsprache im Osten *un* gegenübersteht.

In der unter DAUKANTAS' Namen veröffentlichten Märchensammlung in LT 4, 3 vertritt *q* sehr oft *u*, *qu* häufig *uo* (*ou*); vgl. etwa S. 110ff. *baqwys* = *buwęs*, *galq* = *galiu*, *kqņiga* = *kunigai*, *adqwtų* = *atduoti* (žemait. *atdout*) usw. Dies beruht auf einer ähnlichen Aussprache der promiscue gebrauchten Lautungen in dem žemaitischen Dialekte des Textes²⁾.

Hyperdialektisch ist andererseits *ou* für *ū* bei DAUKANTAS. Wenn er *poultų*, *pouldynieje* für *pulti*, *puldinėjo* bietet, so hat er den Vokalismus von Präsens und Präteritum *poulu*, *poul(i)au* = aukštait. *píolu*, *píoliau* übertragen. Ebenso erklärt sich *goultų* für *gulti* „sich legen“ bei ihm aus Beeinflussung durch *goulis* = *guōlis* „Lager“.

Von derartigen Beispielen sowie dem auch sonst häufigen Wechsel zwischen *uo* (žem. *ou*) und *ū* in Wurzel- und Suffixsilben aus, der z. T. auf altem Ablaut beruht³⁾, gestattet sich DAUKANTAS Unformen wie *mouszo* = *mūšoje* „in der Schlacht“, *boutų* = *bāti* „esse“, *poulka* = *pulkaĩ* „Scharen“, *goudas* = *gūdas* „Weiβrusse“⁴⁾, ja sogar *goundyna*

1) Vgl. noch SKARDZIUS Arch. Phil. 5, 22.

2) S. bereits AUGSTKALNS a. O.

3) BŪGA Liet. mokykla 4, 420ff., SPECHT KZ 59, 213ff. 223ff. 264ff.

4) S. darüber BŪGA KS 1, 67. 75.

„sie erschreckten“ (= *gundina*, aukštait. *gañdino*) Darb. 69, *toumsomis gyriomis* = *tamsiomis giriomis*.¹⁾

Der Autor scheut sich sogar nicht, ein Fremdwort wie *nedūmojo* in *nedoumoiy* umzusetzen, obwohl das Litauische im Gegensatz zum Lettischen in der Regel slav. *u* nicht durch dessen Vorstufe *uo*, sondern durch *ū* wiedergibt²⁾.

Selbstverständlich beweisen alle diese Schreibungen ebensowenig für den wirklichen Dialekt der damaligen Zeit wie etwa vereinzelt Dat. Sg. der *-o*-Stämme auf *ouj* bei Daukantas. SKARDŽIUS a. O. hebt richtig hervor, daß eine derartige Dativendung eine von Daukantas vollzogene Kontamination der alten Parallelformen auf *-uo* (žem. *-ou*) und auf *-ui* darstellt und keinesfalls zur Rekonstruktion des ursprünglichen Ausgangs dieses Kasus in der *-ō*-Deklination ausgenutzt werden darf.

Da im Ukrainischen für „aus“ sowohl *iz* wie *z* (Gdf. **jž*) im Gebrauche ist, stellt sich dort mitunter umgekehrt neben *z* = *sž*, das mit Gen. „von — her(ab)“, mit Instr. „(zusammen) mit“ bedeutet, *iz* ein. Hierzu trug nicht unwesentlich die Bedeutungsverwandtschaft beider Präpositionen in der Genitivkonstruktion bei. Sie veranlaßt sogar in den slavischen Sprachen, die lautlich *sž* und *iz* auseinanderhalten, einen häufigen Promiscuegebrauch beider.³⁾ Weiter wurde das anlautende *i* im Ukrainischen fakultativ auf das Gegenteil von (*i*)*z*, d. h. auf *k* „zu“ übertragen; so ergibt sich eine Seitenform *ik*.⁴⁾ (*i*)*d* mit Dativ stellt eine Vermischung von (*i*)*k* mit diesem Kasus und von *do* mit Genetiv dar, das wie im Polnischen, so im Ukrainischen dem *k(u)*, *ik* eine erfolgreiche Konkurrenz bereitet. Es besteht schließlich noch die Möglichkeit, daß in *iz* c. Instr. „mit“ z. T. die Kopulativpartikel *i* „und, auch“ enthalten ist, die im Slavischen häufig vor *sž* mit diesem Kasus in Übereinstimmung mit lit. *ir* vor *sù* erscheint.⁵⁾

¹⁾ Vgl. noch SKARDŽIUS Arch. phil. 6, 196 ff.

²⁾ BŪGA Izv. 17, 1, 14 ff., ENDŽELIŅ Lett. Gr. 42, Latv. valodas skaņas un formas 30.

³⁾ S. die Literatur hierüber Synt. d. lit. Postps. u. Prps. 90² (dazu noch GEBAUER-TRÁVNÍČEK, Mluvn. jaz. česk. 4, 490 ff. 505 ff. über čech. *s(e)* und *z(e)*). Über syntaktische Vermischung von Präpositionen im Baltischen, Slavischen und anderen idg. Sprachen vgl. Verf. a. O. 168 ff., Don. Natal. SCHRIJNEN 356 ff. (mit Bibliographie), speziell über slav. *bez* und *préz* noch J. RYSIEWICZ PF 17 (1937), 145 ff. Im Slovenischen ist die Kontamination *bréz* herrschend geworden, die auch dem sehr oft beide Präpositionen zusammenwerfenden Polnischen nicht ganz fremd ist.

⁴⁾ SMAŁ-STOCKY, Gramm. d. ruth. Spr. 84 ff. 433 ff.

⁵⁾ Synt. d. lit. Postps. u. Prps. 192 (mit Literatur), Łoś, Gram. jęz polsk 367.

Lit. *ik* „bis“ wird durch Assimilation an ein mit Guttural beginnendes, auf die Präposition folgendes Wort als *i* ausgesprochen, fällt also in dieser Stellung äußerlich mit der Präposition *į* „in“ zusammen; vgl. BASANAVIČIUS Pasakos yvairios 3, 198, 327 *i(k) galui metu* „bis zum Jahresende“, MARCINKONYS (Dzūkengebiet), DORITSCH Btr. z. lit. Dial. 45, 64, 33 *adznóčino viétą, i(k) katrám dáikti¹⁾ béiks lankini* „er bezeichnete den Ort, bis zu welchem Punkte er um die Wette laufen werde“. Die Satzsandhiform *i* wurde mundartlich verallgemeinert und gelegentlich auch vor anderen Konsonanten verwandt; daher heißt es bei BASANAVIČIUS a. O. auch *į dienai = ik(i) dienai*. Nach Analogie der neben *į* „in“ vorkommenden *in, ing* trifft man im Dzükischen und im Wilnagebiet die letztgenannten Formen auch in der Bedeutung „bis“ vor Dativen an; daher DORITSCH 48, 69, 3 *ing dvim dienom* „bis (zum Ablauf von) zwei Tagen“, Vilniaus tautosaka Nr. 637 *ing 12-tai nakcies* „bis 12 Uhr nachts“, 470 *ing trimi kartami* „bis zu drei Malen“, 480 *išmėtė (lapė) ing vienai žuvytei* „(der Fuchs) warf die Fische bis auf den letzten heraus“ (= *iki vienai*, poln. *co do jednej*), dzük. TiŽ. 2, 345, Nr. 171, 2 *dar neužaugo in dzvylikai metu* „sie war noch nicht bis zum Alter von zwölf Jahren herangewachsen“ (s. jetzt auch Lg. Posn. 3, 124ff.).

ENDZELIN Izv. 17, 4, 110ff., Lett. Gr. 172ff., Latv. valodas skaņas un formas 67 handelt ausführlich über die Quellen des sekundären *k* vor Konsonanten, namentlich Zischlauten im Inlaut baltischer Wörter.²⁾ Besonders kann dieser Einschub durch sinnverwandte Ausdrücke hervorgerufen worden sein; außerdem können Parallelbildungen mit einander kontaminiert worden sein. Nachdem einmal auf diese Weise eine Anzahl von Wörtern mit anorganischem *k* vor Konsonanten im Baltischen entstanden war, konnte der Gutturaleinschub mechanisch weiter verbreitet werden. Daher konnte nunmehr auch umgekehrt ererbtes antekonsonantisches *k* ausfallen.

In gewissen ostlettischen Mundarten stellt sich sekundäres *k* vor Zischlauten und *t* (*c, č*) auf rein phonetischem Wege nach fallender Länge ein, regelrecht nach *ù*, teilweise auch nach *ou* (aus *au*). Durch den Kampf zwischen Mundart und Schriftsprache wird dann mitunter

¹⁾ Zu dieser von den *-i*-Stämmen her eingedrungenen Dativendung des Singulars der *-ō*-Deklination, der man z. T. in alten Texten, heute besonders in Mundarten des Wilnagebiets begegnet, und die ausschließlich nach Präpositionen erscheint, s. besonders die Literatur in Balticoslav. 2, 43ff., Erg.-H. zu KZ 14, 8ff., SPECHT KZ 63, 80ff., OTREBSKI Lg. Posnan. 2, 284ff.

²⁾ S. auch meine Bemerkungen Balticoslav. 2, 28ff.

auch dort ursprüngliches *k* ausgestoßen; vgl. in Marienburg *aû(g)sts* „hoch“, in Selsau *plût* „pflücken“ statt *plûkt* (BEZZENBERGER, Lett. Dialektstud. 40 VIII 2) neben 2. Sg. Imperat. *plûc*, da man dort *šûkt* für *šût* „nähen“ usw. sagt (ENDZELIN Izv. 17, 4, 124ff.).

In einigen lettischen Dialekten schwindet öfters tautosyllabisches *r* hinter langem Vokal wegen schwacher Artikulation. Da durch Einwirkung der Schriftsprache eine gewisse Unsicherheit entsteht, wird *r* gelegentlich zwischen Vokal und Konsonant anorganisch hinzugefügt. Ähnliches kommt im Lit. und in anderen idg. Sprachen vor. Manchmal weist bei Entlehnungen, in denen besonders oft sekundäres *r* in der genannten Stellung auftritt, schon das zu Grunde liegende Original diese Liquida als Zusatz auf (cf. poln. *kartun*, lit. *kartūnas* „Kattun“ aus dtsh. dial. *kartūn* etc.). Natürlich spielt vielfach die Volksetymologie eine unterstützende Rolle.¹⁾

Besonders in einem Teile des Südost-Žemaitischen wird *zd* zu *z* vereinfacht, soweit das *d* nicht morphologische Bedeutung hat. Man sagt also dort *lazà* „Stock“, *barzà* „Bart“, *veiziet* „sehen“ für *lazdà*, *barzdà*, *veizdēti*. In anderen lit. Mundarten geht ebenfalls hier und da *zd* in *z* über. So kommt es, daß dort mitunter umgekehrt *zd* für ehemaliges bloßes *z* eingeführt wird, namentlich in Fremdwörtern und ausländischen Namen; vgl. *ābroz(d)as* (aus poln. wruß. *obraz*), *rāz(d)umas* (aus poln. wruß. *rozum*); *Jēz(d)us*.²⁾

Eine Art Parallele hierzu aus anderem Sprachgebiet ist hyperkorrektes *ns* nach langem Vokal für einfaches *s* im Latein. Der überschüssige Nasal beruht darauf, daß im Latein bei regulärem Wirken der Lautgesetze Vokal + *ns* zu langem Vokal + *s* durch Ersatzdehnung wird.³⁾ Das als Reaktion hiergegen nachträglich vor *s* hinzu-

¹⁾ Material für die hier besprochene Erscheinung geben BRÜCKNER, Slav. Fremdwörter im Lit. 59ff., BEZZENBERGER, Lett. Dialektstud. 33⁴; 45; 57²; 59⁵, BB 7, 166, MÜHLENBACH BB 29, 79, ENDZELIN KZ 44, 59ff., Lett. Gr. 159ff. 170ff., Latv. val. skapas un formas 62. 66, FENZLAU, Dtsch. Formen der lit. Orts- u. Personennamen d. Memelgeb. 75, SPECHT KZ 62, 210^a und Verf. Balticoslav. 3, 483 (über lit. *ekertē* = *eketē* „Egge“ nach *kertū* „haue“), MUCKE Laut- u. Formenlehre der niedersorb. Sprache 280ff., JOKL IF 44, 32, Ling.-kulturhistor. Unters. aus dem Ber. d. Alban. 304 (mit weiterer Literatur zum Albanischen).

²⁾ BŪGA RfV 65, 302; weitere Literatur hierzu s. ZslPh. 8, 421ff.; GERULLIS-STANG, Lietuvių žveju tarmė Prūsiose 24.

³⁾ Vgl. aus germanischem Gebiet gelegentliches mhd. *dunsint* „1000“ für *dāsint*, da sich der Schreiber des Tobiastextes durch das Nebeneinander von älterem *uns* und jüngerem *us* verführen ließ und ihm *uns* eine fremde Kulturform war; s. VAN DAM, Don. natal. Schrijnen 544ff.

gesetzte *n* findet sich sogar in Fremdwörtern und fremden Eigennamen. Daß die Volksetymologie gelegentlich auch diesen Einschub gefördert hat, ist nicht auffallend. So heißt es im späteren Latein *tensaurus* für $\theta\eta\sigma\alpha\upsilon\rho\acute{o}\varsigma$, das man vielleicht als *qui extensum aurum habet* gedeutet hat (BRUGMANN ALL 15, 3¹), *Onensimus* = Ὀνήσιμος usw. SKUTSCH Glotta 2, 244. 246 = Kl. Schr. 402ff. 404ff. vermutet ansprechend, daß die sehr häufige Schreibung *formonsus* für *formosus* durch *intonsus* beeinflußt worden ist. Der ἀκερσεκόμης Ἀπόλλων war ein besonders schöner Gott. Außerdem waren nach SKUTSCH für *formonsus* auch *sponsus*, *-a* „Bräutigam, Braut“, die in der Volkssprache zu *sposus*, *-a* wurden, maßgebend. Daß das Brautpaar hervorragend schön ist, ist ein in der Dichtung aller Zeiten und Völker wiederkehrendes Motiv.

In Gervėčiai (Wilnagebiet) begegnet *mėnastis* „Monat“ für *mėnesis* (*mėnuo*). Hier ist *-estis* für *-esis* durch sogenannte Suffixvertauschung eingetreten, wobei Zeitbezeichnungen wie *gėvastis*, *gyvastis* „Leben“, *amžinastis* „Ewigkeit“, *kāršastis* = *kāršatis* „hohes Alter“ Vorbilder gewesen sind, außerdem der Wechsel zwischen *-esis* (*-esys*) und *-estis* (*-estys*) in abgeleiteten Subst. nach Art von *gailėsis*, *gailėsys* und *gailėstis* „Bedauern, Reue“; *genėšys*: *genėštys* „Viehtrift“ usw.¹).

Bei *čiėstas* = *čėsus* „Zeit“ (aus wruss. *čas*) im žemaitischen Dialekt Žt., S. 364, 24. 27; 365, 1; 366, 18. 20; 369, 25 können einerseits die zahlreichen Subst. auf *-(s)tas* mitgewirkt haben, von denen *blúostas* „Augenblick“ und *spėtas* „Muße“ einer ähnlichen Begriffskategorie angehören.²) Außerdem hat die Parallelität von *brúožas* „Strich, Zug, Linie“ und *brúožtas* (cf. *brėžti* „kratzen, ritzen“); *rúožas* „Streifen, Strich, Bezirk, Umgegend“ und *rúožtas*³) (vgl. das mit slav. *rėzati* „schneiden, hauen“, *razo* „Schlag, Hieb, Mal“ urverwandte *rėžti* „schneiden“) die Neubildung *čiėstas* für *čėsas* gefördert. Endlich kann jenes auch durch Kontamination der vielfach synonymen *čėsas* und *mėtas* „Zeit“ (Plur. *mėtai* „Jahr“) mit zustandegekommen sein.⁴)

¹) S. auch SKARDŽIUS, Lietuvių kalbos žodžių daryba 367. 376, SPECHT Ursprg. d. idg. Dekl. 346 mit Anm. 4.

²) LESKIEN Nom. 530ff., BŪGA KZ 51, 110. 114ff., SKARDŽIUS, Lietuvių kalbos žodžių daryba 322.

³) Besonders in der Redensart *savo ruožtu* „in seiner Weise, auf seinem Wege, nach seinem Sinne“ gebräuchlich.

⁴) Nebeneinander sind üblich *tuočės* und *tuolaik*, *tuomet*. Für die an den angeführten Stellen vorkommenden *wāsaras čiėste*; *pawāsare čiėste*; *tōū čiėstō*; *čiėsti nobažėnstwas* kann man ebenso gut sagen *vasaros mete (metu)*; *tuomet*; *pamaldū mete (metu)*. Über die Ausdrücke für „Zeit“ im Lit. s. jetzt SKARDŽIUS,

Auch an *kařtas* „Mal“ (eig. „Hieb“: *kiřsti* „hauen“) sei erinnert.

Žemait. *uostai* (*oustai*) „Schnurrbart“ bei DAUKANTAS, VALANČIUS und sonst im Žemaitischen¹⁾ kann *uo* (*ou*) = aukštait. *q* enthalten und wie preuß. *wanso*²⁾ mit abg. (*v*)*qsy*³⁾, russ. *yc*, poln. *wąs* urverwandt sein. Aus anderem Sprachgebiet sind air. *fés* „Bart- und Schamhaar“, *fésóc* „Bart“, ev. griech. *ζουθος* „junges Barthaar“ zu vergleichen.⁴⁾ Aukštait. *ūsaĩ* ist dagegen wie lett. *ūsas* entlehnt. Daß dies auch für žemait. *uostai* (*oustai*) gilt, ist unwahrscheinlich, da im Lit., wie schon oben erwähnt, im Gegensatz zum Lettischen *uo* als Wiedergabe von slav. *u* selten ist. Lett. *uosas* andererseits kann originallettisch oder entlehnt sein.

Bei der anzunehmenden Urverwandtschaft von žem. *uostai* (*oustai*) mit den slavischen Bezeichnungen des Schnurrbartes ist vor *uo* das durch die anderen Sprachen gewährleistete Anlauts-*v* geschwunden. Bekanntlich ist dieser Vorgang im Žemaitischen vor dunklen Vokalen nicht ungewöhnlich⁵⁾; daher bei DAUKANTAS *ojus*, *pa(v)ojus* „Gefahr“, *omzdis* = *vamzdis* „Pfeife“, *olungē* = *volungē* „Pirol, Golddrossel“, *antsi(v)ožti* „sich aufstülpen“, *qmbolē* = *vambolē* „Mistkäfer“, *oušas* = *qšas* aus *vqšas* „Haken“ usw.

SPECHT LM 2, 469 bemerkt, daß vor anlautendem *uo* (*ū*, *ou*) im Žemaitischen niemals der vor *u*, *ō* (*uo*) erscheinende *v*-Vorschlag auf-trete. Auch im ostiit. Dialekt von Tverečius kann anlautendes *v* vor *u* fortfallen; daher (*v*)*umždzis*, (*v*)*ūnta* = *vānta* „Badequast“ (OTREBSKI, Narzecze twereckie 1, 88. 223).

Daß auch die umgekehrte Erscheinung, Zusatz von *v* vor dunklen Anlautsvokalen vielen lit. Dialekten eigentümlich ist, haben schon mehrere Forscher hervorgehoben.⁶⁾

Lietuvių kalbos žodžių daryba 578ff., über lett. *laĩks* BLESE, Valoda un tautas gars 204ff.

¹⁾ DORITSCH, Beitr. z. lit. Dialektologie CCXXXIIff., Leskien Nom. 533.

²⁾ S. jetzt ENDZELIN, Senprūšu valoda 271.

³⁾ Zum Anlaut vgl. VONDRÁK I² 214ff. und weiter unten.

⁴⁾ LIDÉN, IF 19, 346ff., H. PEDERSEN, Vgl. Gramm. d. kelt. Sprchn. 1, 86, 114; 2, 17. 31. 99.

⁵⁾ Vgl. hierzu SPECHT LM 2, 470, VERF. Balticoslav. 3, 35ff., über das Lettische ENDZELIN Lett. Gr. 151, Latv. val. skapas un formas 60, SEHWERS Linguist.-kulturhistor. Unterschg. 229.

⁶⁾ JAUNIUS, Gramm. litovsk. jaz. 10ff., LESKIEN-BRUGM., Lit. Volksldr. u. Märch. 280. 283, DORITSCH, Beitr. z. lit. Dialektologie CXLVIII. CCXXV, SPECHT LM 2, 86. 314. 359. 396. 425. 469, OTREBSKI, Narzecze twereckie 1, 84, VERF. Balticoslav. 2, 30; 3, 35. Über das Lettische vgl. ENDZELIN, Lett. Gr. 169ff., Latv. val. skapas un formas 66, A. ÄBELE Filol. mater 62, FRB 16, 129,

Natürlich ist das *t* von žem. *uostai* (*oustai*) sekundärer Zusatz. Es ist von russ. poln. *usta* „Lippen, Mund“ her bezogen worden, mit dem die Volksetymologie russ. *yc* verknüpfte. Das Preußische hat ein mit abg. *usta* „στόμα“ usw., ai. *ósþa-*, av. *aošta-* „Lippe, Oberlippe“ unverwandtes *āustin* „Maul“, *austo* „Mund“ (letzteres wohl alter mask. Dual).¹⁾ Die Dehnstufe ist enthalten in ai. *ās*, lat. *ōs* „Mund“, *ōstium* „Mündung“, lit. *úostas*, *uostà* „Flußmündung, Hafen“, lett. *uosts*, *uosta* usw.²⁾ die Tiefstufe außer in den soeben genannten Wörtern noch in lit. *áuščioti* „schwätzen“³⁾, lett. *aūšāt* „schwätzen, faseln“⁴⁾. Dagegen stellt lat. *austium* einen Hyperurbanismus für *ōstium* dar.⁵⁾ Auch *uosta(s)* kann das anorganische *t* von žem. *uostai* (*oustai*) mitverschuldet haben.

Mit der volksetymologischen Anknüpfung an slav. *usta*, der *uostai* sein *t* verdankt, lassen sich lat. *aureae* = *freni*, *aurīga* „Wagenlenker“ an Stelle älterer *ōreae*, *ōrīga* (vgl. *ōs*) wegen nachträglicher Anlehnung an *auris* „Ohr“ vergleichen⁶⁾. *auriga* ist im Gegensatz zu dem nicht vor Festus belegten *aureae* früh durchgedrungen.

Slav. *uzda* „Zügel, Zaum“ besteht aus *usta* + Wz. *dhē-* „setzen, legen“, heißt also eigentlich „das an, um das Maul Gelegte“⁷⁾. Ebenso ist lett. *apauši* „Halfter“ aus dem Präfix *ap* „um-herum“ und **austj-* (cf. preuß. *austo* etc.) zusammengesetzt⁸⁾.

Ein unursprüngliches *v* hinter Inlautskonsonant zeigt das im memeländischen Žemaitisch⁹⁾ und in Panevėžys¹⁰⁾ belegte *brosvutēlis* „Brüderchen“. Das ältere *brosutēlis* belegt BALČIKONIS Žodynas s. v. aus Biržai; vgl. NIEMI-SABAL. Dainos Nr. 17, 1 (aus Papilys) *broļis broļi klausē*,

über das Preußische BŪGA KS 1, 240, TRAUTMANN Apreuß. Sprachdenkmlr. 158ff., ENDZELIN, Senprūšu valoda 35.

¹⁾ ENDZELIN ZslPh 18, 116ff., Senprūšu valoda 149.

²⁾ J. SCHMIDT Pluralbldg. 221. 407, MEILLET Et sur l'étym. du vieux slave 176. 239. 452, BŪGA Liet. mokykla 4, 445, SPECHT Ursprg. d. idg. Dekl. 224.

³⁾ NESSELMANN Wb. 16 (aus Brodowski).

⁴⁾ S. auch TRAUTMANN Blsl. Wb. 19ff., ENDZELIN Senprūšu valoda 149.

⁵⁾ ERNOUT Eléments dial. du vocab. latin 53, besonders BRÜCH Glotta 26, 160ff.

⁶⁾ BRÜCH Glotta 26, 163ff.

⁷⁾ S. auch MEILLET Et. 321, VONDRÁK I² 600, etwas anders VAILLANT BSL 29, 43ff.

⁸⁾ ENDZELIN Don. natal. SCHRIJNEN 403ff.

⁹⁾ BEZZENBERGER, Lit. Forschg. Nr. 5, 6.

¹⁰⁾ TiŽ 4, 588, Nr. 21, 4.

brosutēļi klausē. Das diesem zugrunde liegende *brosis* heißt für gewöhnlich „Vetter“ (*pūsbroļis*); vgl. *brosē* „Tante“ und „Onkel“¹⁾.

Natürlich hat *brosvutēlis* nichts gemein mit *bros(t)vā* „Brüderschaft, Brüderschaftsabzeichen, Skapulier“ aus poln. *bractwo*, wruss. *bractva*; sondern sein *v* ist ein dadurch hervorgerufener Hypernormalismus, daß öfters Subst. auf *-tva* neben solchen auf *-ta(s)* begegnen; vgl. *brast(v)ā* „Furt“, *grāižt(v)os²⁾* „über dem Boden hervorstehender Rand an einem Fasse, Rinne am Ende der Faßdauben zum Einsetzen des Bodens“; *laštva* „Geflügelkäfig“ (*tanstva* „Viehstall“ bei IVINSKIS laut Geitler, Stud. 94) und *laštā*, lett. *luosts* (cf. lit. *lįsti*, lett. *līst* „kriechen“), *naštvos* „Sänfte“ (IVINSKIS; cf. auch GEITLER, Lit. Stud. 97) und *nāštos*; *širtva(s)* „Lager eines Tieres, Höhle“, DAUKANTAS Märch., LT 4, 3, 108, sonst *širta(s)* (GEITLER, Lit. Stud. 114, BŪGA KS 1, 158; vgl. DAUKANTAS Phädr. 24, Darb. 80. 125 usw.) u. a. m.³⁾

Ich erwähne noch *gausvā* und *gausā* „reichliche Menge, Fülle, Überfluß“; *vapsvā* neben *vapsā* „Wespe“. Auch hier sind die *-v*-Bildungen genau so ursprünglich wie die *-v*-losen. Dies geht für jenes Paar hervor aus lit. *gausūs* „reichlich, ergiebig“ und aus lett. *gaūsus* „Nahrhaftigkeit, Verschlagsamkeit, Segen“, neben *gaūsa*, *gauss* dass., ferner aus dem neben *gaūss* „verschlagsam, langsam“ bestehenden *gaūšs* mit einem ein altes *-u*-Adjektiv ersetzenden *-iō*-Stamm. Für dieses Paar wird der proethnische Charakter des Wechsels erwiesen durch die damit unverwandten russ. *ocsa* und *oca* (BŪGA KS 1, 297ff.).

Nach *gausvā* neben *gausā* bildet man auch zu dem Gegenteil *ýda* „Mangel, Gebrechen“ ein *ýdva*, zu *kréisa* dass. (cf. lett. *kreiss* „link“, eig. „schief, schlecht, ungünstig“⁴⁾) ein *kréisva* hinzu. Genau so stellt sich umgekehrt nach den alten Parallelformationen auf *-ta* und *-tva* neben *liēkarstva* „Arznei“ aus wruss. poln. *lekarstwo* ein *liēkarsta* ein⁵⁾.

¹⁾ BEZZENBERGER, Beitr. z. Gesch. d. lit. Sprch. 277, BALČIKONIS Žodynass v. (mit zwei Belegen aus Bretkun), DELBRÜCK, Idg. Verwandtschaftsnmn. 513 GEITLER, Lit. Stud. 80, VERF. KZ 54, 300ff., REI 2, 40ff. (mit Stellen aus DAUKANTAS).

²⁾ Die Form mit *tv* liest man außer an der von LESKIEN Nom. 564 erwähnten Stelle noch in der DAUKANTAS' Namen tragenden Märchensammlung LT 4, 3, 83.

³⁾ S. zu derartigen Parallelbildungen vor allem LESKIEN Nom. 531. 542. 564, SKARDŽIUS, Liet. kalbos žodžių daryba 378. SKARDŽIUS beurteilt freilich im Gegensatz zu S. 325 die Verhältnisse falsch. *-ta(s)* und *-tva(s)* sind gleichberechtigte Parallelformationen, nicht jenes aus diesem entstanden. In *apalūs* aus *apvalūs* etc. ist *v* hinter Labial lautgesetzlich geschwunden (s. u.). Also können derartige Fälle nicht zum Vergleich herangezogen werden.

⁴⁾ Zu den Bedeutungen vgl. auch BLESE Valoda un tautas gars 191 ff.

⁵⁾ Vgl. auch R. 3, S. 112, 4. 5 Acc. sg. *liēkarstu*, Acc. pl. *liēkarstus*.

In Tverečius ist *v* umgesprungen: *dëve liėkvarstū* „er gab eine Arznei“¹⁾

SZYRVID Diet. s. v. *gorczyca, sinapi* bietet für „Senf“ statt *garčyčia* die Form *garsvyčia*. Diese ist zunächst aus **garstvyčia* hervorgegangen und zu *garstyčia*, über dessen Entwicklung aus *garčyčia* ENDZELIN FBR 19, 30 handelt, nach Analogie der obigen Beispiele hinzugebildet. SKARDŽIUS, Slav. Lehnw. im Altlit. 74 erwägt das Hineinspielen von *garšvā* „Giersch, Engelwurz“ bei dem *v* von *garsvyčia*.

Auch eine Entlehnung aus dem Niederdeutschen kann hinter dem Zischlaute anorganisches *v* aufweisen: das neben *bikšės, bikšios* „Hosen, Büxen“²⁾ (vgl. auch lett. *biksas, bikses, bikšas*) erscheinende *bikšvės, biksvės*. -*sv-*, -*šv-* + Themavokal war neben -*s-*, -*š-* + diesem eine beliebte Suffixkombination; vgl. noch Farbenadjektiva wie *balšvas, bālškšvas* „weißlich“: *bāltas* „weiß“ und zum *k* SZYRVID s. v. *bieleie, albesco, albeo, albico, balkstu; raūšvas* „rötlich“: *raūdas* „rot“; *juošvas* „schwärzlich“: *juodas* „schwarz“ usw.³⁾; ferner *lašvas* „frei“, *lāisvė* „Freiheit“: *lēisti* „lassen“, *palāidas* „losgelassen, frei, unbändig“; *viksvā* „Riedgras“ aus **vis-kvā* (cf. *vizgā* „Carex“, *vikšris* „Riedgras“, preuß. *wissene* „Porsch“, poln. *wisz* „Sumpfgas, Schilf“ und slov. *viš*)⁴⁾. Lett. *vikse* aus **visk-* zeigt im Unterschiede von lit. *viksvā* kein *v* hinter der Gruppe *ks*.

Balticoslav. 3, 482ff. habe ich auf *tautvietis = tautietis* „Fremdling, Ausländer“ bei Mancelius Lettus 110 und bei LANGIUS, Lett.-dtsch. Wb. 306, 5a, *Skotvietis* „Schotte“ MANCEL. Lettus 161, LANGIUS 262, 1a aufmerksam gemacht, wo das Suffix *-ietis* nach *vieta* „Ort, Platz“ umgestaltet worden ist, außerdem wohl noch *latvietis* „Lette“ vorgeschwebt hat. Im Memelgebiet erscheint ebenfalls durch den Einfluß von *vieta* neben *Šiaudųčiai* „Schauditten“ *Šiaudviečiai*, als „Strohort“ umempfunden (FENZLAU, Deutsche Formen der lit. Orts- und Personennmn. des Memelgeb. 49. 142).

Bei lit. *medliñčius = mediñčius* (mit echt-lit. Suffixe *mėdininkas*) „Förster“ haben wohl Bildungen wie *galiñčius* „Kraftmensch, Hüne, Athlet, Machthaber“, *buklinčius* „schlauer, betrügerischer Mensch“,

¹⁾ OTREBSKI Narzecze twereckie 3, 31. 96.

²⁾ ALMINAUSKIS, Germanismen des Lit. 1, 31. Ndd. *Buze* (*Büxe*) stammt aus **Buckhose* „Hose aus Bocksfell“ (cf. engl. *buckskins*).

³⁾ LESKIEN Nom. 345ff., SKARDŽIUS, Liet. kalb. žodžių daryba 377 und zur Metatonie in einigen BŪGA KZ 52, 93ff.

⁴⁾ BŪGA RfV 65, 324, KS 1, 301, ENDZELIN, Slav.-baltijsk. ātjud. 38, Izv. 17, 4. 121, Senprūšu valoda 276, BRÜCKNER KZ 44, 334, Słown. etym. jęz. polsk. 624ff., SKARDŽIUS, Liet. kalbos žodžių daryba 378.

misliñčivus „anschlägiger Kopf, sinnreicher, scharfsinniger Mensch, Anschläger, Dichter“¹⁾ von *mislis* „Gedanke, Anschlag“, *mìslyti* „denken, trachten, betrachten“ aus wross. *myslъ, myslitъ* Pathe gestanden, zumal es nicht ausgeschlossen ist, daß *mislinčivus* auch hier und da wie poln. *myśliwy* „jagdkundig, Jäger“, *myśliwiec* „Jagdliebhaber, Jäger“ bedeutet.

Neben *beržynas* „Birkenhain, Birkengehölz“ begegnet *beržlŷnas*. Man könnte wegen des *l* an *biržlei* „lange abhängende Äste von den Birken“ ROTHIG-MIELCKE, Lit.-dtsch. Wb. 25b (vgl. auch NESSELMANN 328) erinnern²⁾; doch halte ich es für geratener, in *beržlŷnas* eine Angleichung an die begriffsverwandten *ažuolŷnas* „Eichwald“, *eglynas* „Tannenwald“, *dobilynas* „Kleefeld“ zu sehen.³⁾

Bekanntlich kann in einigen slavischen Sprachen häufig, in anderen weniger oft vor dunkle Anlautsvokale, namentlich vor *o, u, a* (und wenn damit ablautend, auch vor *ę*) ein *v* vorgeschoben werden.⁴⁾ In einer Zeit des Schwankens zwischen *v*-Vorschlag und ursprünglicher Lautgestalt ohne diesen wird gelegentlich altes Anlauts-*v* beseitigt. Dies ist im Kirchenslavischen, Russischen, Slovenischen, Bulgarischen, Polnischen mit *osa* „Wespe“ gegenüber čech. *vos(a)*, lit. *vapsà*, lett. *vapsene*, ahd. *wefsa*, lat. *vespa* geschehen. Außerdem kann hier volksetymologische Anknüpfung an *ostrъ* „scharf“ eine Rolle gespielt haben.⁵⁾

Gewiß haben bei dem anorganischen *v* von poln. *wiskać* neben *iskać* „den Kopf absuchen, lausen“, nčech. *vískati* (gegenüber ačech. *jískati* „suchen“), slovinz. *vjískáč* dass. Paare wie *věsiti* „hängen“: *oběsiti* (aus *ob-věsiti*) „erhängen, henken“ vorbildlich gewirkt und einen Gegensatz des Simplex zu komponiertem *obískati* (cf. čech. *obískati* „nachsuchen“, serb. *obískati* „lausen“⁶⁾) hervorgerufen. Aber außerdem hat auch volksetymologische Verbindung mit abg. *vosъb* „Laus“ (poln. *wesz*, čech. *veš*)

¹⁾ NESSELMANN Wb. 404, SKARDŽIUS, Slav. Lehnwtr. im Altlit. 132.

²⁾ S. auch SKARDŽIUS, Liet. kalbos žodžių daryba 51. *beržlŷnas* fehlt freilich bei SKARDŽIUS 266.

³⁾ Vgl. dzūk. TiŽ 2, 308, Nr. 88,5 *tami beržlyni, tami ūžuolyni strouja teka upelė*, Kupiškis ebd. 3, 405, Nr. 48 *žalė beržynał, geltėni eglynał*; dzūk. ebd. 2, 310, Nr. 93, 1 *per ūžuolynų, per lygių lankų, per dobilynų*.

⁴⁾ S. besonders VONDRÁK I² 211. 213ff., MEILLET, IF 5, 332ff., über das Russische DURNOVO, Očerk istoriji russk. jaz. 194ff., TRUBETZKOJ ZslPh 1, 313ff., DOLOBKO ebd. 3, 87ff.

⁵⁾ MEILLET a. O. 333.

⁶⁾ Das *b* des einfachen serb. *bískati* (neben *ískati*) erklärt sich wie in anderen Fällen aus falscher Kompositionszerlegung.

eine gewichtige Rolle gespielt¹⁾, wie denn überhaupt die Volksetymologie die Entstehung von Hypernormalismen, sekundärem Konsonanzensatz und Konsonantenabfall usw. stark begünstigt.

Für „Schnurrbart“ finden sich, wie oben erwähnt, in den slavischen Sprachen Formen mit und ohne anlautendes *v* (cf. abg. (*v*)*qsъ* etc.). Die a. O. gegebene Etymologie beweist die Ursprünglichkeit des *v*. Als Muster für die desselben entbehrende Wortgestalt lassen sich etwa abg. (*v*)*qza* „δεσμός“ (danach auch *vezati* „binden“); russ. *вязь*: poln. *więź*; abg. *qzъkъ*, russ. *вязки*, poln. *wązki* „eng“ betrachten. Hier lehren die anderen idg. Sprachen, daß *v* erst nachträglich vorgeschoben worden ist (cf. ai. *ǵhas*, griech. ἄγγειν, lat. *angere*, *angustus*, got. *aggwus*, lit. *añkštas* aus **anžtas* mit eingeschobenem *k*).²⁾

Im Sorbischen darf in der Regel kein Wort vokalisch beginnen; deshalb werden vor ursprüngliche Anlautsvokale dort am häufigsten *h*, daneben *j* oder *w* gesetzt. Vereinzelt erscheinen auch andere Konsonanten. *j* tritt mehr vor helle, *h* und *w* mehr vor dunkle die Wörter beginnende Vokale. Namentlich im Cottbus-Spremberger Dialekt verdrängt der jüngere Aspirationskonsonant *h* den älteren Vorschub *w* mehr und mehr. Daher tritt dort *h* auch in verschiedenen Wörtern mit altem, durch die übrigen slavischen Sprachen bestätigten Anlauts-*w* an die Stelle dieses, und es finden sich niedersorb. *ho* neben *we* (obersorb. *w*, *wo*, *we*) = abg. *vъ* „in, an“; nsorb. *hu* (osorb. *wu*) „aus“: poln. čech. russ. *vy*; *husoki* neben *wusoki*: abg. *vysokъ* „hoch“ usw. (s. MUCKE Laut- und Formenlhr. der niedersorb. Sprech. 288ff., 292).

Das weißruss. *h* aus *g* kann bei der Entlehnung der aus dieser Sprache stammenden Wörter ins Litauische entweder bewahrt bleiben (von ARUMAA in seiner Sammlung litauischer Texte des Wilnagebiets durch γ transskribiert) oder einem *g* Platz machen oder endlich ganz schwinden.³⁾ Für die erste und dritte Möglichkeit seien aus dem Wilnagebiet ausgeführt *γulioti* neben *paūliosim*, *ūltojus* (wruss. *hultaĵ*); *riekas* „Sünde“, *rešyti* „sündigen“ aus wruss. *hräch*, *hrašyc* usw. Daher hat man in Zietela in der Wilnaer Gegend gelegentlich auch echtlit. Wörter vokalischen Anlauts mit vorgeschobenem γ ausgestattet⁴⁾; vgl. *γarć*, *γartojas* „pflügen, Ackerbauer“ = *arti*, *artójas*; *prayaja* = *praājo*, schriftlit. *praējo* „ging vorüber“. Man kann hiermit anorganisches *h* vor

¹⁾ LJINSKIJ Pf. 11, 190.

²⁾ ENDZELIN Izv. 17, 4, 111.

³⁾ S. die Einzelheiten bei BRÜCKNER, Slav. Fremdw. im Lit. 36, OTREBSKI Narzędze tworeckie 3, 90ff., VERF. Balticoslav. 2, 30ff.

⁴⁾ ARUMAA, Lit. mundartl. Texte aus der Wilnaer Gegend 74.

deutschem Anlautsvokal im Munde deutsch sprechender Litauer vergleichen, die den ihrer Muttersprache fremden Hauchlaut an falscher Stelle verwenden und *haus*, *hund* auch für *aus*, *und* sagen.¹⁾ Auch im Latein kommt verkehrter Gebrauch von *h* wegen seiner schwachen Artikulation vor.²⁾ ENDZELIN Izv. 17, 4, 132 erwähnt als Parallele noch falsches *f* statt *p* bei der Wiedergabe deutscher Lehnwörter durch ungebildete Letten (*fārks* für *pārks* „Park“ etc.). Kennt doch der Balte kein *f*, weshalb dieser Laut in deutschen Entlehnungen oft durch *p* vertreten wird. In JANŠEVSKIS' Roman *Dzimtene* (Heimat) 1, 204ff. gebraucht der deutsche Herr im Verkehr mit den Bauern *faragrafs*, *funkts*, *fracese* „Prozeß“ usw.³⁾ SENN Stud. balt. 2, 45 hat von einem amerikanischen Litauer mit Durchschnittsbildung *profèsorius* „Professor“ gehört. *f* für *ch(v)* findet sich nicht nur in Entlehnungen, sondern auch in einheimischen Wörtern gewisser russischer Dialekte; wird doch umgekehrt das dem Slavischen unbekannt *f* in griechischen Fremdwörtern des Russischen öfter durch *ch* ersetzt.⁴⁾

In Vilniaus tautosaka 553 begegnet *aradzajas* für *geradėjās*. Dies erklärt sich aus dem Nebeneinander von Wörtern mit *h*-Schwund und von solchen mit *h*; vgl. etwa *adynà* neben *gadyna*, *gadjynė*, beides aus wruss. *hadina* (heute *hadzina*); *gaspadōrius* „Bauernwirt“ und *ašpažà* „Mariä Himmelfahrt“ in Tverečius (mit partieller Assimilation von *s* an *ž*, OTREBSKI, Narzecze twereckie 3, 95) aus wruss. *haspadar* und wruss. *Aspaža*, wo bereits diese Sprache das anlautende *h* fallen läßt,⁵⁾ usw. *aradzajas* hat sein *dz* vom weißruss. poln. Prototyp (wruss. *dabradzej*, poln. *dobrodziej*), dessen halbe Nachbildung es ist.⁶⁾ Wenn es für gewöhnlich *geradė'ja(s)*, *piktadė'ja(s)* (wruss. *złodzej*, poln. *złodziej*)

1) KURSCHAT, Lit. Gr. § 67. Vgl. auch lett. R. und M. KAUDŽĪTE, Mērnīeku laiki 277 *guniversuma prakvasors* „Universumprofessor“.

2) Vgl. CATULL 84, QUINTIL. 1, 5, 20 und STOLZ-LEUMANN Lat. Gr. 138ff. Über das Umbrische s. VON PLANTA Gramm. d. osk.-umbr. Dial. 1, 335ff., DEVOTO Tab. Iguv.² 238, KENT Lg 2, 189ff., der bei Gelegenheit von umbr. *hapinaf*, *habina* „agnas“ bemerkt, daß hier das anorganische *h* auch durch Angleichung an **hedina* (lat. *haedus*) unterstützt sein kann.

3) In R. und M. KAUDŽĪTES Roman Mērnīeku laiki 110 u. ö. sagt ein Lette, der sich der deutschen Sprache bedient, um fein zu erscheinen, *fardon*, *Fernava* für *ardon*, *Pernava*.

4) SOBOLEVSKIJ Lekciji po istoriji russk. jaz.² 125ff.; vgl. auch VAN DAM Don. natal Schrijnen 545 über hyperkorrektes *ft* für *cht* im Mittelniederdeutschen und in rheinischen Handschriften des Mittelalters.

5) OTREBSKI, Narzecze twereckie 3, 7. 91.

6) S. auch BŪGA, Asmens vardai 12.

heißt, so ist das Hinterglied an *dėti* angeglichen worden (vgl. dasselbe in *nedēlia* und BŪGA Izv. 17, 1, 8ff., Verf. ZSIPh 8, 415ff.).

Die von WOLTER Izv. 16, 4, 160¹ zitierten lit. Fälle wie *šveikaš, keliaš* = *sveikas, kėlias* faßt ENDZELIN Izv. 17, 4, 132 ebenfalls mit Recht als Hypernormalismen auf. Sie erklären sich nach meiner Meinung daraus, daß Komposita wie *išsėmti* als *issemi* etw. ausgesprochen werden, und daß infolgedessen nebeneinander *iškėlti* und *issikėlti* gesagt werden. Auch *aš semiù* u. dgl. wird in ungezwungener Rede als *assemiù* etc. artikuliert, bei Erinnerung an die einzelnen Elemente dagegen dem Schriftbilde gemäß. Auf hyperkorrektes *szam* = *sam* „selbst“ im Munde masurierender Polen macht BRÜCKNER ZSIPh 16, 85 aufmerksam.

Im Baltischen bleibt *m* vor Dentalen meist erhalten. Nur vereinzelt trifft man *nt, nd* für *md, nd* an¹); vgl. lett. dial. *cinds* = *cimds* „Handschuh“, *dindēt* = *dimdēt* „dröhnen“, *jūnts* = *jūmts* „Dach“, *rints* = *rimts* „stark“ usw., Langius 126, 17 *kundināt* „bewegen“, *iekundināt* „anreizen“ = *kumdināt* „mahnen, anspornen, antreiben“ (cf. *kumt* „hastig und heimlich etwas tun“); lit. *gūndinti, gūndyti* „versuchen, verlocken, verführen“, lett. *gundīt* dass., falls zu lett. *gūmdināt* „antreiben, anspornen, belästigen, quälen“ gehörig (doch vgl. andererseits preuß. *guntwei* „treiben“, 1. Plur. Präs. *gunnimai*, lit. *pagunikis* „Laufbursche“, abg. *gʹnati* „treiben“²); lit. *siūndzytoja undzytoja* „Zutreiberin (von Freiern), Aufmunterin“ in Dieveniškis 21, 4 (cf. einerseits *siūndyti* „hetzen“: *siūndyti* Wž., S. 256, 14, andererseits *úmas* „schnell, plötzlich“, *ùmaras* „Sturm“, lett. *umaka* „Kraft, Gewalt“; daneben *uñtums* „Ungestüm, heftiges Aufbrausen, Koller, Wutausbruch“, *uñtīgs* „nückisch, mitwillig“, die von BEZZENBERGER BB 21, 316⁵ ebenfalls hierher gestellt werden³); *stūnde* Žt., S. 387, 12 „stieß hin und her“: gewöhnlich *stūndyti*; ebenso lett. meist *stumdīt*, seltener (ostlett.) *stundītiēs*; *tūmtas* „Schar, Haufe“, seltener *tuntas* (cf. *tumēti* „gerinnen, konsistent werden“, *tūmulas* „Stück, Klumpen“, lett. *tums, tumīgs, tumēt*, lat. *tumere, tumulus* usw.⁴)).

¹) ENDZELIN Izv. 15, 2, 199ff., Lett. Gr. 120ff. 148, Latv. valodas skapas un formas 52. 59, BLESE, J. Langija 1685 gada latviski-vāciskā vārdnīca 509, AUGSTKALNS Arch. phil. 4, 118, Verf. Balticoslav. 2, 31ff.; 3, 36.

²) ENDZELIN FBR 2, 9 (als Ergänzung von BŪGA RfV 66, 221), Senprūšu valoda 182, VAN WIJK, Apreuß. Stud. 137.

³) S. noch ENDZELIN Izv. 15, 2, 202¹. Wb. s. v. *aūmakām*, BŪGA KS 1, 49ff. 295.

⁴) BŪGA KS 1, 295, ENDZELIN Izv. 15, 2, 201, LESKIEN Nom. 538, SKARDŽIUS, Liet. kalb. žodžių daryba 74. Unrichtig über *tumtas:tuntas* SPECHT, Ursprg. d. idg. Dekl. 175. 226. 231.

Eine Reaktion gegen diesen Wandel stellt *po lamtomi* = *po lentomis* „unter den Brettern“ in Zietela 42, 1 dar. Hier kann auch *lém̃ti* „fügen, bestimmen“, *lém̃tas* „anständig, ordentlich, tüchtig, brav, gut“ bis zu einem gewissen Grade volksetymologisch eingewirkt haben.

In lit. *klunkas* „Ränzel, Bündel, Reisesack“ in Tverečius (OTRĘBSKI, Narzecze twereckie 3, 25. 85. 93), *klunkelis* Vilniaus tautosaka Nr. 530 ist, da wruss. *klumak* = poln. *tlumok*, *sakwa*, *torba* zu Grunde liegt, *mk* zu *nk* geworden; vgl. aus dem Lett. *sunka* „Ranzen“ aus *sumka*, russ. *сумка* (lett. *suma*, *suõma* dass. aus russ. *сума*) usw.¹). Daher findet sich auch umgekehrt in Vilniaus tautosaka Nr. 504. 531 *prijumka* „gewöhnte sich“ neben ursprünglichem *prijunka* (= *junko*) ebd. Nr. 507²).

Im Žemaitischen begegnet *skūñb* = *skamba* „tönt, klirrt“ Žr., S. 306, 23 als Auflehnung gegen den z. B. im Präfix *san-*: *sam-*, in der Präposition und im Präfix *in-*: *im-* = *ĩ*³) vor Labial des folgenden Elements oder Wortes zu beobachtenden Übergang von *n* in *m*. Gefördert wurde diese Form wohl auch durch ein dem lett. *skanēt* „tönen“, *skaņa* „Laut, Ton“, *skanš* „lauttönend“ entsprechendes Wort, das wegen des Anklangs an das homonyme *skanēti* „wohlschmeckend sein“ von *skanūs* „wohlschmeckend“ abhanden gekommen ist, aber einmal ebenfalls im Žemaitischen existiert haben mag. Außerdem folgt an der in Betracht kommenden Stelle *zwūng* „rasselt, klappert“ unmittelbar auf *skūñb*. Ich erwähne von Kontaminationen des Lettischen etwa *drumpačas* für *drupačas* „Trümmer“ aus *drup-* (cf. *drupatas* „Brocken“) und *drum-* (in *drumstalas* „Abfälle“) usw.⁴). Es ist klar, daß man bei der engen Verbindung von Kausativ und primärem Verb im Lettischen *skañdināt*, nicht lautgesetzliches **skuodināt* „ertönen lassen“ nach *skanēt* sagt.

Für *gimd̃jvė* „Kindbetterin, Wöchnerin“ (: *gimd̃yti* „erzeugen, gebären“), das sich auch bei DAUKŠA Post. 539, 28; 540, 48 findet, sagt MALCHER PIETKIEWICZ im reformierten Katechismus von 1598, S. 54 *gindiwe*. Das *n* ist der Analogie von *žind̃jvė* (: *žindyti* „säugen“) zu-

¹) ENDZELIN Izv. 15, 2, 204ff., Lett. Gr. 147ff., Latv. valodas skaņas un formas 59, E. HAUZENBERGA FBR 12, 131, ANCĪTIS Filol. mater. 35.

²) Das *j* von lit. *jūnkti* versucht, ohne zu überzeugen, auf morphologischem Wege zu deuten, SPECHT KZ 68, 55¹. Bei *jaūsti* „fühlen“ hat er MACHEKS Erklärung (Studie o tvoření výrazů expresivních 41ff.) übersehen.

³) *in* (*im*) ist auch dem Žemaitischen nicht fremd (SPECHT LM 2, 483). Den Brennpunkt dieser Präpositionsgestalt bildet jedoch der Nordosten des lit. Sprachgebietes (s. jetzt die Nachweise von St. WESTFAL Balticoslav. 3, 55ff., besonders 58ff.).

⁴) ENDZELIN IF 33, 501, Izv. 15, 2, 203, Lett. Gr. 121, Latv. val. skaņas un formas 52 sowie jetzt noch SPECHT KZ 68, 126.

zuschreiben; vgl. SZYRW. Dict. *mamka*, *nutrix*, *žindiwe*, *žinditoia* (s. Erg.-H. zu KZ 14, 80 mit Anm. 5), sowie griechisch τροφώ neben ἡ τροφός nach λεγώ (Specht KZ 65, 133).

Die deutschen Lehnwörter mit langen Nasalen und Liquiden im Inlaut bereiten dem lettischen Sprecher wegen der mangelnden Druckgrenze gewisse Reproduktionsschwierigkeiten, die er entweder dadurch behebt, daß er diese verschärften Laute vereinfacht, oder daß er an ihre Stelle *l*, *r*, *m*, *n* mit einem Konsonanten setzt.¹⁾ Beispiele wie *amba*, *ɛmba* = *amma*, *ɛmma* „Amme“, *skramba* „Schramme“, *dambis* „Damm“, *kambaris* (ebenso lit. *kambarijs*) „Kammer“ lassen sich phonetisch erklären (vgl. ebenso geartete Fälle aus idg. und nichtidg. Sprachen bei KRETSCHMER KZ 57, 253ff., SCHWYZER ebd. 61, 226. 241ff.).

Anders verhält es sich mit *baļva*, *baļļa* „Balge“, *narvs* = *narrs*, *nɛrrs* „Narr“, *elne* = *elle* „Hölle“ usw. Hier mag z. T. eine Reaktion gegen den in gewissen Mundarten zu beobachtenden Wandel von *ln* in *ll*; *lv*, *rv* in *l(l)*, *r* vorliegen²⁾. Doch hat gewiß teilweise auch die Volksetymologie eine wenigstens unterstützende Rolle gespielt. So rechnet J. BRČOLIS Filol. mater. 65 bei *elne* für *elle* „Hölle“, das nicht nur in solchen ostlettischen Dialekten begegnet, wo *ln* erhalten bleibt, sondern auch im infläntischen Birsen, wo die deutschen Lehnwörter mit *ll* nicht verändert werden, mit einer Umgestaltung unter dem Einflusse von *velns* „Teufel“.

Lautlich ist andererseits ostlit. *vilnas*, *pavilnas* aus wruss. *vinny*, *pavinny* „schuldig, verpflichtet“ in Lazūnai 32, 1 und in Tverecius im Wilnagebiete (OTREBSKI Narzecze twereckie 3, 37. 41. 97) zu deuten. Die slavische Doppelkonsonanz, in deren Mitte die Silbengrenze fällt, veranlaßte den ostlit. Entlehner, dem eine derartige Artikulation fremd war, die beiden gleichen Nasale durch dissimilatorische Verwandlung des ersten in eine Liquida seinen eigenen Sprachgewohnheiten anzupassen.

Ich gehe hier nicht näher auf den Ersatz slavischer Präfixe durch bedeutungsgleiche, ihnen oft auch etymologisch verwandte und lautlich anklingende litauische ein, da ich derartige Fälle schon ZSIPh 8, 421ff., IF 53, 131ff. ausführlich behandelt habe; vgl. a. O. über *apvazas* (oder l. *apvažas*) bei SZYRWID PS 2, 91, 30 als Umgestaltung des ihm in der polnischen Version entsprechenden *obóz* unter dem Einflusse

¹⁾ ENDZELIN Lett. Gr. 177ff., Latv. val. skaņas un formas 68ff.

²⁾ S. darüber ENDZELIN Lett. Gr. 148ff., 154ff., 156ff., Latv. val. sk. un form. 59. 61 und über die Bedingungen, unter denen *ln* dialektisch in *ll* übergeht, FBR 11, 196ff.; 12, 179ff.

von *apvēžti* = *obwieżć, obwozić*, da *v* hinter Labialen baltisch und slavisch schwindet, öfter aber analogisch restituiert wird und die Parallelität etwa von *apalius* (let. *apaļš*) und *apvalūs*; *apyniaĩ* (lett. *apīņi*): *apvyniaĩ* usw. fördernd eingewirkt hat (oder ist *apvažas* bloße Übersetzungsentlehnung des slav. Wortes?); *apsabà* = *asabà* (aus poln. wru. *osoba* „Person“) im Memelgebiet, MLLG 1, 46. 70, BEZZENBERGER, Lit. Forsch. 96; *apidyti* = *abjdyti* bei DAUKANTAS, die künstlichen Hyperlituanismen wie *sueimas* bei DAUKANTAS (nach *su(si)eiti*) aus poln. *sejm* (ebenso lett. *saeims, saeima*, schon bei G. ALUNĀNS, BLESE IMM 1932, 2, 123 nach *saiet(ies)*), *svodba* „Hochzeit“ für *svodbà* (aus wru. *svad'ba*) bei DAUKANTAS u. a. m.

Dagegen bespreche ich hier ein direkt von einem Präfix mit *k*-Formans abgeleitetes Adj. (und Adverb), das von dem Sprechenden durch falsche Zerlegung umgestaltet worden ist: lit. *atokus* „weit entfernt, abgelegen“ (Adverb *atokiaĩ*). Dies ist als *ato-kus* aufzufassen. Das Präfix *at(a)*- kehrt in der Gestalt *ato-* auch in Kompositen wie *atogražà* „Wendekreis“, *atostogos* „Ferien, Urlaub“ usw. wieder. Also ist *atokus* ebenso beschaffen wie abg. *proks* „λοικός“, russ. *прок* „Nutzen“, griech. *πρόκα*, lat. *reciprocus* vom Präfix *pro-*, abg. *prěks* „transversus“, ai. *útka-*, *ábhika-*, *ánuka-*, *antiká-* etc.¹⁾ Indem man aber *atokus* als **at-tokus* mißdeutete, als hinge es mit *tekėti* „laufen, fließen“ zusammen, schuf man ein *ata-tokiai* neu. Dies ist also ähnlich zu beurteilen wie *καταδίχιον* auf der Inschrift von Tauromenium, Coll. 5225 I 15. 30; II 10. 25 (2. Jhrdr. v. Chr.), ein Hohlmaß und 24. Teil eines μέδιμος. Diesem liegt lakon. *κάδδιξ*²⁾ zu Grunde (vgl. auch *κάδδιχον* ἡμίεκτον μέτρον Hesych), das an sich nichts mit der Präposition *κατά* zu tun hat, vielmehr Hypokoristikum von *κάδος* (auch als Maßbezeichnung) ist. Die Umbildung *καταδίχιον* erklärt sich daraus, daß für dorische Komposita mit *καδδ-* wie *καδδεδικάσθαι* in Heraklea, *καδαλήμενοι* in Elis in der vornehmen Gemeinsprache in der Regel *κατα-δ-* eintrat.³⁾

Ich wende mich zu Hypernormalismen der Flexion im Litauischen. In der altlitauischen Wolfenbütteler Postille findet sich Dat. sg. *ischmintim* (GAIGALAT MLLG 5, 124ff.). Dies deutet BŪGA TiŽ 1, 432ff. richtig aus der doppelten Funktion von Formen wie *širdi*, *išminti*, die sowohl Dat. als Instr. sg. sein können. Dadurch wurde das an sich nur instrumentalische *išmintim* nunmehr auch als Dat. sg. ge-

¹⁾ Mél. Pedersen 450 (mit Literatur).

²⁾ Vgl. Tafeln von Heraklea Coll. 4629 I 52. 181; II 50. 63. 79. 86. 92/93. 99. 106.

³⁾ WACKERNAGEL Hellenist. 11 ff., VERF. Philol. 97, 163, IF 59, 299.

braucht. Daher heißt es in diesem Denkmal nicht nur regelmäßig *ischmintij ir pratu szmagischkam* „menschlichem Verstande und Einsicht“, sondern auch analogisch *pratu ir ischmintim ira patikj* „sie haben dem Verstande und der Einsicht gefallen“, ja sogar *tai ischmintim szmagischku indiwna regetessi*¹⁾ „dies erscheint menschlichem Denken wunderbar“. Hier ist die dativische Neubildung mit Instr. sg. fem. des Adjektivs (-u = -a; s. GAIGALAT a. O. 32ff. 126ff.) verbunden worden.

Jedoch ist dativisches *ischmintim* nicht bloß eine Künstelei der Wolfenbütteler Postille; sondern dieser Hypernormalismus ist wirklich in der lebendigen Sprache verankert. Diese Ansicht wird durch ähnliche Analogieschöpfungen in modernen nordöstlichen litauischen Dialekten bekräftigt, die bisher der Aufmerksamkeit entgangen sind. In NIEMI-SABALIAUSKAS' *Dainos ir giesmės* erscheinen nämlich Dat. sg. von -(i)u-Stämmen usw. nach Art von *karalium* (499, 8; 507), *pečium* (907, 1), *gaspadorium* (1292, 4). Auch in dieser Mundart können *karaliu* usw. doppelte Funktionen ausüben. Solche Formen können sowohl Dat. sg. sein (cf. *vyru, kumščiu* 3, 2. 3, *tėvu, mišku ir laukeliu* 505, 7. 9 usw.) als Instr. sg. (*žaunierėliu* 507 neben *žalnierėlium* 497, 1; *midu* 998, 2; 1013). Die dativische Bedeutung wurde analogisch auf den Instr. sg. auf -(i)um übertragen.

Ebenso kommt in KUPIŠKIS, was bereits BŪGA hervorhebt, *su kuokui* „mit der Keule“ für *su kuoku* vor. Hier ist der Grund in der zweifachen Funktion der Formen auf -u der -ō-Deklination zu sehen, die in der Mundart zugleich Instr. und Dat. sg. sein können, so daß nunmehr auch die Parallelbildungen auf -ui außer als Dat. hin und wieder auch als Instr. sg. gebraucht werden. Zu BŪGAS Belegen füge ich noch aus dem Dialekte von Panevėžys (oder Šiauliai) bei GETTLER, Lit. Stud. 33 *žuvėliu pulkelis Nemunėliui* (für Instr. sg. *Nemunėliu*) *plaukė* „eine Schar Fischlein schwamm den Njemen entlang“.

Unrichtig urteilt BŪGA über Instr. sg. fem. wie *tui mukui, tui pagalbu* in der Wolfenbütteler Postille (GAIGALAT a. O. 126ff.). Hier liegt *taja* mit bestimmter Flexion des Demonstrativs vor. Diesem entspricht in dem Dialekte des Denkmals ein *taju*²⁾, das zu *tui* verkürzt wurde und teilweise auf das zugehörige Substantiv abfärbte. Dieselbe Erscheinung tritt auch in Dialekten des Wilnagebietes entgegen.³⁾

¹⁾ Über *regetessi* in formaler Beziehung vgl. AUGSTKALNS Stud. Balt. 4, 67ff.

²⁾ Über *a > u; an > un* in der Wolfenbütteler Postille s. GAIGALAT a. O. 32ff., 126ff. 131.

³⁾ WOLTER MLLG 4, 168, ARUMAA Lit. mundartl. Tetzte aus der Wilnaer Gegend 64. 66. 70ff., VERF. Balticoslav. 2, 49.

Ein bloßer Lapsus des Übersetzers ist die fälschliche Verwendung von Dat. sg. auf *-am* eines Partic. Präter. Pass. in instrumentaler Bedeutung in dem aus dem Poln. übertragenen lit. Katechismus des Malcher Pietkiewicz von 1598, S. 246. Jedoch beruht auch dieses Versehen auf derselben psychologischen Grundlage wie die eben besprochenen, von der Sprache selbst vollzogenen Gebrauchserweiterungen von Kasus. Bezieht sich doch der mit instr. Funktion ausgestattete Dat. sg. des Particips auf *-am* auf einen Instr. sg. auf *-u*. Zugleich folgt er unmittelbar auf einen Dat. sg. auf *-u*, der von ihm abhängt; daher *nei iokiu dayktu pagadinimu paduotam = ani žadną rzeczą skazeniu poddaną* (s. Erg.-H. zu KZ 14, 8).

In mehreren Ortschaften Südwestlitauens wie in Vilkaviškis, Bartininkai, Ožkabaliai, Garliava¹⁾ begegnet man Acc. pl. fem. der geschlechtigen Pronomina auf *-ais* neben und statt *-as*, daher bei Basan. Pasak. yvair. 3, 72, 110. 111 *tais avis*; *tais duris*; 3, 74, 115 *per šitais* (und *per tais*) *gelumbias*; 3, 84, 134 *šitais tolkas*; 4, 81, 77 *tais geras kumeles*, 4, 84, 79 *tais mergas* und *jais*; 3, 104, 177 *jais* und *katrais* u. v. a., in Garliava *tais dukteris* und *tais* (sc. *duris*); *jeis* (neben *jés*).

Im Fischerlitauischen des kurischen Haffs finden sich Acc. pl. fem. wie *gražėises = gražišias*, *jėises = jšias* usw.²⁾

Wie ENDZELIN, Slav.-balt. ätjud. 170², FBR 14, 115 annimmt, handelt es sich in allen den genannten Formen wie auch bei sonstigen gelegentlichen *ėi*, *ai*, *au* für *ė*, *á* (cf. *ářižuols* und *ážuolas = ážuolas* „Eiche“; *káisti = kšiti* „beißen“ usw.³⁾) um Hypernormalismen, die davon herrühren, daß *ai*, *ėi*, *au* dialektisch öfters durch Verstommen des zweiten Komponenten in *á*, *é* übergehen. Auf dem richtigen Wege war bereits BŪGA, Aist. stud. 92 Anm.⁴⁾

¹⁾ Vgl. BRUGMANN zu LESK.-BRUGM., Lit. Volksldr. u. Märch. 304ff.

²⁾ GERULLIS-STANG, Lietuvių žvejų tarme Prūsiose XIII. XVI. 1. 9. 11. 20. 41ff. 44; s. auch BEZZENBERGER BB 12, 75ff., KZ 42, 263. 388.

³⁾ Auch im Wilnagebiete begegnen *kaisniukas*, Demin. von *kšnis* „Bissen“ und *káisti = kšiti* „beißen“; s. ARUMAA, Mundartl. Texte aus der Wilnaer Gegend 43¹⁰, Verf. Balticoslav. 2, 22.

⁴⁾ Mit diesen Fällen dürfen nicht Umlaut und *-i-* Epenthese vor mouillierten Konsonanten und vor palatalen Vokalen der folgenden Silbe zusammengeworfen werden. Diese Erscheinungen finden sich wie im Lettischen (s. ENDZELIN Lett. Gr. 61ff.; Latv. val. skaņas un formas 37ff., BLESE, J. Langija vārdnīca 503ff.) auch im Litauischen, besonders im Žemaitischen (vgl. außer der Balticoslav. 2, 22, Anm. 7 zitierten Literatur besonders noch FENZLAU Dtsch. Formen der lit. Orts- und Personennamen des Memelgebiets 34). Im Altpreußischen sind sichere Belege von *-i-* Epenthese nur in Ortsnamen vorhanden (s. GERULLIS Altpreuß. Ortsnamen 219ff., ENDZELIN FBR 15, 101, Senprūšu valoda 31).

Vereinzelte findet sich auch bei DAUKANTAS Darb. 143 Acc. pl. *indajs szwentajs* „die heiligen Gefäße“ neben *indas szventas* 62. 83. 169. Hier ist also die Endung *-ais* analogisch auf unbestimmte Adjektiva und Substantiva übertragen worden; vgl. die Instr. sg. fem. auf *-ai* (aus *-aja*) der bestimmten Pronominal- und Adjektivflexion, deren Endung in Orten des Wilnagebiets auch auf Substantiva ausgedehnt wird; daher *sa savai bobai* in Ziētela usw., ferner den oben erwähnten Instr. sg. *tui mukui* in der Wolfenbütteler Postille.

Bei JURKSCHAT Märch. 23. 62 findet sich *tauriēlius* „Teller“. Gewöhnlich heißt es *toriēlius*, *toliērius*, *torielkā*, *tarielka*, *tolierka*; vgl. das zu Grunde liegende poln. *talerz*, wruss. *tareb*, *tarelka*, *talers*, *talerka*. Auch bei JURKSCH. 63 steht *toriēlius*. Die Form mit *au* erklärt sich wie obiges *áuzuolas* etc. Gerade bei JURKSCHAT erscheint ständig *á* für *áu*; daher in der Nachbarschaft von *tauriēlius* 23 *susiláki*, *jánaq*, *šákštu* = *susiláuké*, *jánaq*, *šáukštu*; 62 *nenulákdamu*, *įsitráktu* = *nenuláukdamu*, *įsitráuktu*.

Ausgeschlossen ist natürlich nicht, daß auch das zu einer verwandten Begriffssphäre gehörige *taūragē*, *taurē* „Trinkgefäß, Becher“ die Umgestaltung von *toriēlius* in *tauriēlius* unterstützt hat.

Besonders in livonischen Mundarten Lettlands geht geschlossenes *é* vor Geräuschlauten in *eī* über,¹⁾ (vgl. *eīdanc* = *édiens* „Essen, Speise“, *peīc* = *pēc* „nach“ usw.). Daher trifft man dort mitunter auch umgekehrt *é* für altes *eī* an; cf. *rēbt*²⁾ = *rēibt* „schwindeln, duseelig sein“.²⁾

In Lazūnai im Wilnagebiete, im Dzūkischen und in Seinai begegnen Nom. sg. auf *-uoi* neben *-uo* von konsonantischen Stämmen³⁾; daher *žmuoi*, *akmuoi*, *piemuoi*, *unduo* in Lazūnai, *vanduo* in Perloja Tiž 1, 236, Nr. 60, 3, *sesuoj*, *vandoi* (neben *vanduo*) in Marcinkonys (DORITSCH Beitr. z. lit. Dialektolog. CXLVIII), *mėnuoi* „Mond“ in Seinai Tiž 1, 151, Nr. 18 usw. Auch Valančius bietet gelegentlich *mienuj*, *sesuj*. Derartige kommt also auch im Žemaitischen vor. Dazu gesellt sich noch preußisch⁴⁾ *smoy* „Mann“ im Elbinger Vokabular 187.

Die wahrscheinlichste Erklärung dieses überschüssigen *i*, *j* ist wohl, worauf auch ARUMAA und ENDZELIN hinweisen, die, daß dieser Laut im Satzsandhi vor Vokal des folgenden Worts aufgekommen und von

¹⁾ ENDZELIN Lett. Gr. 96, Latv. val. sk. un formas 41, ED. HAUZENBERGA FBR 8, 63.

²⁾ E. HAUZENBERGA a. O., ENDZELIN Wb. und Wb. Nachtrag s. v. v.

³⁾ BŪGA Aist. stud. 55, ARUMAA Stud. balt. 4, 81 ff., VERF. Balticoslav. 2, 46 ff.

⁴⁾ S. auch TRAUTMANN Apreuß. Sprachdenkm. 432, ENDZELIN Senprūšu valoda 67. 251.

da aus weitergewuchert ist. KURSCHAT zitiert Gram. § 101 *o-j-añt kalnēlio-j-aš apsisotōsiu; jis māt liēpē-j-eīti*; in Tverečius¹⁾ findet man *duó-jē ruñkāi pavarčīc* „*daj chociaž w ręce obrócić*“, in Panevėžys *nejužturi* (TiŽ 4, 589, Nr. 25, 6), *ko jaš pasakys' = kā aš pasakysiū* (a. O. 5, 93 Nr. 31, 9), in dem inflāntischen Borchov (Barkava)²⁾ *kū jaš tēl pasacešū?* „was soll ich Dir sagen?“ Weitere lettische Beispiele bringt ENDZELIN bei³⁾. Aus dem Litauischen gehört hierher noch *jo* für *o* „und, aber“ JUŠK. Dain. 188, 4ff., womit vereinzelt ksl. bulg. serb. *ja* als Satzsandhiform von *a* verglichen werden kann.⁴⁾

Alle diese Fälle lassen meinen Erklärungsversuch von *žmuoi*, *akmuoi* usw.,⁵⁾ es handele sich um eine Nachahmung von *-uoi* (aus *-uojū*) neben verkürztem *-uo* im Instr. sg. m. der bestimmten Pronominal- und Adjektivdeklinaton, ferner von *-oi* (aus *-oje*) neben kürzerem *-o* etc. im Loc. sg. der *-ā*-Flexion usw., als weniger glaublich erscheinen.

Auch das *i* der Loc. pl. auf *-sui* sämtlicher Deklinationsklassen mit Ausnahme der *-ō*-Flexion in Lazūnai (dort neben unerweiterter Endung *-sa*) und in Tverečius⁶⁾ läßt sich wie das von *žmuoi* etc. durch den Satzsandhi deuten. Hier aber kann außerdem an eine Übertragung vom Loc. sg. aus gedacht werden (vgl. griech. *-σι* nach *-ι* des Singulars usw.). Hierfür spricht die Tatsache, daß der Loc. pl. der *-ō*-Deklination in diesen Mundarten nur auf *-uos* ausgeht⁷⁾; endet doch der Loc. sg. in dieser Flexion nur auf nichtelisionsfähiges *-i* aus *-e*. In den anderen Klassen dagegen erscheint dieser letztere Kasus mit und ohne *-i* am Schlusse (daher *-a(i)*, *-ē(i)* etc.). Infolgedessen konnte dort der Loc. pl. auf *-su* leicht ein *i* annehmen, während bei den *-ō*-Stämmen die Vorbedingungen für diese Erweiterungen fehlten. Daß man keine *-ās*, *-ēs* im Gegensatz zu ständigem *-uos* antrifft, hängt damit zusammen, daß jene Endungen mit denen des Gen. sg. und des Nom. pl. (abgesehen

¹⁾ OTRĘBSKI, Narzecze twereckie 1, 111.

²⁾ J. CERIKS FBR 13, 26.

³⁾ Latyšsk. pred. 1, 44 mit Anm. 2, Lett. Gr. 169ff., Latv. val. sk. un formas 65ff. Ostlett. *ai = ar* „mit“ ist wohl anders zu deuten (s. jetzt A. ĀBELE FBR 16, 166ff.).

⁴⁾ BERNEKER Slav. etym. Wb. 1, 22.

⁵⁾ Balticoslav. 2, 46ff.

⁶⁾ ARUMAA Lit. mundartl. Texte aus der Wilnaer Gegend 67ff., OTRĘBSKI Narzecze twereckie 1, 228ff. Die *-u*-Stämme fallen im Plural in Tverečius als besondere Kategorie aus, da sie dort in diesem Numerus in die *-ō*-Deklination einlenken.

⁷⁾ OTRĘBSKI 1, 214ff.

von der festen Betonung des letzteren) zusammengefallen wären, während dem *-uos* keine Hindernisse im Wege standen.¹⁾

Da in žemaitischen Mundarten in weitem Umfange auslautende kurze Vokale abgeworfen werden können²⁾, tritt dort oft eine mangelnde Unterscheidung zwischen der *-ō-* und *-ī-*Konjugation von der 3. Präs. aus ein, und mehrere athematische Verba legen die aus *-ti* verkürzte Endung *-t* der 3. Präs. dem Ausbau des Indikativs dieses Tempus zu Grunde (daher 1. Sg. auf *-tu* usw.). Auf diese Weise erscheint bei Wiederherstellung des Auslautsvokals in der 3. Präs. gelegentlich *-a* für *-i* in der *-i-* und athematischen Konjugation des Žemaitischen. So findet man neben partikelhaftem *liuob*, das gerne mit Futur im Sinne von russ. *бывало, обыкновенно* „gewöhnlich“ konstruiert wird und 3. Präs. von *liuobiū, liuobēti* „solere“ ist, hin und wieder in žemaitischen Texten *liuoba* statt *liuobi* (cf. bei DAUKANTAS *loubu*, Partic. Präs. *loubus, loubonti, louboncziu* etc.)³⁾.

In der Daukantas zugeschriebenen Märchensammlung LT 4, 3, 7 steht *pareyta* „kehrt heim“ für *pareit(i)*.

In einem Teile der hochlett. Dialekte begegnet man neben Infin. *īt'* (= *iet*) „gehen“ mit erweichtem *t*, da es aus **ieti* hervorgegangen ist, in der 3. Präs. *īt* ohne Mouillierung. Dies letztere muß daher auf **ieta* zurückgehen. Ob *iet* in den übrigen lett. Mundarten aus **ieti* oder **ieta* entstanden ist, läßt sich nicht entscheiden.⁴⁾

Gelegentlich in der älteren lit. Literatur, heute besonders im Žemaitischen kommt *kada* nicht nur temporal und kondizional wie auch sonst vor, sondern daneben auch kausal, explikativ und konsekutiv-final. Es kann daher Funktionen übernehmen, die meist dem verkürzten *kad* vorbehalten sind. Dies wurde dadurch begünstigt, daß *kad* mit *kada* die übrigen Bedeutungsnuancen teilt. Außerdem lassen sich leicht Übergänge zwischen den einzelnen Gebrauchswesen konstatieren. Im Žemaitischen läßt sich *kada* in diesen Fällen gleichfalls als Hypernormalismus für das der Lauttendenz dieser Gruppe gemäß in allen Schattierungen überwiegende *kad* betrachten (s. über alles dies mit zahlreichen Beispielen Erg.-H. zu KZ 14, 120ff.).

REI 1, 430ff. ist über die Synonyma lit. *mañdras, mandrūs* „aufgeweckt, klug, munter, lebhaft, keck, stolz, hochmütig, prächtig“ und

1) Vgl. Balticoslav. 3, 41.

2) SPECHT LM 2, 468. 480, GERULLIS Lit. Dialektstud. 15, STANG Lit. Katech. von Mažvydas 63. 65. 146ff.

3) KZ 63, 111ff.

4) ENDZELIN FBR 16, 107.

mudrūs, lett. *mudrs*, *mud(r)īgs* nebst Ableitungen gehandelt worden. Beide Wörter sind trotz gleicher Bedeutung nicht miteinander verwandt. Das erste gehört zur idg. Wurzel *men-* und findet seines Gleichen vor allem an lett. *muōdrs*, *muōžs*, abg. *mqdrъ*; das zweite dagegen stellt sich zu ai. *mōda-*, *mud-*, *mudā* „Lust, Fröhlichkeit“, *muditā-*, *mudrā-* „lustig, fröhlich“ usw. Durch Kontamination beider entsteht lit. *muñdras*, soweit dies nicht (so im Ostlitauischen) lautlich dem *mañdras* entspricht oder dtsh. *munter* eingewirkt hat, lett. *mundrs* usw. Von *mandras* stammt *māndrauti* „munter, lebhaft sein, sich tummeln, sich rühren“, *mandravóti* „taumeln“ etc., von *mudrūs* das mit jenem synonyme *mádrauti* (*mudravoti*).

Wie nahe sich beide Sippen stehen, lehren parallele *jaunas brolalis*, *mandras raitelis* in MARCINKONYS (dzükisch) TiŽ 1, 209, Nr. 23, 2 und *tu berneli*, *mudras raiteli* ebd. 1, 208, Nr. 20, 1.

Ich erwähne von Vermischungen synonyme Wörter noch lett. *smudrs* „schlank, geschmeidig, guten Wuchses, frisch, gesund“, falls es aus *smudrs* und *smīdrs* zusammengeschweißt ist (BŪGA KS 1, 266, ENDZELIN s. v.; doch s. denselben IF 33, 121, Lett. Gr. 41, Latv. val. skaņas un formas 29); žemait. *paukštūitis* aus *paukštūitis* + *paukštjītis* (BŪGA RFV 66, 219); *ragūtēs* aus *rāgutēs* + *ragytēs* „Schlitten“; *sesuika* „Schwesterchen“ (Wilnagebiet) aus *sesukē* + *sesyka* etc. (SKARDŽIUS Arch. phil. 6, 132). Mit lett. *smīdrs* stimmen überein auch lit. *smidraujintį*; *iš-*, *atsmidruoja* NIEMI-SABAL. Dainos Nr. 500, 13; 495. 953 (an beiden Stellen *iš-*, *atsmidruoja* neben *iš-*, *atblizguoja*).

Neben *mandravóti* (*māndrauti*) von *mañdras*, *mandrūs* existiert aber ein hiermit in keinerlei Zusammenhang stehendes, vielmehr aus wruss. *mandravač* „wandern“ entlehntes, äußerlich mit jenem gleichlautendes Verb. Weißruss. *mandravač* ist aus *vandravač* assimiliert, das wie poln. *wędrować*, klruss. *vandruvaty* (neben *mandruvaty*) aus dtsh. *wandern* stammt. In gewissen Verbindungen können sich das echtlit. und das aus dem Weißrussischen entnommene *mandravoti* (*mandrauti*) sehr nahe kommen, so daß man zwischen „(sich) tummeln, einherstolzieren“ und „umherwandern“ in der Übersetzung schwanken kann; vgl. ostlit. Märch., BASAN. Pasak yvair. 2, 188, Nr. 303 *tėvas išlaidė svietaŋ pasi-mandrautų* „der Vater schickte (seine zwei Söhne) in die Welt, um sich zu amüsieren, sich herumzutreiben“; ebd. S. 303 *jauniam jā brālui nušbādā mandravāt' pa svietaŋ* „sein jüngerer Bruder wurde überdrüssig, durch die Welt zu wandern“. Häufig ist einerseits *žirgelį mandravoti* „das Rößlein tummeln¹⁾“, andererseits *žirgeliu mandravoti* „mit dem

¹⁾ Vgl. PERLOJA TiŽ. 1, 235, Nr. 58, 5; 239, Nr. 65, 6 usw.

Röblein einherstolzieren, sich auf ihm zur Schau stellen“.¹⁾ Auch dies könnte man fast wiedergeben durch „mit dem Röblein herumwandern“.

Ebenso kann man zwischen beiden Auffassungen schwanken in dem Dzūkenliede Tiž 2, 297, Nr. 65, 9 *dar bernelis jaunas tegul mandravoja, šviedruju soblati nor ketveris metus tegul pavartoja* „möge der junge Bursche einherstolzieren (oder „wandern“), wenigstens vier Jahre den glänzenden Säbel gebrauchen“.

Beide Bedeutungen liegen nebeneinander vor in Kupiškis Tiž 4, 532, Nr. 319 *aš patsai josiū sviēto mundravōtū. Muñdrosios žūvys mundravōja savī, o aš nelaimingas, aš jōju naktātāi* „ich selbst werde reiten, um die Welt zu durchstreifen. Die munteren Fische tummeln sich; aber ich Unglücklicher, ich reite des Nachts“.

Andererseits heißt *mandravoti* deutlich „prangen, prunken, protzen, einherstolzieren“ (vgl. die benachbarten Abstr. *puikumas* „Stolz“ und *mandrumas* „Pracht“) dzūk. Tiž 2, 403, Nr. 300, 8ff.: *tai to bernelio puikumai, tai jo jauno mandrumai. Vienu žirgu jojo, kitu mandravojo. Puikumai jo, mandrumai jo* „das ist der Stolz des Burschen, das die Pracht von ihm, dem Jungen. Auf dem einen Roß ritt er, mit dem anderen protzte er. O über seinen Stolz, seine Pracht!“

Es ist kein Wunder, daß wegen der Doppelbedeutung des aus zwiefacher Quelle stammenden *mandravoti* das mit ihm in dem einen Sinne „munter sein, sich tummeln“ übereinstimmende *mudravoti* gelegentlich auch wie jenes geradezu „wandern“ bedeuten kann; vgl. Perloja Tiž 1, 233, Nr. 50, 5 *mes josium mudravosium in kitu šalaki* „wir wollen in ein anderes Ländchen reiten und wandern“.

Etwas Ähnliches ist mit lit. *girdėti* in Dialekten des Wilnagebiets geschehen²⁾; da wruss. *čuć, čuvač* sowohl „hören“ als „fühlen“ heißt, verwendet man dort das für gewöhnlich nur „hören“ bedeutende *girdėti* zugleich im Sinne „fühlen“. So sagt man in Zietela neben regulärem *girdi* „höre“; *tsaik šliepas girdėi, kad vieno karalio duktė xvara* „dieser Blinde hörte, daß die Tochter eines Königs krank sei“ (42, 1) nach Arumaa, Lit. mundartl. Texte aus der Wilnaer Gegend 42, Anm. 10 noch *kūnas girdi šalti* „der Körper fühlt, empfindet die Kälte“.

Dieser Sprachgebrauch läßt sich auch aus Vilniaus tautosaka Nr. 549 belegen: *žmagui un kryžiaus pradiēja girdietes ranų sapės* „die Schmerzen der Wunden begannen, sich bei dem Menschen fühlbar zu machen“. Auch Nr. 574 ist der Sinn von *niekas pas jus nesigirdi?* „merkt man bei Euch nichts?“; *nieka takia nesigirdi* „man spürt nichts dergleichen“.

¹⁾ Dzūk. Tiž 2, 268, Nr. 6, 11 u. ö.

²⁾ KZ 60, 253, Stud. balt. 4, 29.

Dies geht aus *bābās prunksčia, kas čia smirdi* „die Frauen prusten, was hier wohl stinken möge“ in derselben Erzählung hervor.

NIEDERMANN FBR 8, 8ff. spricht über lett. *zandarts* „Storch“ in STENDERS Lett. Lex. 2, 237. 388, während das Wort sonst nur „Zander“ bedeutet. Die Bedeutung „Storch“, die zu der Herkunft des Ausdrucks durchaus nicht paßt, erklärt sich nach NIEDERMANN daraus, daß neben lett. *starks (starka)*¹⁾ „Storch“ aus mndd. *stork* ein damit wohl nur zufällig gleichlautendes *starks* „Zander“ (= lit. *starkas*, preuß. *starkis* Voc. 564) existiert. STENDER oder sein Gewährsmann hat die Doppelbedeutung von *starks* auf *zandarts* fälschlich übertragen.

Anhang: Einiges zur analogischen Umgestaltung litauischer Wörter sei es im Wurzelsilbenvokalismus, sei es im Suffix.

Neben lit. *grūšià, grūšė* aus poln. *grusza* „Birne“ (echtlit. *kriáušė* = preuß. *crausy, crausios*) existiert noch *grūšnià*, das im Suffix an *vyšnià* „Kirsche“ angeglichen worden ist; vgl. NIEMI-SABAL. Dainos Nr. 1050. 1053 *pririšiau žirgelį prie žaliai grūšnei* neben *pririšiau žirgū prie žaliai vyšnei*, Nr. 1168 *unt kalno grūšnia, pakalnėj vyšnia*. ENDZELIN *Слав.-болг. этимол.* 59² vermutet übrigens, daß das *š* von lit. *kriáušė*, wofür man *s* erwartet, dem Einfluß von poln. *grusza* verdankt wird.

Wie dieser Forscher im Wb. weiter annimmt, ist die mouillierte Flexion *pūri* „Winterweizen“ neben der ursprünglichen *pūri* (vgl. lit. *pūrai* dass., abg. *pyro* „Spelt, Hirse“, serb. *pīr* „Art Getreide“, čech. *pýr* „Quecke“, griech. *πῦρός* „Weizen“ etc.) von dem Synonymum *kvieši* „Weizen“ (lit. *kviečiai*) bezogen worden. Ich erinnere etwa an den Kuronismus des Litauischen *zuīkis* „Hase“, der mit abg. *zajec* dass. urverwandt ist, ein ehemaliges **zuojekas* fortsetzt und sein Suffix von dem gleichbedeutenden *kiškis* empfangen hat. Dagegen lett. *kaķis* ist aus wuss. *zauka* entlehnt und hat sich in der Deklination nach *kaķis* „Katze“ gerichtet.

Daß lit. *beržlynas* „Birkenhain“ neben *beržynas* sich aus einer Angleichung an *ažuolynas* „Eichenhain“, *eglynas* „Tannenwald“, *dobilynas* „Kleefeld“ erklärt, ist ebenfalls bereits im Vorhergehenden nach-

¹⁾ NIEDERMANN Festgb. A. KÄGI, 86 Anm. faßt *starka* als im Suffix von *nira* „Taucher“, „Wasserhuhn“, *gāga* „Eiderente“, u. ä. beeinflusst auf. Über lit. *steīkus* „Storch“ neben ostlit. *staīkus* (SZYRW. Diet. s. v. *bocian*) s. jetzt SKARDŽIUS Slav. Lehnw. im Altlit. 206, nach dem die ostlit. Form den oben erläuterten Übergang von *e* in *a* wegen offener Aussprache des *e* aufweist, während *sterkus* dem altruss. *sterkь* aus *stьrkь* entstammt.

gewiesen worden. Ebenso ist lett. *mēļdrī* „Binsen“ eine Umgestaltung von *mēldī* nach *stiebri* „Halme, Binsen“ (ENDZELIN s. v., BŪGA KS 1, 139; vgl. besonders in Volksliedern *mēld(r)u krēsli* „Binsenstühle“ neben *stiebru krēsli*).

Auch im Lit. erscheint gelegentlich neben *mėldas* (*mėldaĩ*) und *mėldà* „Binse“ ein *mėldra*. So heißt es in NIEMI-SABAL Dainos Nr. 1045 *tykas undenėlis, pakraštėly maldros; kad būt panytelā, būt dėl mūsų kalbos* „ruhig ist das Wässerchen, am Ufer Binsen; wäre ein Mädchen da, könnten wir plaudern“. Die Parallelfassungen 1040, 10; 1041, 8 dagegen bieten außer verschiedenartigem Anfang *sriauni upė teka* „reißend fließt der Fluß“ und außer *būt tarp mūsų kalbos*, das den Sinn nicht weiter ändert, für „Binsen“ das gewöhnliche *maldos* (= *mėldos*), das auch sonst in der Sammlung häufig ist. Man könnte das *r* des vereinzelten *mėldra* weniger dem Einflusse von *stėmbras* „Stengel, Stiel“ (neben *stėmbas*)¹⁾ zuschreiben als vielmehr wegen des feminineñ Geschlechts dem *nėndrė* „Rohr“ = lett. *niėdre, niėdra*, das in verschiedenen ostlit. Dialekten²⁾ als *mėndrė, mĩndrė* durch Nasaldissimilation erscheint. JACOBSON, Arier und Ugrofinnen 91 erwägt sogar, ob nicht *nėndrė* selbst sein inneres *n-* wegen der lettischen Entsprechung schon in urbaltischer Zeit dem gleichbedeutenden *švėndrė* „Rohr, Schilf“³⁾ verdankt.

Wie *lũšas* statt *lũošas, ląšas* den Vokalismus von *rũšas* = *rąšas* (cf. griech. *ῥοικός, ῥικνός*) bezogen hat (Erg.-H. zu KZ 14, 58), so erklärt sich das auffällige *ie* von *niešiai* = *nėšiai* „Wassertrage, Schulterjoch der Wasserträger“ in Vilniaus tautosaka 546 und öfter im Dzūkischen, wo *ė* und *ie* streng auseinandergehalten werden, aus Einwirkung von *viėdras* „Eimer“ (aus wruss. *vėdro*). Dies zeigen Stellen wie PERLOJA TiŽ. 2, 379, Nr. 244, 2 *su aukso viėdrais, sidabro niešais*, 4ff. *padėjou viėdrus — pakoriou niešus*. Wo wie in Kupiškis *ė* in *ā*, unbetontes *ie* in *ė* übergeht, findet diese Analogiebildung nicht statt; daher TiŽ 3, 423, Nr. 107 *sũ varĩniais nāšūtėliais, sũ liėpiniais vėdrikėliais*. Hier standen sich die in Frage kommenden langen Vokale phonetisch zu fern. In Kupiškis TiŽ 4, 554, Nr. 373 *pajumčĩa nešeliũs, nešėĩà undenėly* hat vielmehr das Verbum *nėšti* auf den Vokalismus des Subst. abgefärbt.

Interessant ist auch das im Dzūkengebiete häufige lit. *šviėdrũs* „glänzend, blank, hell“. Dies verdankt sein *d* statt *t*, das durch *šviėsti*

¹⁾ S. auch BŪGA KS 1, 139. 143. 188.

²⁾ Balticoslav. 2, 33.

³⁾ Zur gestoßenen Intonation der Wurzelsilbe s. BŪGA KS 1, 167.

(*šviečiù*), *švisti* (*švintù*), *švitėti*, *švytėti*, *švitrùs*, *švyt(r)úoti* „leuchten“ und „etwas Leuchtendes schwingen“ vorausgesetzt wird, dem Synonymum *svidùs*, *sviedrùs* (cf. *svidėti* „glänzen“). Lehrreich sind Stellen wie Perloja TiŽ 1, 252, Nr. 103, 4 *aštrinu šoblatį, kad nerūdzytų, kad šveitriai šviedri galvelas kapotų* „ich schärfe den Säbel, damit er nicht rostet, damit er hell leuchtend die Köpfe spaltet“ usw.

Für *svidra(s)*, *svydas* „Seide“ (vgl. Vilniaus tautosaka Nr. 191 *svidro nuometą* „ein seidenes Tuch“, Kupiškis TiŽ 4, 533, Nr. 321 *svýdo nometėly*), das ein puristischer Ersatz von *šilkas* (aus aruss. *шелк*¹) ist, begegnet gelegentlich *švidra*. Über die Entstehung des *š* durch den Einfluß von *švit-* belehrt vorzüglich Perloja TiŽ 2, 296, Nr. 64, 6 *o jo (žirgelio) kojatės, o jo mikliosios, o jo graitosios kap švidretės švitravo* „und seine (des Rößleins) behenden und flinken Füßchen bewegten sich funkelnd wie Seide“. Natürlich kann auch das slavische Lehnwort *šilkas* sein Scherflein zur Umgestaltung von *svidra(s)* in *švidra* beigetragen haben.

Schon vorher war bei Gelegenheit von lit. *zužkis* (nach *kiskis*) und von lett. *zakis* (nach *kakis*) von der analogischen Veränderung von Tierbezeichnungen die Rede²). Diese Erscheinung hat oft die Aufmerksamkeit der Forscher erregt.³ Hier erwähne ich außer dem lit. dial. *skrėgždė*⁴) = *krėgždė* (*-ė*) „Schwalbe“, dessen *s*, wie ich a. O. gezeigt habe, von dem Synonymum *skraidė* (Zietela 52, 6; cf. *skriėti* „fliegen“, *skraidà* „Flug“ usw.) aus bezogen worden ist, noch lit. *stumbras*, lett. *stumbrs* „Auerochs“, deren *t* nach Ausweis von lett. *sūbrs*, *sumbrs* anorganisch ist und von dem durch lit. *taūras*, preuß. *tauris*⁵) repräsentierten uridg. Stierausdruck stammt. Daß dieser auch im Lettischen einmal bestanden hat, geht nicht nur aus Flußnamen wie *Taurupe* hervor, sondern auch aus lett. *tàure* „Jagdhorn, Waldhorn“ = lit. *taurė*

¹) BŪGA Izv. 17, 1, 3ff., Ztschr. sl. Ph. 1, 42, SKARDŽIUS, Slav. Lehnwtr. im Altlit. 215.

²) Vgl. auch oben über lett. *starka* „Storch“ (neben *starks*) nach *nira* „Taucher. Wasserhuhn“, *gāga* „Eiderente“ u. ä.

³) SPECHT KZ 52, 42, KENT Lg 2, 184ff., E. GOTTLIEB A systematic tabulation of Indo-European animal names = Language dissertations 8, 10ff. 24ff. und sonst, VERF. Stud. balt. 6, 107ff., KZ 63, 191, ZslPh 11, 47ff., Balticoslav. 2, 34; 3, 39, IF 50, 164ff. (mit weiterer Literatur), KZ 69, 92.

⁴) *skrėgždė* erscheint in Vadokliai (zwischen Panevėžys und Ukmergė; cf. TiŽ 4, 585, Nr. 17, 1. 8), Tverečius (OTRĘBSKI, Narzecze twereckie 1, 85. 108), Ašmena im Wilnagebiet (MLLG 4, 181, dort *skragždė*).

⁵) Vgl. auch die preuß. Ortsnamen *Tauro* (*Taure*), *Taurusgalwo*, lit. *Taūra-kalnis*, lett. *Taurupe* etc. (GERULLIS Altpreuß. Ortsnmn. 181.-233ff.).

„Trinkbecher, hölzerner Becher, Schröpfkopf“, *taūragē* dass. (eig. „Stierhorn“¹⁾), sowie aus dem lett. Deminutiv *tāuriņš* „Schmetterling“, eig. „Büffelchen“, dessen Name sich aus den langen Fühlhörnern erklärt.

Mannigfach haben sich in verschiedenen idg. Sprachen die Bezeichnungen der Nachtigall und Schwalbe gegenseitig angeglichen²⁾. Im Lit. heißt „Nachtigal“ *lakštin̄gala*, im Lett. *lakstīgala*³⁾. Die Grundform ist, was noch nicht hervorgehoben worden ist, **lakstē*; sie wird durch die Deminutiva *lakštēlē*, *lakštūte* sowie durch das abgeleitete Verb *lakštūoti* „anschlagen, singen“, eig. „wie eine Nachtigall verfahren“ vorausgesetzt. Auch im Lett. kommt *putiņi laksta* „die Vögelchen zwitschern“ vor (s. ENDZELIN Wb. Nachtr. s. v.). *lakštuoti* verhält sich zu **lakstē* wie sloven. *prepelovāti*, čech. *křepeliti*, poln. *przepiórować* „schlagen, von der Wachtel, wie diese schreien, rufen, gellen“ (im Poln. allgemein von Vögeln „trillern, trillernd singen“) zu slov. *prepelica*, čech. *křepel*, *křepelka*, poln. *przepiór*, *przepiórka* usw. (s. MÉL. BOISACQ 1, 362). Aus dem Lit. vergleiche man mit *lakštingalėlė lakštava* Latakiškė LT 4, 2, 294, 84, *lakštutė* oder *lakštėtė lakštavo* JUŠK. Svodb. dain. 875, 3, PERLOJA TiŽ 1, 226, Nr. 27, 2 usw. Ich nenne noch *atgubūoja gulbinūzių pulkėlis* Jušk. Dain. 1134, 22, *gulbelė gubėjo*, dzūk. TiŽ 2, 407, Nr. 306, 4 (der Schwan zeigte sich in seiner Schönheit); ferner *pova (povelė) povinėjo* „der Pfau blähte sich auf“ Vilniaus tautosaka Nr. 332, Varguolių dainos Vilniaus krašte 73, 1; cf. poln. *pawić się* „sich spreizen, sich aufblähen“: *pawa* „Pfau“; *zaciętrzewić się* „sich verbohren, verbeißen“: *ciętrzew* „Birkhahn“⁴⁾.

Von **lakstē* ist zunächst *lakštinga* ausgegangen, das im Memelgebiete

¹⁾ BŪGA Izv. 17, 1 40ff., KS 1, 114. 238, 292.

²⁾ Vgl. aus dem Griech. *χελιδόων*, ätol. Thermon Schwyzer Del.³ 380 (ca. 550 v. Chr.) nach **ἀ-φηδ-φών* *ἀηδών* (cf. zu diesem ai. *vādati* „läßt ertönen“ usw., SOLMSEN Unters. z. griech. Laut- u. Versl. 266). Unrichtig SPECHT KZ 59, 122ff., Urspr. d. idg. Dekl. 164. 389 (s. VERF. Philol. 97, 170ff.). Ich erwähne noch den eventuellen Zusammenhang des slavischen und preußischen Nachtigallnamens (russ. *cososei*, poln. *śłowik*, čech. *slavík* etc., preuß. *salowis*, über das s. ENDZELIN FBR 11, 99, Senprūšu valoda 241) mit der germanischen Schwalbenbezeichnung (ahd. *swal(a)wa*, an. *svala*, ae. *swealwe* etc.); vgl. TORBIÖRNSSON Gemeinslav. Liquidametath. 1, 26ff. 99ff.; doch s. A. MAYER KZ 66, 94ff.

³⁾ Über diesen baltischen Vogelnamen vgl. SKARDŽIUS Arch. phil. 6, 206, Lietuvių kalbos žodžių daryba 106. 121. 174.

⁴⁾ Vgl. HALINA SAFAREWICZOWA, Język polski 23, 99. Aus dem Latein sei u. a. *arietare* „(wie ein Widder) stoßen, anrennen“ genannt; in frz. *heurter*, prov. *urtar* (woraus ital. *urtare*) ist *arietare* durch eine Ableitung des mit *aries* synonymen und ähnlich klingenden an. *hrútr* ersetzt worden.

begegnet (BEZZENBERGER, Lit. Forschg. 132), außerdem das Grundwort des Deminutivs *lakštīngēlā* (Kupiškis TiŽ 3, 396, Nr. 21) ist.

lakštīnga verhält sich zu **lakštē* wie *kregždingā* „Schwalbe“ zu *kregždē*; vgl. auch lit. *blezdingā*, lett. *bezdelīga* „Schwalbe“ usw.

Auch das Lettische kennt *lakstiga* (Gramsden), *lakstīgele* (Kalleten und Wirgen, A. ĀBELE FBR 9, 101), also aus einem mittelllettischen Dialekt (s. noch ENDZELIN Wb. Nachtr. s. v.).

lakštīnga etc. gehören wohl zu lit. *lėkti* „fliegen“, Iterat. *lakstýti*, *lakstinėti*, *lakióti* (vgl. JUŠK. Svodb. dain. 100, 1 *paukštūti lakštūti, o kur tu lakióje?*“ „Vögelchen, Nachtigall, wohin flogst du?“), lett. *lėkt*, *lakstīt* usw. In *lakštīnga* ist *s* regulär hinter *k* zu *š* geworden; im Verbum *lakstýti* wurde es durch den Einfluß der zahlreichen Iterativa auf *-styti* bewahrt.

Auch der slav. Schwalbename (russ. *ластовица, ласточка*, poln. *lastówka* etc.) stammt wohl von *letati*, *letėti* „fliegen“, genau wie lit. *skraidė* in Zietela mit *skriėti*, *skraidýti* zusammenhängt (Balticoslav. 2, 34, ZSIPh 11, 45ff.; doch s. MACHEK ZSIPh 20, 35ff.).

Eine Erweiterung von *lakštīnga* etc. ist lit. *lakštīngala* = lett. *lakstīgala*, durch Liquidendissimilation lit. *lakštīngara* (BEZZENBERGER Lit.Forschg. 132), lett. *lakstīgana*¹⁾. ENDZELIN s. v. *lakstīgala* glaubt, daß diese Wortgestalt durch Anlehnung an dtsch. *Nachtigall* (ahd. *nahtigala*, ae. *nihtigale*) hervorgerufen worden ist. Doch bezweifelt SKARDŽIUS Arch. phil. 6, 206 mit Recht diese Behauptung und erinnert zum Formans von lit. *lakštīngala* an Bildungen wie *draūgalas* = *draūgas*, *dāžalas* „Tunke, Sauce“, *sniegala* „Schneeflocke“ u. a.²⁾

Vereinzelt *kregždingala* für *kregždingā* (*kregždē*) bei dem žemaitischen Schriftsteller NEZABITAUSKAS TiŽ 6, 381 ist wohl durch den Einfluß des sehr üblichen *lakštīngala* zu seiner Erweiterung gekommen.

Hamburg

ERNST FRAENKEL

¹⁾ S. auch BŪGA KZ 51, 123.

²⁾ Entsprechende lett. Ableitungen s. bei ENDZELIN Lett. Gr. 253ff., Latv. val. sk. un formas 92.

Zu den altbulg. Adverbia *dvašdi, trišti*

(Zu Zeitschr. XXI S. 207—216)

Die Besprechung meiner Arbeit „Słowiańskie przysłówki liczebnikowe typu stosl. *dvašdi, trišti*“, Uppsala 1947, von Herrn E. TANGL befremdet sowohl hinsichtlich ihres heftigen Tones als auch ihres Inhalts. Das erste Moment möchte ich hier außer Acht lassen.

Viel wichtiger ist das sachliche Moment. Ich muß leider sagen, daß sich die meisten vorgetragenen Einwände sowie die daraus folgende Verkennung meiner Schlußfolgerungen auf die unrichtige Deutung meiner Gedanken stützen.

Auf den Seiten 209—10 gibt der Rez. eine andere Interpretation des Apostrophs in der Variante *-š'di* im Supr. als bei mir. Während ich von der Voraussetzung — übrigens nicht ohne gewisse Bedenken, s. S. 23 — ausging, der Apostroph bezeichne hier ‘die Trennung von Consonantengruppen’ (vgl. Leskien), oder, mit anderen Worten, er sei nur ein graphisches Zeichen ohne phonetischen Wert, behauptet der Rez., „daß der Apostroph im Suffix *-š'di* eben nicht ‚die Trennung‘ bezeichnet, sondern — den Ausfall eines reduzierten Vokals“ (S. 210). Ich gehe hier an der Tatsache vorbei, daß auch ich die Möglichkeit einer solchen Interpretation zugebe (S. 23). Es handelt sich hier um etwas anderes, viel Wichtigeres. Wenn in den anderen Wortkategorien die Markierung des weggelassenen Halbvokals im Supr. verhältnismäßig selten vorkommt (jedenfalls treten die Formen mit Halbvokal viel öfter als die apostrophierten auf, vgl. z. B. *beza-konъnъ* und Verwandte, wo das Verhältnis zwischen den Schreibungen mit Halbvokal, ohne Halbvokal und mit Apostroph 28:8:7 ist, oder *mnogocъnъnъ*, 5:2:1), wie erklärt sich dann der Rez. die eigentümliche Tatsache, daß bei der in Frage kommenden Partikel ein Verhältnis von 0:15:7 vorliegt? Worauf beruht der völlige Mangel an Schreibungen mit einem Halbvokal?

Dazu noch folgendes: wenn wir z. B. in der Wurzel *mnog-* gegen 427 Fälle der Schreibung ohne Halbvokal¹⁾ nur 8 Fälle mit Halbvokal (man dürfte hier die von K. H. MEYER übersehene Form *ънози* 201.14 hinzufügen) und 12 Fälle mit Apostroph finden, so wäre es vielleicht doch vernünftiger, sowohl den Halbvokal als auch den Apostroph als Trennungszeichen und nicht als Reflex des etymologischen

¹⁾ Ich schließe hier zwei undeutliche Fälle, 99.1 und 193.4, aus, sowie den Fall *mnogu* 64.15, der im Texte fehlt.

Halbvokals zu betrachten, der in der Sprache des Schreibers nicht existierte¹).

Wir sehen also, daß wir bei so komplizierten Fragen kaum berechtigt sind, mit apodiktischen Urteilen zu operieren, wie es der Rez. tut. Es empfiehlt sich immer, einen gewissen Spielraum auch für die anderen Möglichkeiten offen zu lassen. Der Rez. postuliert aber eine neue ebenso apodiktische Behauptung: „Die Schreibung *-š'di* im Supr. erweist eine ältere Schreibung *-šbdī*“ (S. 210), und korrigiert auf Grund derselben das von mir festgestellte Verhältnis zwischen den Formen mit Halbvokal und ohne Halbvokal im Supr. 0:22 in das Verhältnis 16:7²). „Dann — schließt der Rez. — ist das nur — normal“ (S. 210).

Der Rez. widmet sehr viel Zeit und Mühe den aruss. Handschriften und stellt auch hier zwei diskutabile Behauptungen auf, und zwar: „Das Ostr. Ev. ist in diesem Punkt³) zuverlässiger als alle glagolitischen und kyrillischen abg. Hss miteinander“ (S. 209), sowie „dann ist daß Ostr. Ev. auch in der Schreibung des anderen reduzierten Vokals . . . der bessere Gewährsmann als seine abg. Kollegen“ (ib.). All dies soll den Leser zu dem Schluß führen, daß, um die Verhältnisse im Abg. zu rekonstruieren, man unbedingt von den aruss. Hss ausgehen muß, und daß die anderen Sprachen, z. B. die südslavischen, hier eigentlich nichts zu sagen haben. Und da im Aruss. die Variante *-šbd-* überwiegt, so muß sie auch für das Abg. gelten.

Alles gut und schön. Es entsteht aber die Frage, was wir mit der Variante *-štī* machen sollten, die ja ein reelles Faktum nicht nur im Abg., sondern auch im Aruss. darstellt? Ist es statthaft, am Zeugnis von 7 abg. Beispielen, die in 6 Hss belegt sind, vorbeizugehen? Diese Frage scheint aber den Rez. nicht weiter zu interessieren. Überhaupt erwähnt er in seiner Besprechung mit keinem Wort, wie er die Entstehung dieser Variante auffaßt, oder, wie er sich den Übergang *šd > št* erklärt. Er verschweigt diskret sogar eine keineswegs geringe Tat-

1) Bei dieser Gelegenheit will ich anmerken, daß die vom Rez. zur Bestätigung seiner These angeführte Behauptung MARGULIÉS', wonach „es sich hierbei meist um die häufige Erscheinung des Apostrophs in der Wortteilung am Zeilenende handelt“, sehr problematisch erscheint, insofern z. B. unter 12 Fällen des Gebrauches des Apostrophs in der Wurzel *mnog-* nur vier an das Zeilenende fallen, und zwar 220.16, 514.14, 539.12, 552.16, während sich die übrigen acht, 1.21, 2.27, 4.4, 12.10, 45.15, 51.18, 190.30, 566.28, in der Mitte der Zeile finden.

2) Es sollte eigentlich 15:7 sein, da die Form *mnogašti* hier nicht in Frage kommt.

3) Es betrifft die Behandlung der Halbvokale in schwacher Position.

sache, daß es außer der östlichen auch noch eine südslavische Sprachengruppe gibt, die viel näher mit dem Abg. verknüpft ist, und daß gerade in dieser Gruppe der vorherrschende Typ, wenigstens im Serbokroatischen, das wir dank des vortrefflichen *Rječnik* der Akad. der Wiss. am besten kennen, auf *-šti* ausgeht. Wie reimt sich dieser Typ mit der vom Rez. postulierten Rekonstruktion zusammen?

Wir sehen, daß die Begründung dieser Rekonstruktion viele unerklärte Fragen offen läßt. Sie genügt aber dem Rez., um solche kategorische Urteile zu fällen, wie „So bricht Trypučkos Beweisführung bei näherem Zusehen Stück für Stück in sich zusammen“ (S. 213), oder ich sei „zu einer grundfalschen und völlig unhaltbaren Ausgangsstellung für meine weiteren Überlegungen gelangt“ (ib.)

So sieht in der Auffassung des Rez. der Kern des Problems aus. Nun wollen wir versuchen, ein paar Einzelfragen in der Interpretation des Rez. zu betrachten. Auf den Seiten 211—212 finden wir eine ganze Kette von Mißverständnissen. Im Satze „Sporadyczne wypadki wsuwania wtórnego jera mogliśmy obserwować już w stesłowiańskim, tu proces ten został posunięty jeszcze dalej w swym rozwoju“ (S. 37) meinte ich ausschließlich — wie es übrigens ganz deutlich aus dem Kontext folgt — das Auftreten eines Halbvokals in der Partikel *-šdi*. Der Rez. deutet aber diesen Satz dahin, daß ich überhaupt von der Einschubung „der reduzierten Vokale“ spreche, von welchen „der russ. Grammatik so gar nichts bekannt ist“ (S. 211)¹).

Auf derselben Seite spreche ich eine Vermutung aus, daß „grupa *šd* otrzymała w staroruskim jer z tych samych powodów, z jakich pojawiło się ono w stesłowiańskim w niektórych wyrazach zapożyczonych“, wobei ich mich auf *DIELS* berufe. Dieser Hinweis auf eine analoge Erscheinung in einer verwandten Sprache wird vom Rez. so aufgefaßt, ich wolle die Einschubung des Halbvokals in die Gruppe *šd* im Aruss. mit Hilfe der abg. Beispiele erklären, vgl. „Auch *TRYPUČKO* erbringt keinen weiteren Beweis aus dem Russ. dafür, sondern weicht ins — Abg. aus“ (ib.). Dieses neue Mißverständnis gibt ihm Anlaß zu langen (20 Zeilen) Erörterungen über die Arbeitsmethode von *DIELS*, die eigentlich vollkommen unmotiviert bleiben. Das merkwürdigste ist dabei aber, daß ich doch solche Beweise in hinreichender Menge erbringe, vgl. bei mir S. 37—8 ein langes Verzeichnis spezieller, den einzelnen aruss. Denkmälern gewidmeter Arbeiten. Es zeigt sich im

¹) Nebenbei bemerkt sind die Beispiele der sekundären Einschubung des unetymologischen Halbvokals doch den russ. Grammatiken bekannt, vgl. z. B. bei *ŠACHMATOV*, *Očerok* 217, u. a. solche Fälle wie *zemlja, dviženija, pogubnět'*.

Weiteren, daß der Rez. dies in meiner Arbeit bemerkt, vgl. „trotz des stattlichen Aufgebots an Verweisungen auf einschlägige russische Spezialuntersuchungen“ (S. 212), hat er trotzdem es unterlassen, sein Versehen zu verbessern.

Auf S. 38 schreibe ich: „Moim zdaniem nie pòpełnimy żadnej nie-ścisłości, jeżeli *ь* w części *-šьdy* uznamy za znak wyłącznie ortograficzny¹⁾, wsunięty wtórnice, może pod wpływem form imiesłowowych *šьdzь*, *šьdzьša*“. Dieser Satz ruft eine sarkastische Bemerkung des Rez. hervor: „Da wären wir also wieder glücklich bei *šьdzь*!“ . Wiederum muß ich feststellen, daß der Rez. meinen Gedanken mißverstand, denn es ist wohl für einen aufmerksamen Leser klar, daß es sich in meiner Formulierung nicht um etymologische oder „semantische“ Verwandtschaft der Partikel *-šьdi* mit dem Partizip *šьdzь* handelt, sondern ganz einfach um eine optische Ähnlichkeit in der Konsonantenkombination. Demgemäß haben die weiteren Ausführungen über die Position des *ь* im Partizip nichts mit dem eigentlichen Thema zu tun.

Was nun auf Seite 213 unten steht, ist für mich völlig unbegreiflich. Der Rez. schreibt wie folgt: „Schon JAGIĆ hatte darauf hingewiesen, daß es im Slavischen ein Multiplikativsuffix **-tjь* gibt. Trypućko macht aber ganz mit Recht darauf aufmerksam, daß dieser Bildungstyp an die Ordinal- oder Kollektivzahlen anknüpft, hier aber haben wir es mit Ableitungen von den Kardinalzahlen und allgemeinen Zahlwörtern zu tun“. Ich stelle hierzu fest, daß ich in meiner Arbeit nirgends andeutete, ich akzeptiere die Rekonstruktion VONDRÁKS²⁾, und daß ich ferner, was die Partikel betrifft, niemals einen Unterschied zwischen den Ordinal- oder Kollektivzahlen einerseits und den Kardinalzahlen oder den allgemeinen Zahlwörtern andererseits machte. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf meine Anmerkungen auf S. 89 hinweisen, wo deutlich gesagt wird, ich hätte mich nicht in meiner Arbeit mit der Gestaltung des Schlußelementes des Zahlwortes beschäftigt.

Was macht aber der Rez. auf Grund dieser entstellten Wiedergabe meiner Ansichten? Er nimmt seine unrichtige Auslegung als Ausgangspunkt, um meiner These den Todesstoß zu versetzen: „Im ent-

¹⁾ Hier gesperrt.

²⁾ Der Satz auf Seite 56: „W rezultacie więc należy uznać częśćkę *-c* w *jedną* za genetycznie identyczną z *-cy* w *dwojcy* i dla obu ustalić jeden wspólny prototyp **-tjь* (wzgl., w dłuższych formach, **-tjьь*)“ hat absolut keine Beziehung zu jener Rekonstruktion.

scheidenden Kapitel 7 wirft nun ТРЪПУЌКО, merkwürdig inkonsequent, alle Multiplikativsuffixe, wohlgemerkt, nur die Suffixe losgelöst von den Stämmen, unterschiedslos in einen Topf und bringt so eine verwirrende Fülle von Suffixtypen zusammen, aus denensich dann allerdings tatsächlich ein gemeinslavischer Formans *-tj⁶¹) als immer wiederkehrender Faktor herauslesen läßt“ (S. 213). Bei einer solchen Einstellung kann es nicht Wunder nehmen, daß der Rez. auch weiter im selben Ton fortfährt, vgl. „Gegen dieses Verfahren muß schärfster Einspruch erhoben werden“ usw. (S. 214). Ich glaube, daß aus allem Gesagten zur genüge hervorgeht, wie wenig Anlaß zu diesem Einspruch vorliegt. Nebenbei bemerkt, gibt es doch einen gewissen Unterschied zwischen den Ausdrücken „Suffix“ und „Partikel“. Ich gebrauche in meiner Arbeit überall nur den letzten, was der Rez. nicht bemerkt zu haben scheint, vgl. z. B. S. 214: „Dies Beispiel mag zeigen, zu welchen Trugschlüssen es führt, wenn man bloß mit Suffixen herumexperimentiert, wie das ТРЪПУЌКО im Kapitel 7 tut“.

Ich gestehe gerne — und bin mir schon lange darüber klar geworden, daß die Berufung auf das lit. *dvokti* ein Fehler meinerseits war. Dennoch, aus der Formulierung „Zresztą jeżeli nawet zgodzimy się, że świadectwo lit. przykładu jest mocno problematyczne i że w ogóle obecność tego wyrazu w języku żywym należy postawić pod znakiem zapytania“ (S. 72) kann nur durch willkürliche Ausdeutung der Schluß gezogen werden, ich betrachte die in Frage kommende Form als den Grundstein meiner Rekonstruktion oder als „die rettende Parallele“ (S. 214). Demgemäß ist der Einwand des Rez., ich mache „eine derartige durch kein einziges anderes Zeugnis bestätigte Form zum Ausgangspunkt weiterreichender Überlegungen“ (s. 215) als verfehlt zu betrachten.

Ein weiteres Mißverständnis stellt der Satz dar, „In immer fortschreitender Verfeinerung der Aufspaltung kommen aber heute Tendenzen in Mode, die die Auflösung des Wortes bis in seine einzelnen Laute vorantreiben“ (S. 215). Bemerkt der Rez. wirklich keinen Unterschied zwischen einem Wort und einer Partikel? Wo spreche ich in meiner Arbeit über die Auflösung der Wörter? Nichtsdestoweniger steht es beim Rez. schwarz auf weiß: „Hier haben wir einen klaren Fall vor uns. Gesucht wird ein *k*, ein *t*, ein *i*. Bei der Rolle, welche diese Laute in der idg. Wortbildung spielen, werden sie natürlich gefunden“ (ib.). Um nicht zu lange dabei zu bleiben, möchte ich

¹) Also wiederum dieses fatale *-tj⁶, während bei mir auf S. 57 deutlich *-tjⁱ steht.

nur hinzufügen, daß ich keineswegs ein Erfinder der Methode bin, die sich auf der „Atomisierung“ der Partikel (beim Rez. „des Wortkörpers“) gründet; das machte vor mir u. a. auch HIRT, vgl. z. B. seine Idg. Gramm. III 10: „Nach einem allgemeinen Gesetz der sprachlichen Entwicklung werden solche kurzen Sprachelemente durch angefügte oder vorgesetzte andere Bestandteile sozusagen gestützt und bekommen dadurch einen größeren Umfang“, oder ein wenig weiter: „zweifellos ist die Bildung der Partikeln z. T. eine wesentlich andere als die der sonstigen Worte“¹⁾.

Ich erlaube mir zum Schluß noch zu bemerken, daß es in den slav. Sprachen eine noch nicht gebührend untersuchte Partikel *-k* gibt, vgl. z. B. pol. *gdziesik*, tsch. *tamok*, s.-kr. *òndak*, und daß einige Gelehrte auch die Existenz der Partikel **-ti* (neben **-tb*) annehmen, vgl. z. B. IL'JINSKIJ, *Složnye mestoimenija*², 1905, 25—6 und 58.

Uppsala

J. TRYPUČKO

Das russ. Wort *syčúg* „Labmagen, abomasus“

Der vierte Teil des Magens der Wiederkäuer (wovon eine Art Wurst gefertigt wird) heißt russisch *syčúg*. Dies ist sicherlich türkischen Ursprungs:

< kom. CC *suzug* 'Darm, Eingeweide', „budellum“, das GRØNBECH *sučux* liest, RADLOFF weniger richtig *süčüg* (als ob das Wort etwas mit tob. *süčük* 'Saft' zu tun hätte), hat folgende Entsprechungen in anderen Türksprachen: kypč. ZAJĄCZKOWSKI, Manuel arabe 47, *sučuk* 'saucisse, saucisson', CAFEROGLU, Abū Hajjān 93, čag. RADL. *sučuk* 'gefüllte Därme', osm. *sužuk* 'Wurst'. Vordervokalisch nur kzk. RADL. *süžük* 'eine kleine Wurst'.

Helsinki

MARTTI RÄSÄNEN

¹⁾ Gesperrt von mir.

Zur Bildung der Multiplikativa auf *-šbdi, šbdy*.

In der Erwiderung auf meine Besprechung seines Buches „Słowiańskie przysłówki liczebnikowe“ beschwert sich J. TRYPUĆKO gleich eingangs, „daß sich die meisten vorgetragenen Einwände sowie die daraus folgende Verkennung meiner (d. i. Trypućkos) Schlußfolgerungen auf die unrichtige Deutung meiner Gedanken stützen“. Dazu stelle ich fest:

1. Trypućko verwirft die von LESKIEN aufgestellte Hypothese, daß das slävische Multiplikativsuffix *-šbdi, -šbdy* auf Formen eines ehemaligen Substantivs **šbъ* zurückgehe.

2. Er behauptet dagegen, daß die älteste slavische Form dieses Suffixes die Variante **-šti* sei.

3. Er versucht, die angebliche „częstka *-šti*“ auf eine idg. „partykula **ktei* wzgl. **kti*“ zurückzuführen (S. 88).

Ich glaube, daß meine Besprechung zur Genüge zeigt, daß ich jede dieser drei Kernthesen gut verstanden habe. Ich bin in meiner Besprechung allerdings noch weiter gegangen; ich glaube, jede dieser drei Kernthesen Trypućkos widerlegt zu haben, und ich vermag in Trypućkos Erwiderung nichts zu finden, was mich in meiner Überzeugung auch nur im geringsten beirren könnte. Im Gegenteil, wenn er selber heute das ominöse lit. *dvokti* bei NOSOVIČ preisgibt, opfert er damit ein nicht unwichtiges Zwischenglied für die von ihm erschlossene Verbindung des slavischen *-šti* mit dem angeblichen idg. **ktei* bzw. **kti*.

Ferner muß ich mich dagegen wenden, daß Trypućko behauptet, auf den Seiten 211—212 meiner Besprechung sei mir „eine ganze Kette von Mißverständnissen“ unterlaufen. Trypućko zitiert in seiner Erwiderung folgende zwei Sätze aus seiner Arbeit: „Sporadyczne wypadki wsuwania wtórznego jera mogliśmy obserwować już w stcsłowiańskim, tu proces ten został posunięty jeszcze dalej w swym rozwoju“, sowie: „grupa *šd* otrzymała w staroruskim jer z tych samych powodów, z jakich pojawiło się ono w stcsłowiańskim w niektórych wyrazach zapożyczonych“, und verbindet sie mit den Worten „Auf derselben Seite spreche ich eine Vermutung aus, daß ...“. Ganz recht, die beiden Sätze stehen auf derselben Seite. Wer aber Trypućkos Arbeit nicht kennt, kann nach der von ihm hier gewählten Überleitung nie auf den Einfall kommen, daß die beiden Sätze einander unmittelbar folgen. Der erste beschließt den ersten Absatz der Seite 37, der zweite, dem nur „Moim zdaniem“ vorangestellt ist, beginnt

den zweiten. Diese Anordnung aber und die Wendung „z tych samych powodów“ im zweiten Satz zeigt nach meiner Auffassung deutlich, daß der durch den zweiten Satz eingeleitete Abschnitt die vorher ausgesprochene Behauptung begründen sollte und daß Trypućko wirklich die von ihm angenommene Einschlebung eines *o* in die aruss. Gruppe -*šd*- mit Hilfe einer abg. Analogie begreiflich machen wollte. Daher finde ich es nicht angebracht, daß Trypućko in seiner Erwiderung sich einer Ausdrucksweise bedient, die geeignet ist, diesen klaren Tatbestand nicht klar erkennen zu lassen, und weise den Vorwurf eines Mißverständnisses meinerseits mit großem Ernst zurück. Es bleibt dabei, daß Trypućko nur dürftige Analogien aus dem Abg. angeführt hat, von denen ich gezeigt zu haben hoffe, daß sie nicht zugkräftig sind, und daß er aus dem Altruss. auch jetzt keine Beweisstücke anzuführen imstande ist. Daß es Verschreibungen gibt, wissen wir; das braucht man uns nicht erst zu beweisen. Auf Verschreibungen kommt es hier nicht an, und der bloße Hinweis auf einschlägige Literatur genügt nicht.

Doch nun zu den Einzelheiten! Trypućko fragt, wie es wohl zu erklären sei, daß im Supr. bei Adjektiven, die mit dem -*oňz* Suffix gebildet sind, Schreibungen mit *o* stark überwiegen, während sie bei dem -*šdŭi* Suffix völlig fehlen. Sehr einfach: Weil es zahlreiche Bildungen mit dem -*oňz* Suffix gibt, — darunter eine Menge ausgesprochen literarischer Wörter, — bei denen in manchem Kasus der vordere reduzierte Vokal in starker Stellung steht und daher nicht schwindet. So sind hier sowohl orthographische wie phonetische Gründe gegeben, welche die Beibehaltung einer traditionellen Schreibung begünstigen konnten. In -*šdŭi* dagegen steht der vordere reduzierte Vokal ganz fest in schwacher Stellung in einem isolierten Suffix am Ende meist recht langer Wörter, die der Sprache des täglichen Lebens angehören; hier sind die Voraussetzungen für den Schwund ungleich günstiger. Die Verteilung der Häufigkeiten entspricht also genau dem, was wir erwarten können. Die anschließend geäußerte Vermutung Trypućkos, es sei in den ganz seltenen Fällen, in denen *mňnog*- noch mit dem reduzierten Vokal bzw. dem Apostroph geschrieben wird, „vielleicht doch vernünftiger (sic!), sowohl den Halbvokal als auch den Apostroph als Trennungszeichen (!) und nicht als Reflex des etymologischen Halbvokals zu betrachten“, verriet eine solche Verständnislosigkeit für die Graphik abg. Hss und deren sprachgeschichtliche Bedeutung, daß sich ein Eingehen er-

übrigt. Über den Gebrauch des Apostrophs als Ersatz für einen reduzierten Vokal in Supr. hat MARGULIÉS a. a. O. in Ergänzung LESKIENS alles gesagt, was zu sagen ist; auch hier erübrigt sich jede weitere Diskussion.

Trypučko erhebt ferner die Frage, „was wir mit der Variante *-šti* machen sollten, die ja ein reelles Faktum nicht nur im Abg. sondern auch im Aruss. darstellt“. Ich beantworte vorweg eine weitere Frage von ihm, wenn ich bekenne, daß auch ich es für durchaus unstatthaft halten würde, an den 7 abg. Beispielen für dieses Suffix einfach vorbeizugehen. Der Grund, warum ich in meiner Besprechung mich nicht mit ihm befaßte, ist, daß für mich kein Anlaß dazu vorlag. Meine Aufgabe war nur, Trypučkos Kernthesen zu prüfen. Für den Gegenbeweis aber, den zu führen ich mich genötigt sah, brauchte ich weder auf *-šti* als die jüngere Variante näher einzugehen noch mich mit Trypučkos Ausführungen über das Multiplikativ im Skr. zu beschäftigen. Wenn Trypučko mir vorhält, „er (der Rezensent) verschweigt diskret sogar eine keineswegs geringe Tatsache, daß es außer der östlichen auch noch eine südslavische Sprachengruppe gibt, die viel näher mit dem Abg. verknüpft ist, und daß gerade in dieser Gruppe der vorherrschende Typ, wenigstens im Skr., . . . auf *-šti* ausgeht“, freue ich mich, feststellen zu können, daß er mich wenigstens in diesem Punkt ganz richtig verstanden hat: ich wollte seine Darlegungen über das Skr. in Kapitel 5 tatsächlich mit Schweigen übergehen. Nun bin ich gezwungen, mich diesem Thema zuzuwenden.

An anderer Stelle seiner Erwiderung schreibt Trypučko: „Ich stelle . . . fest, daß ich . . . niemals einen Unterschied zwischen den Ordinal- oder Kollektivzahlen einerseits und den Kardinalzahlen oder den allgemeinen Zahlwörtern andererseits machte.“ Das ist ja gerade der mir völlig unbegreifliche Grundfehler von Trypučkos Untersuchung. Die gesamte idg. Wortbildung ist doch auf dem Prinzip fester Relationen zwischen Wurzel bzw. Stamm und Suffixen aufgebaut. Sichten und Ordnen, um das Zusammengehörnde zu erkennen und das Nichtdazugehörige auszuschneiden, ist oberster Grundsatz jeder gesunden grammatischen Untersuchung, — Trypučko verfährt genau umgekehrt. Der dem Skr. gewidmete Abschnitt kann als Schulbeispiel dienen. Hier hat er durch das unterschiedslose Vermengen aller Arten von Zahlwörtern heillosen Wirrwarr angerichtet; man verliert jede Übersicht. Ich will versuchen, wenigstens für die uns allein interessierenden Bildungen einigermaßen Ordnung zu schaffen.

Einleitend muß ich wieder auf meine Besprechung S. 214 verweisen, wo ich gezeigt habe, daß die Multiplikativreihe, mit der wir es hier zu tun haben, ursprünglich so aussah: *jeđinoja, dvašđdi, trišđdi . . . mnogašđdi*. Die Reihe, von der wir nur wenige Stücke kennen, beginnt nach gutem idg. Brauch mit dem Zahlwort für zwei und steigt auf bis zum unbestimmten Zahlbegriff *mnogъ*; auch Bildungen von *koli-*, *jeli-*, *toli-* und dergl. sind nachweisbar, doch ist ihre genaue Zahl nicht zu ermitteln. Die Bildung von der Einzahl ist ganz anders gehalten, ein Instr. Sg. fem., zu dem wir uns ein Subst. als Ergänzung werden dazudenken müssen; Verbindungen der Einzahl mit unserem Multiplikativsuffix, wie russ. *odnaždy*, skr. *jeđnoš*, sind mithin spätere Zutat; die Einzahl bleibt daher für uns außer Betracht. An dieser Ausschaltung der Einzahl muß eisern festgehalten werden. Ein großer Teil der Mißdeutungen hat seinen Ursprung darin, daß immer wieder sehr zu unrecht versucht worden ist, multiplikative Ableitungen vom Zahlwort eins mit der *-šđdi -šđdy* Reihe in Beziehung zu setzen, die ausweislich unserer Hss erst mit dem Zahlwort für zwei begann.

Gegen Trypućko S. 46 muß ich feststellen, daß von dieser alten Reihe in der heutigen skr. Schriftsprache nichts mehr übrig geblieben ist; an ihre Stelle sind die Neubildungen mit *-put* getreten: *jeđanput, dvaput, triput* usw. Aber VUK verzeichnet aus Volksliedern und der montenegrinischen Volkssprache noch ein paar Reste des alten Bestandes:

dvâ žde und *dvâš*

trižđi, triž und *triš*

sowie *mnôgâšt: E sam mnogašt sjeda' u kmetove.*

Das ist alles. In *trižđi* ist das alte *trišđdi* oder *trišđdy* mit derselben Assimilation des *š* an das *đ* wie im Russ. noch deutlich zu erkennen; *triž* ist sicher eine Kurzform dazu¹⁾. Entsprechend dürfte *dva žde* zu deuten sein, doch gibt das auslautende *e* zu denken. Dagegen weist *mnogašt* eindeutig auf das *-šti* Suffix, das wir in dieser Bildung schon aus dem Supr. kennen, und *dvaš* und *triš* können, da stimmhafter Auslaut im Skr. erhalten bleibt, nur Kurzformen eben dieses Suffixes sein²⁾. Mit anderen Worten, die von VUK bezeugten Multiplikativa verteilen sich auf zwei Suffixtypen: 1. das Suffix *-šđdi, -šđdy > žđi* in *trižđi, triž*, wahrscheinlich *dvažde*; 2. das Suffix *-šti* in *mnogašt*,

¹⁾ Vgl. auch LESKIEN, Grammatik der Serbo-kroatischen Sprache, Heidelberg 1914, § 674; Leskien nennt auch eine Form *dvaž*, doch kann ich sie nicht belegen. Der Bildung nach wäre sie mit *triž* auf eine Stufe zu stellen.

²⁾ Richtig TRYPUĆKO S. 46.

dvaš, *triš*. Aus den Zusammenstellungen Trypućkos, die auf MIKLO-SICH' Wörterbuch und dem *Rječnik* der Agramer Akademie beruhen, ist ersichtlich, daß beide Typen auch in älteren Denkmälern vorkommen, der erste nur in schwachen Spuren, der zweite wesentlich häufiger.

Es erhebt sich nun die Frage, wie das Nebeneinander der beiden Typen zu erklären ist. Da Trypućko annimmt, daß *-šti* auf eine idg. Partikel **ktei* oder **kti* zurückgehe, kann dieses nichts anderes sein als die bulgarische Variante, durch das *-št-* genau so unmißverständlich gekennzeichnet wie etwa *svěšta* und *noštъ*. Folglich muß Trypućko alle Multiplikativa auf *-šti*, wo und wann immer sie auftreten, für bulgarisch oder für Entlehnungen aus der Kirchensprache erklären. Für das Russ. ließe sich über diese Annahme grundsätzlich reden, da dort nach Trypućko S. 34 die Bildungen auf *-šti*, *-šči* erst vom 16. Jahrdht. an sichtlich in größerer Zahl auftauchen und anscheinend auf die literarische Sprache beschränkt sind. Im Bereich des Skr. dagegen treten Multiplikativa mit dem *-šti* Suffix, teilweise echt volks-sprachlich verkürzt, nach Vuks Zeugnis gerade in Montenegro auf. Trypućko ist auch hier wiederum gezwungen, Vordringen aus der Kirchensprache, diesmal bis tief in die Volkssprache hinein anzunehmen (S. 45). Das ist äußerst mißlich und klingt wenig überzeugend.

Die Variante *-šdi* denkt sich Trypućko in **dvašti* entstanden durch Assimilation des *t* an den stimmhaften Anlaut und von da auf andere Multiplikativa übertragen (S. 65). Es müßte also die miteinander harmonisierende Folge zweier stimmloser Laute (*-št-*) zugunsten einer schwer sprechbaren und darum prompt wieder beseitigten Folge stimmloser — stimmhafter Laut (*-šd-*) aufgegeben worden sein, und das sollte ausgerechnet im Bulg. geschehen, in dessen Lautbestand die Gruppe *-št-* so fest verankert ist!! Und nun wird dem Leser noch zugemutet zu glauben, daß sowohl im Russ. (S. 39) als auch im Skr. (S. 50) die Multiplikativa auf *-šbdi*, *-šbdy*, *-ždi*, *-ždy* Entlehnungen aus der Kirchensprache sein sollen, die in der Volkssprache Eingang fanden! Die in Frage kommenden skr. Bildungen, u. a. *dvažde* (ze *słownika Wuka*, używane w Czarnogórze¹), *triž* (aus IVEKOVIĆ-BROZ, der es seinerseits aus VUK hat; Vuk aber bezeugt das Wort ausdrücklich für Montenegro) und *triždi* (aus IVEKOVIĆ-BROZ, sicher nach VUK) kommentiert Trypućko S. 50 mit den Worten: „O formach tych trudno powiedzieć coś pewnego. Ja osobiście wolałbym widzieć w nich bułgaryzmy¹, a w każdym bądź razie uważać je za właściwe

¹) Gesperret von mir.

dialektom przejściowym¹, w czym przemawiałyby przytoczone przez Belića, *Dijalekti 240*, *jednuš*^š (miejscowości Ceróva na północ od Pirot(!) oraz Bitvrđza na wschód od Surdulicy, obie w pobliżu bułgarskiej granicy¹)“ Von Pirot nahe der jugoslawisch-bulgarischen Grenze nach Cetinje, der Hauptstadt von Montenegro, sind in der Luftlinie immerhin über 300 Kilometer, ungefähr so weit wie von Warschau nach Zakopane, und über eine solche Entfernung bis nach Montenegro, diesem Kernland des Serbentums, sollen die Bulgaren und die serbisch-bulgarischen Übergangsmundarten reichen.

Wenn Trypućko den Russen und Serbokroaten alle Multiplikativa auf *-šti*, *-šbdi* usw. abspricht, stellt sich naturgemäß die Frage: Welche Bildungen besaßen denn diese Slaven? Wäre *-šti* eine bulg. Form, dann müßte es von rechts wegen eine russ. Variante **-či* und eine skr. Vertretung **-či* in Verbindung mit Kardinalzahlen von zwei an aufwärts geben, also etwa r. **dvači*, **triči*, skr.; **dvači*, **triči*, allenfalls gekürzt zu **dvač*, **trič*. Die aber gibt es nicht! Wäre Trypućko im Recht, dann stünden wir, nachdem wir alle seine Voraussetzungen angenommen, zum Schluß vor folgender Erkenntnis: Als Einzige unter allen Indogermanen besaßen Russen und Serbokroaten überhaupt keine Multiplikativa gebildet von den Kardinalzahlen von zwei an aufwärts, sondern mußten erst ihre Christianisierung abwarten, um durch Vermittlung der Kirche zu diesen Zahlwörtern zu gelangen. Das ist höchst unwahrscheinlich. Man sieht, wie die erste falsche Voraussetzung Trypućkos mit unerbittlicher Konsequenz zu immer gewaltsameren und schließlich absurden Folgerungen führt.

Wir können nun die Auseinandersetzung mit Trypućko abbrechen und zur Sache kommen. Zugegeben, daß die Stammabstufung des von LESKIEN erschlossenen Subst. **šbdz* ersten prinzipiellen Bedenken begegnet, auf die schon früher hingewiesen worden ist, dennoch sind die beiden Bildungen *četyrišbdy* und *mnogyšbdy*, auf die LESKIEN sich berief, eine Tatsache, die nicht bestritten werden kann, und es gibt nur eine vernünftige Möglichkeit, sie zu erklären, nämlich diejenige, die LESKIEN wählte, indem er sie als Acc. Plur. ansprach. Wenn gesunde grammatische Analyse uns auf ein Wort von ungewohnter Stammabstufung führt, dann haben m. E. die theoretischen Spekulationen vor der praktischen Beobachtung zu verstummen; ich glaube daher mit LESKIEN an das Subst. **šbdz*, auch wenn ich die Stammabstufung nicht verstehe.

¹) Gesperrt von mir.

Eine Tatsache ist ferner die von SREZNEVSKIJ angeführte Form *četyrešbdi*, auf die ich in meiner Besprechung hinwies. Man mag vom Standpunkt der Theorie gegen sie einwenden, daß sie einer verhältnismäßig späten Hs (15. Jhdt.) entstammt. Aus der Praxis wissen wir aber, daß auch in jüngeren Hss alte Schreibungen und Formen auftreten können. Auch hier halte ich mich an die Praxis. Es müßte schon ein toller Zufall sein, wenn durch Versehen oder Flüchtigkeit eines Kopisten eine Schreibung entsteht, die so hervorragend altertümlich aussieht und das genaue Gegenstück zu *četyrišbdy* bildet.

Allen immer wieder von verschiedenen Seiten vorgebrachten Versuchen, die Variante *-šti* als lautgesetzliche bulgarische Vertretung aus einem **-tj-* oder **-kti* Suffix, meinerwegen auch, um Trypučko einen Gefallen zu tun, aus einer Partikel, ableiten zu wollen, stehen die von VUK aus Montenegro bezeugten Bildungen *dvaš*, *triš*, *mnogašt* im Wege. Bei Wörtern, die so zur Sprache des täglichen Lebens gehören wie die Multiplikativa und derart starke volkssprachliche Abschleifungen aufweisen wie die von VUK angeführten Beispiele, ist die Annahme kirchensprachlicher Entlehnung an den Haaren herbeigezogen, und das völlige Fehlen der für das Russ. und Skr. zufordernden Suffixtypen **-či* und **-či* in Verbindung mit den Kardinalzahlen von zwei an aufwärts ist der vernichtende Gegenbeweis aus dem Schweigen der Sprache.

Daher gibt es für *-šti* nur eine gesunde Erklärung: *-šbdi* und *-šti* müssen irgendwie zusammengehören, wie das schon LESKIEN aussprach. Der handschriftliche Befund ist für jeden, der etwas von der Graphik der alten slavischen Sprachdenkmäler versteht, absolut klar. Die durch das Ostr. Ev. und andere aruss. Hss so vorzüglich bezeugte Schreibung *-šbdi* spiegelt einen älteren Sprachzustand wider als die in den abg. Hss vorherrschende Schreibung *-šti*. Mithin war LESKIEN im Recht, als er *-šti* aus *-šbdi* ableitete. Das geht natürlich nur bei Annahme der progressiven Assimilation. Dagegen wendet sich die Kritik, mehrfach und in sehr kategorischer Form gerade auch Trypučko, — er hat wirklich keinen Grund, anderen Leuten apodiktisches Urteilen vorzuwerfen, — so z. B. S. 57: „Sformułowanie Leskiena o dwukierunkowości asymilacji spółgłoskowej musi być oczywiście odrzucone“. Gewiß ist die regressive Assimilation im Slavischen ungleich häufiger, aber auch die progressive ist durch eine Anzahl von Beispielen sicher belegt¹⁾. Mag der assimilierte zweite Laut auch

¹⁾ Vgl. VONDRÁK, Vergl. Slav. Grammatik² I, S. 472, Göttingen 1924. — Die Berufung Trypučkos (S. 28) auf die Autorität O. BROCHS, Slav. Phonetik,

meist ein *v* sein und mag auch bisher noch kein anderes Beispiel für die Assimilation von *-šd-* > *-št-* beigebracht sein, so ist das doch kein Ausschließungsgrund; nur wenn die progressive Assimilation im Slavischen überhaupt nicht nachweisbar wäre, könnte man sich auf den Standpunkt stellen, so was gibt es nicht, und deshalb ist der Erklärungsversuch Leskiens eben falsch. Zu einer solchen grundsätzlichen Ablehnung hegt aber kein Anlaß vor.

Ich habe ganz allgemein den Eindruck, daß in der im Lauf der Zeit immer weitergeführten Aussprache über das Multiplikativsuffix gelehrte Tüftelei und Prinzipienreiterei zu stark zu Wort gekommen sind. Versuchen wir es doch wieder einmal mit dem gesunden Menschenverstand! Wenn zwei Suffixe *-šedi* und *-šti* an dieselben Zahlwörter antreten und ihnen die gleiche multiplikative Bedeutung verleihen, ist es dann sinnvoll, die beiden Suffixe aus „grundsätzlichen Erwägungen“ von einander zu trennen, wie das immer wieder unternommen wird? Mit nichten! Das nächstliegende ist doch anzunehmen, daß beide Formen nur Varianten desselben Suffixes sind. Darin äußerte sich eben die überragende geistige Größe LESKIENS, daß er keine dogmatischen Scheuklappen trug und nicht über prinzipielle Zwirnsfäden stolperte, sondern die einfache, natürliche Lösung vorschlug, die allein dem gleichzeitigen Auftreten der Variante *-šti* im Abg., Skr. und Russ. gerecht wird. Ich glaube also mit Leskien, daß *-šti* sich aus *-šedi* entwickelt hat.

Darüber, wie sich der Assimilationsvorgang im einzelnen abgespielt hat, läßt sich m. E. nichts mehr aussagen. Wer will, mag annehmen, daß in *dvašdi* aus älterem *dvašedi* Dissimilation zum Anlaut wirksam wurde und so *dvašti* entstand, von dem aus das *-šti* Suffix auf andere Multiplikativa übertragen wurde. Diesem Erklärungsversuch steht die Tatsache entgegen, daß *dvašti* in den ältesten Hss nicht belegt ist, doch könnte das ja Zufall sein. So mag denn ein anderer von *trišdi* ausgehen und Assimilation des inlautenden Dentals an den Anlaut annehmen. Damit würde man zu *trišti* gelangen. Die Dreizahl ist heilig, das Wort „dreimal“ daher sicher viel gebraucht worden; vielleicht ist von da aus das *-šti* auf andere Zahlwörter verschleppt worden. Vielleicht, ich betone, vielleicht war es wirklich so, denn *trišti* ist bereits in Euch. zweimal belegt. Dagegen steht einmal *triš'di* in Supr., das ließe sich als altertümliche Schreibung auffassen, und im gleichen Codex noch zweimal *d'vašdi* und einmal *dvašdi*. Wer will, mag aus Heidelberg 1911, S. 230/1, führt irre; über die progressive Assimilation handelt Broch ausführlich S. 234 ff.

diesem Befund herauslesen, daß eine zeitlang zwei Formen *dvašdi* und *trišti* nebeneinanderlagen, — und er hat die handschriftliche Überlieferung auf seiner Seite. Ich für meine Person halte nicht viel von solchen Spintisierungen, das Material ist zu knapp, ein Fetzen einer Hs, der eines Tages irgendwo ans Licht kommt und zufällig einen einzigen Satz enthält, in dem ein paar Multiplikativa vorkommen, wie ich solche in meiner Besprechung S. 214 vorgeführt habe, kann das ganze Kartenhaus über den Haufen werden. Deshalb halte ich es für zu gewagt, in eine Erörterung der Einzelheiten des Wandels von *-šedi* > *-šti* einzutreten. Nur die Anerkennung des Wandels als solchen scheint mir unvermeidlich.

In der Besprechung habe ich erwähnt, daß ich Leskiens Annahme eines Übergangs von *-šedy* > *-šedi* nicht teile, weil im Abg. und Russ. *y* und *i* sonst streng unterschieden werden. Deshalb möchte ich die beiden Suffixe auseinanderhalten und als Acc. bzw. Nom-Plur. von **šedi* ansprechen. Demnach ist die seltene progressive Assimilation *-šedi* > *-šdi* > *-šti*, wie schon die abg. Sprachdenkmäler erkennen lassen, in dem mutmaßlichen Nominativ eingetreten.

Für die Entwicklung von *-šedy* sind wir nur auf das Zeugnis des Russ. angewiesen, weil im Skr. *y* > *i* wird und diese Sprache somit für unsere Überlegungen ausfällt und aus dem Bereich des Bulg. nicht genug durchsichtiges Material vorliegt. Die russ. Entwicklung aber ist ganz klar erkennbar, sie führte mit der gewohnten regressiven Assimilation von *-šedy* > *-šdy* > *-ždy*, dem heutigen Multiplikativsuffix. Das heißt, im mutmaßlichen Acc. hat sich die regressiv Assimilation durchgesetzt wie umgekehrt im mutmaßlichen Nom. die progressive. Es ist bezeichnend, und auch Trypučko hat das mit Recht hervorgehoben (S. 41), allerdings ohne mit der Beobachtung etwas anfangen zu können, — daß aus dem Russ. bisher nur ein einziges Mal ein Suffix *-ždi* in *koliždi* nachgewiesen ist, offenbar eine Kontamination beider Suffixtypen.

Jetzt ist es aber auch möglich, skr. *triždi* und *dvažde* zu klassifizieren: Da sie regressiv Assimilation aufweisen, sind sie die Fortsetzung von *trišedy* und *dvašedy*, ebenso wie *triž*, während *dvaš*, *triš* und *mnogašt* sich durch die progressive Assimilation als Nachfahren von *-šedi* > *-šti* ausweisen; der Auslaut von *triždi* zeigt den skr. Wandel *y* > *i*, das *e* von *dvažde* weist auf die im Skr. im Acc. Plur. übliche Übertragung der Endung der weichen Deklination auf die harte. Über die Verteilung der beiden Suffixe in der Gegenwart aber läßt sich nach Trypučkos Sammlungen sagen, daß im Russ. der Typ

-ždy eindeutig vorherrscht, während sich im Bulg. und Skr., wo ja nur noch Reste vorhanden sind, ein gewisses Übergewicht der Variante -šti (-št, -š) abzuzeichnen scheint. Diese Verteilung stimmt vortrefflich zu dem Zeugnis unserer Hss: Schon in den aruss. Hss tritt der Typ -šbdy stark hervor, also die Acc.-Form, in den abg. Hss dagegen dominiert die Nom.-Form: 22 × -š'di, -šdi und 5 × -šti gegenüber nur einem Beleg für -šbdy (sic!) in der Savv. Kniga. So lassen sich die lautlichen Dinge, wenn man -šbdi und -šbdy auseinanderhält, ganz leidlich in Ordnung bringen.

Die eigentlichen Probleme liegen anderswo. In der abg. Übersetzung der Evangelien wird für „Mal“ bekanntlich *kratъ* gebraucht. Dabei heben sich deutlich zwei Zählweisen ab. Die eine ist diejenige, die wir aus den lebenden slavischen Sprachen kennen: *tri krata*, *sedmъ kratъ*. Die andere führt den Acc. Plur. *kraty* durch. Neben syntaktisch durchsichtigen Acc.-Bildungen wie *tri kraty* und *mnogy kraty* stehen andere, die sich nicht konstruieren lassen, wie *petъ kraty*, *sedmъ kraty*, \bar{R} (d. i. *stto*) *kraty*, ja sogar in Verbindung mit *dъva*, das nach unserer sonstigen Kenntnis den Dual verlangt, *dъva kraty*. Genau dasselbe beobachten wir aber an den Suffixen -šbdi und -šbdy. Auch diese beiden mutmaßlichen Nom. bzw. Acc. Plur. des untergegangenen Subst. *šbdъ treten unterschiedslos an alle Kardinalzahlen an, eine äußerst merkwürdige Parallele zu dem Gebrauch von *kraty*, die sehr stark für die Richtigkeit der Hypothese LESKIENS spricht.

Vor unseren Augen vollzieht sich in historischer Zeit eine Ausdehnung des Gebrauchs des Duals vom Zahlwort zwei auf die Zahlwörter drei und vier. Russ. heißt es z. B. nach dem Vorbild von *dva stola* auch *tri stola* und *četyre stola*; ein Vorläufer dieser Ausdrucksweise ist das oben erwähnte abg. *tri krata*. Diese Entwicklung steht in diametralem Gegensatz zu der Übertragung der Pluralformen -*kraty*, -šbdi, -šbdy auf das Zahlwort *dъva*, die uns in den abg. und aruss. Hss als fertige Tatsache entgegentritt, offenbar ein Relikt einer älteren Zählweise, die nun allmählich durch eine neuere verdrängt und abgelöst wird. In der älteren Praxis wurde nach *tri kraty*, *trišbdy*, einem zu erschließenden *četyri *kraty* und dem belegten *četyrišbdy* auch *dъva kraty* und *dъvašbdy* gebildet.¹ Von fünf an aufwärts ist der Parallelismus nicht mehr vollständig: abg. *sedmъ kraty* steht gegen aruss. *sedmišbdy*. Gleich ist die Behandlung des zweiten Elements, davor

¹) Vgl. dazu BERNEKER, Et. Wb. S. 576. Der dort angeführte Aufsatz von BELIĆ, Izv. 4, 1185 ist mir leider nicht zugänglich gewesen.

erscheint das eine Mal das Zahlwort in der uns geläufigen Form, syntaktisch nicht mit dem Hauptwort verbunden, sondern rein mechanisch mit ihm zusammengerückt, das andere Mal weist das Zahlwort die Endung *-i* auf, die wir schon von den Multiplikativen für drei und vier kennen und die weiter für die ganze Reihe kennzeichnend ist. Sie sieht nämlich so aus:

	<i>trišbdy</i>
	<i>četyrišbdy</i>

aruss.	<i>šestišbdy</i>
aruss.	<i>sedmišbdy</i>

	<i>*desetišbdy</i> (erschlossen aus aruss. <i>desjatiždy</i>)
aruss.	<i>svtišbdy</i> (gegen abg. \bar{R} (<i>sito</i>) <i>kraty</i>).

Daß es sich bei dem *-i* von *svtišbdy* um eine Ausgleichung handelt, ist von vornherein klar. Denn *sito* ist uralter idg. o-Stamm, da kann eine Endung *-i* lautgesetzlich nicht entstehen. Was aber fangen wir mit all den anderen schließenden *-i* an? Sind die auch durchweg mechanisch geneuert nach dem Muster der lautgesetzlichen Acc. *tri* und *četyri*? Und ist die Übertragung von *kraty* sowohl wie von *-šbdi* und *-šbdy* auf die Zahlwörter über vier überhaupt vorstellbar, wenn in jener Zeit vor dem Einsetzen der schriftlichen Überlieferung, in der die Multiplikativa entstanden sein müssen, die heute im slavischen Zahlensystem so scharf ausgeprägte Grenze nach vier schon bestand und die Zahlwörter von fünf an aufwärts Subst. waren, die das Gezählte im Gen. Plur, zu sich nahmen? Man braucht die Frage nur zu stellen, um sie sofort zu verneinen. Weist schon die Angleichung in *dva kraty*, *dvašbdy* an *tri kraty*, *trišbdy*, wie wir oben sahen, auf eine andere Zählpraxis als die heute geltende, so ist der durchgehende Gebrauch von *kraty*, *-šbdi*, *-šbdy* auch bei Zahlen über vier nur verständlich, wenn die davorstehenden Zahlwörter — Adjektiva waren, die als solche mit dem Subst. im Kasus übereinstimmten. War dem so, dann bildeten die Multiplikativa von drei an aufwärts eine geschlossene Reihe, deren einzelne Stücke regelmäßig auf *kraty*, *-šbdi*, *-šbdy* auslauteten, und dann stand dem Zahlwort für zwei, das so zäh an seiner dualischen Flexion festzuhalten pflegt, eine derart kompakte Mehrheit aller anderen gegenüber, daß sie stark genug war, es in seinen Bann zu ziehen. Diese Annahme entspricht genau der historischen Schichtung. Im Idg. hatten die Zahlwörter adjektivischen Charakter,

in der Sprachgruppe, die dem Slavischen am nächsten steht und in der zum Multiplizieren das mit *kratъ* identische *kartas* gebraucht wird, in der baltischen, haben sie ihn noch heute, folglich darf vorausgesetzt werden, daß sie auch im Slavischen ursprünglich Adjektiva waren. Damals konnte das Zahlwort für zwei, das in seiner dualischen Flexion isoliert stand, vorübergehend unter den Einfluß eines bei den anderen Zahlwörtern üblichen Sprachgebrauchs geraten. Dann aber wurden die Zahlwörter von fünf an aufwärts substantiviert, Adjektiva blieben nur mehr die Zahlwörter von zwei bis vier. Nun konnte die bei *dva* sonst noch gebräuchliche dualische Ausdrucksweise auf die Zahlwörter drei und vier übertragen werden. Das ist der Zustand, den das Slavische heute erreicht hat.

Ich sehe also in dem ersten Element von *šesti-šedy*, *sedmi-šedy*, **deseti-šedy* alte Acc. Plur. der konsonantischen oder *i*-Deklination (das läßt sich nicht entscheiden) von den adjektivisch gebrauchten Zahlwörtern *šestъ*, *sedmъ*, *desetъ*. Für das verhältnismäßig seltene *šestъ* ist nur der substantivische Gebrauch nachweisbar. Bei *sedmъ* und *desetъ* aber sind zwei Fälle, in denen von diesen Zahlwörtern eine bestimmte Form nach der Art von Adjektiven gebildet ist, allgemein anerkannt¹⁾, zwei weitere hat DIELS in seiner Aksl. Grammatik § 102, Anm. 13 ganz mit Recht hinzugefügt. Mk. 8,20 wird τὸς ἑπτὰ in Zogr. mit *sedmije* übertragen. Da nach dem gemeinsamen baltoslavischen Wortbildungsgesetz die bestimmte Form der Adjektivdeklinaton dadurch entsteht, daß an das nominal deklinierte Adjektiv das anaphorische Pronomen im gleichen Kasus angefügt wird, ist *sedmije*, wie allgemein zugegeben wird, in *sedmi-je* aufzulösen. Dann ist aber *sedmi* der Acc. Plur. nach der konsonantischen oder *i*-Deklination des adjektivisch behandelten Zahlworts für sieben, und eben dieses *sedmi* ist das erste Kompositionselement von *sedmi-šedy*. Die Form ist also genau so gebildet wie *tri-šedy* und *četyri-šedy*. Damit ist ein Rückschluß auf *šesti-šedy* erlaubt.

Der Acc. Plur. *deseti* ist mehrfach belegt, allerdings stets mit substantivischer Bedeutung. Aber Mar. bietet Mt. 20,24 für οἱ δέκα *desetii*, und Zogr. und Mar. schreiben Lk. 10,17 für οἱ ἑβδομήκοντα beide *sedmъ desetii*. Auch in diesen Fällen dient die bestimmte Form wie so oft beim Adj. offenbar zur Substantivierung eines an sich von Haus aus adjektivisch gedachten Zahlworts *deseti*. Weiter aber zeigt bei

¹⁾ VONDRÁK, Altkirchenslavische Grammatik², Berlin, 1912, S. 457; Vergleichende slavische Grammatik², Göttingen 1928, II, S. 65; LESKIEN, Handbuch⁶, Heidelberg 1922, S. 94.

sedmь desęti die Kongruenz der beiden Zahlwörter, daß *sedmь* adjektivisch aufgefaßt ist wie in *četyre desęte* und nicht substantivisch wie in *sedmь desęto*, was wir in Ass. und Ostr. an dieser Stelle lesen¹⁾; so gewinnen wir also einen weiteren Beweis für den ursprünglich adjektivischen Charakter von *sedmь*.

Die vierte Stelle aus dem Supr. 470,21 *devętb desętyje i devętb . . . ovcę* fällt insofern völlig aus dem Rahmen, als der Acc. Plur. fem. *desęty-je* eine Flexion von *desętb* (als fem. *-ā-* Stamm?) zeigt, die wir sonst nicht kennen. Klar aber ist, daß wir auch hier eine nach der bestimmten Adjektivflexion gebildete Form vor uns haben, die nach der Kongruenz mit dem Subst. zu schließen, adjektivisch gedacht zu sein scheint. Abschließend ergibt sich also für *desętb*, daß außer dem belegten Acc. Plur. *desęti* in drei anderen Fällen Bildungen bestimmter Formen nachweisbar sind, mit denen zweimal die Substantivierung verbunden ist. Das Nebeneinander von unbestimmter und bestimmter Deklination ist aber ein typisches Merkmal des Adjektivs im Balto-Slavischen. Deshalb gibt es auch keine „bestimmte Form“ von echten slavischen Substantiven. Nur bei ein paar theologischen Begriffen kommen im Abg. Ausweichungen vor: bei dem nach dem Vorbild von *χριστιανός* gebildeten *kręstijanę*, das gleichzeitig auch für *χριστιανικός* gebraucht wird, etwa *kręstijanaęgo* Supr. 186, 16, bei dem auf *paganus* zurückgehenden Lehnwort *poganyje* Supr. 110, 18 und einmal in *dęvęi* Supr. 452,5²⁾. Die Eigenart und Seltenheit dieser Unregelmäßigkeiten zeigt, wie fremd die Bildung einer Bestimmtheitsform dem slav. Subst. eigentlich ist. Wenn daher so echt slavische Wörter wie *sedmь* und *desętb* gerade in den beiden ältesten Hss vereinzelt in der Bestimmtheitsform auftreten, ergibt sich m. E. der Schluß, daß wir hier noch letzte Reste der alten adjektivischen Flexion der Zahlwörter über vier vor uns haben. Mit dieser Auffassung unterscheide ich mich von DIELS, der die besprochenen Beispiele so kommentiert: „Bei den anderen Zahlen treten gelegentlich, doch selten, Versuche auf, sie der Flexion der bestimmten Adjektiva anzuhneln“³⁾. Aus dieser Formulierung glaube ich herauslesen zu sollen, daß DIELS den substantivischen Charakter dieser Zahlwörter als

1) Folgerichtig wurde dieses *desęti* als Gen. Plur. gedeutet, so LESKIEN Handbuch⁶, S. 94; VONDRÁK, Aksl. Gramm. S. 456.

2) Vgl. DIELS, Aksl. Grammatik § 66, Anm. 11; § 77, Anm. 3.

3) Aksl. Grammatik § 102, Anm. 13. Vgl. auch LESKIEN, Handbuch⁶, S. 94 „... werden die Zahlsubstantiva . . . der bestimmten Form der Adjektiva angeschlossen“.

gegeben ansieht und fallweise Überführung in die bestimmte Adjektivdeklinaton annimmt. Dagegen muß eingewendet werden, daß in drei von vier Fällen mit der Bestimmtheitsform dieser Zahlwörter gerade der substantivische Charakter verbunden ist. Wenn *sedmь* und *desetь* Subst. waren, — wozu dann die vorhandenen Subst. aufgeben, um auf einem Umweg wieder bei der Substantivierung zu landen? Die Schöpfer der abg. EVV-Übersetzung wissen doch sonst die substantivischen Zahlwörter des Slavischen sehr sicher zu handhaben; man braucht bloß an das bekannte *sedmь tь chlěbъ* τοὺς ἑπτὰ ἄρτους Zogr., Mar., Mk 8, 6, zu erinnern. Daher vermag ich DIELS in diesem Punkt nicht zu folgen, sondern fasse die hier besprochenen *sedmi* und *deseti* noch als adjektivische Zahlwörter auf, zu denen daher durch Zufügung des anaphorischen Pronomens eine Bestimmtheitsform gebildet werden kann, die unter Umständen substantivischen Charakter hat. Diese adjektivischen Zahlwörter glaube ich, wie gesagt, in *sedmi-šedy* und **desetišedy* wiederzuerkennen und möchte deshalb annehmen, daß die Multiplikativreihe von drei an aufwärts einheitliche Bildung aufwies. Dadurch wurde sowohl die Beeinflussung von *dva* als auch die von *ssto* möglich¹.

Gleichzeitig sehe ich in dieser Annahme die Möglichkeit zu einem besseren Verständnis der Verhältnisse zu gelangen, die wir bei *kraty* antreffen. Oben haben wir gesehen, daß zwischen der *-šedy*-Reihe und der *kraty*-Reihe eine Übereinstimmung besteht. Dem *trišedy* entspricht *tri kraty* und wie *-šedy* erscheint auch *kraty* nach Zahlen über fünf. Ist die *-šedy*-Reihe alt, dann müßte es einmal auch z. B. ein **sedmi kraty* gegeben haben. Nun besteht zwischen dem von Leskien erschlossenen Subst. **šedь* und *kratь* dieser Unterschied: Ersteres muß schon vor Einsetzen der schriftlichen Überlieferung abgestorben sein und lebt nur mehr mit einzelnen Kasus in erstarrten Wendungen als Suffix fort. *kratь* dagegen bleibt lebendig und nimmt an der sprach-

¹) In aserb. Denkmälern kommen Pluralformen der Zahlwörter von fünf bis zehn vor, die mit den Beziehungswörtern wie Adjektiva kongruieren. GRÜNENTHAL nennt in VONDRÁK, Vgl. Sl. Gramm. II, S. 65 *petim vlastelom, desetijema konikom, u osmih selih* und spricht sie als „Neuerungen“ an. Ob das wirklich Neuerungen sind? *petim* könnte der Dativ, *osmih* der Loc. zu dem Paradigma sein, dessen Acc. wir in abg. *sedmi-ję* kennengelernt haben. Einer Sprache, die so altentümliche Formen wie *gradjam* und *gradjah* (LESKIEN, Skr. Gramm. § 739) bis ins hohe Mittelalter hinein festhält, wäre das durchaus zuzutrauen. Mir fehlt leider jede Möglichkeit, die Frage zu untersuchen. Ich kann nur darauf hinweisen, daß mir hier ein Problem vorzuliegen scheint, in dem vielleicht noch nicht das letzte Wort gesprochen ist.

lichen Entwicklung weiter teil; wir erkennen seine Eigenständigkeit damit an, daß wir Multiplikativa mit *kratš* in zwei Worten zu schreiben pflegen. Weil aber *-šedy* zum Suffix erstarrt war, konnten davor am Ende des ersten Kompositionselements alte Kasusendungen erhalten bleiben, die sonst außer Gebrauch kamen wie etwa der Acc. Plur. *sedmi*; die Geschichte der idg. Adverbien bietet eine Unzahl von Parallelen für diese Erscheinung. Da *kratš* hingegen selbständig und lebendig blieb, verblieben auch die vor ihm stehenden Zahlwörter im Zuge der Sprachentwicklung: als z. B. der Acc. Plur. *sedmi* sich überlebt hatte, wurde er durch die inzwischen aufkommende Neubildung *sedmь* ersetzt. Daher möchte ich die überlieferten Multiplikativa für siebenmal chronologisch so ordnen. Der älteste Typ ist *sedmišedy*, entstanden durch Zusammenrückung des Acc. Plur. des noch adjektivisch gebrauchten Zahlwortes mit dem Acc. Plur. des Subst. Demgegenüber stellt *sedmь kraty* eine jüngere Bildung dar; alt ist daran das *kraty*, das noch das adjektivische Zahlwort als erstes Glied voraussetzt, das Zahlwort selbst aber ist bereits geneuert. So entsteht eine Wendung, die sich mit dem uns sonst geläufigen substantivischen Charakter der Zahlwörter über fünf schlechterdings nicht vereinen läßt. Die jüngste Schicht liegt in *sedmь kratš* vor. Hier hat sich das Zahlwort als Subst. durchgesetzt und *kratš* wird ihm nun ganz logisch im Gen. Plur. zugeordnet. Was flächig gesehen sich unserem Auge als ein Gewirr von Widersprüchen darstellt, fügt sich so in historischer Perspektive betrachtet zu einem sinnvollen System.

Über das Nebeneinander der Varianten *-šedi* und *-šedy* vermag ich nichts zu sagen. Man möchte annehmen, daß zwischen ihnen ursprünglich ein syntaktischer Unterschied bestand, doch lassen die Belegstellen, die ich nachprüfen konnte, nichts derartiges erkennen; die Suffixe scheinen bedeutungsgleich zu sein.

Nicht erklären kann ich auch die Bildung *mьnogašedi*. Nur soviel läßt sich sagen, daß *mьnoga-* weit überwiegend mit den Suffixtypen *-šedi* und *-šti* zusammengeht, also offenbar ihnen zuzuordnen ist. Wenn sich aber *mьnogyšedy* als Acc. Plur. zu erkennen gibt, dann müßte *mьnogašedi* der dazugehörige Nom. Plur. sein. Zwar ist ein Nom. Plur. msc. auf *-a* slavisch bisher nicht nachgewiesen, er liegt aber nicht außerhalb des Bereichs jeder Möglichkeit. Denn slav. *sněgъ* entspricht an. *snjór*; dazu aber heißt der Nom. Plur. *snjóvar* „Schneefälle“¹; setzt man diese Form Laut für Laut ins Russ. um,

¹) GEHRING, Vollständiges Wörterbuch zu den Liedern der Edda, Halle 1903, s. v. Für den Nachweis dieses Belegs bin ich ERNST FRAENKEL zu Dank ver-

dann erhält man den „unregelmäßigen“ Plur. *sněgá* „Schneemassen“. Genau so würde russ. *chlěbá* „Getreidearten“ einem got. **hlaiþos* entsprechen, und das wäre der zu erwartende, leider zufällig nicht belegte Nom. Plur. von *hlaiþs*; indes ist an. *hleifar* bezeugt¹⁾. Es gibt also slav. Nom. Plur. msk. auf -a, die im Verdacht stehen, Fortsetzungen idg. Nom. auf *-ös zu sein. Die wirkliche Schwierigkeit ist aber die, daß der Nom. Plur. der idg. Adjektiva weithin seit ältester Zeit unter den Einfluß der pronominalen Deklination geraten ist. Auch got. wäre der Plur. zu *manags managai*. Man müßte sich also, um *mǣnoga* zu halten, zu der mehr als riskanten Annahme versteigen, daß *mǣnogs* im Slavischen ursprünglich rein nominal dekliniert worden sei. Daran scheidet dieser Deutungsversuch.

Auf eine russ. Kuriosität muß ich abschließend noch hinweisen. SREZNEVSKIJ verzeichnet ein dreimal belegtes Multiplikativ *tri žbda*. Das könnte **tri-šbda* sein und sieht nach einem Dual aus. Hier bieten sich verschiedene Möglichkeiten der Deutung. *tri žbda* kann in der Endung mechanisch an *tri krata* angeglichen sein. Es kann aber auch ohne diese Analogie entstanden sein. Voraussetzung wäre dann, daß das Subst. **šbdz* zu der Zeit, als die Zahlwörter von fünf an aufwärts substantiviert wurden, noch nicht ganz tot war, so daß es in einzelnen Sprachen oder wenigstens Dialekten an der Entwicklung der lebenden Sprache teilnehmen konnte. Dagegen spricht die sonst zu beobachtende Altertümlichkeit der *-šedi, -šedy*-Bildungen, und es fehlen auch alle anderen Anzeichen dafür; weder gibt es ein **dvašbda* noch ist der zu erwartende Gen. Plur. **šbdz* nachweisbar. Aber es besteht auch noch eine dritte, sehr abenteuerliche Möglichkeit der Deutung. Die erste Belegstelle stammt aus der Legende von Boris und Gleb und lautet: *Imše že za suchuju nogu i trižda prekrstivša, čělu ju stvorista*. „An den trockenen Fuß gefaßt habend und dreimal bekreuzigt habend, habt ihr (oder: haben sie) ihn gesund gemacht“. Hier erscheint *trižda* tatsächlich in Gesellschaft von zwei einwandfreien Dualen, *prekrstivša* und *stvorista*. Der Vorgang ist klar: die beiden Heiligen haben jeder dreimal das Kreuzzeichen gemacht. Bedeutet demnach *trižda* etwa „zu zweit dreimal“? Darauf führt nämlich auch die Interpretation

pflichtet; ich war auf der Suche nach dem Plur. von got. *snaiws*. Bei der Gelegenheit möchte ich ERNST FRAENKEL für die immer hilfsbereite Güte, mit der er mir die Benützung seiner Bibliothek gestattete, von Herzen danken; ohne diese seine ständige Hilfe hätte ich auch die vorliegende Untersuchung überhaupt nicht durchführen können.

¹⁾ FRITZNER, Ordbog over det gamle norske Sprog, II. s. v., Kristiania 1891.

der zweiten Stelle, die der I. Novgoroder Chronik s. a. 6918 entnommen ist; das Prädikat steht hier schon im Plur.: *Bystě toi osemi Ljachomě i Litvě 3 poboišča s Němci, i trižda Němec izbiša.* „Es kam aber in diesem Herbst zu drei Treffen der Polen und Litauer mit den Deutschen, und dreimal besiegten sie die Deutschen“. Wieder ergibt sich der Sinn ganz klar: Polen und Litauer erkämpften als Verbündete (als Paar also) „zu zweit dreimal“ einen Sieg über die Deutschen. Ist die merkwürdige dualische Beziehung von *trižda* an den beiden Stellen ein reiner Zufall?? Das dritte Beispiel gestattet keine dualische Auslegung: *Dunet na nj trižda.* „Er bläst ihn dreimal an“. Ebenso läßt sich aus einem Beleg, den SREZNEVSKIJ für *trišdu* (ehemaliger Gen.-Loc. Du.?) gibt, Jo 13, 38 in einem Ev. des 13. Jhdts, nur die gewöhnliche Bedeutung ‚dreimal‘ herauslesen. Wieder macht sich der Mangel an Vergleichsmaterial drückend und hemmend bemerkbar.

In meiner Besprechung von Trypućkos Arbeit habe ich mich vornehmlich mit der Überlieferungsgeschichte der *-šedi*, *-šedy*-Suffixe befaßt und auf Grund des Befundes die Annahme eines aus dem Idg. herzuleitenden Multiplikativadverbs zurückgewiesen. Diesmal bin ich dem Gebrauch der Suffixe im Slavischen nachgegangen und hoffe gezeigt zu haben, daß wir nicht nur zu einem vertieften Verständnis der Multiplikativa sondern auch des slavischen Zahlworts ganz allgemein gelangen können, wenn wir nur den Mut haben, den Weg, den uns LESKIEN wies, beherzt weiter zu gehen. Gewiß lassen sich nicht alle Einzelfragen beantworten, im ganzen aber scheint mir ein Zweifel nicht mehr möglich, daß sich hinter unserem Suffix tatsächlich das von LESKIEN erschlossene Subst. **šedь* verbirgt.

Hamburg.

E. TANGL

Bemerkungen zu Vasmers Russischem Etymologischen Wörterbuch

Beim Studium dieses Werkes haben sich mir eine Anzahl Besserungen und Nachträge ergeben, die der Herr Verfasser vielleicht noch in den Nachträgen benutzen kann.

S. 5: unter ‚englisch‘ l. am Schlusse: ae. *englisc.* —

S. 6: *admiral* beruht vielmehr auf arab. *ʿamīr ʿalā* ‚höherer Führer‘, oder *ʿālī* ‚hoher Führer‘, vgl. GAMILLSCHEG unter *amiral.* —

S. 16: *amanát* ist ‚Geisel,‘ nicht ‚Geißel‘! —

S. 20: frz. *anchois* stammt nach GAMILLSCHEG von span. *anchoa*, das auf gr. ἀφύη beruhen soll (?). —

S. 25: *harlekin* kommt von ae. *Herla cyning*, vgl. FLASDIECK, Anglia LXI, 225 ff. und STROH, Beiblatt LIII, 114f. —

S. 47: zu *báli* 'Arzt', eigtl. 'Bespreeher' vgl. got. *lēkeis* zu gr. λέγειν. —

S. 60: *bat* entspricht dem ne. *bat*, ae. *batt* (kelt. Herkunft). —

S. 66: zu *báju* gehört auch ae. *bōian* 'prahlen'. —

S. 71: zu *bela* 'Geld' = 'Eichhörnchen' vgl. afries. *skilling kona* < russ. *kuna* 'Fell'. —

S. 75: unter *bērdo* l. mhd. *bort* 'Rand' st. 'Band'. —

S. 84: russ. *bzdeť* 'pedere' hat mit nhd. *fisten* nichts zu tun, vgl. aisl. *fisa* in meinem anord. Wtb. —

S. 88: *biskup* beruht eher auf mnd. *biscop* oder aisl. *biskup*. — ib. *bitis* 'Seitenwind' kann nicht = aisl. *beiti-áss* sein, denn dies bedeutet einen zum Ausspannen der unteren Segelkante dienenden Baum! —

S. 90: unter *blázen'* l. ahd. *blāsan* st. *blāan*. —

S. 90: *blak* 'Pech, Teer' stammt vielleicht von as. *blak* 'schwarz' ? —

S. 92: unter *bléjat'* fehlt ae. *blātan*. —

S. 95: *bljádo* hat mit got. *biudan* nichts zu tun, sondern gehört zu aisl. *boðn* 'Gefäß', s. PBrB. 61, 246. —

S. 97: zu *bobr* 'Biber' vgl. noch mnd. *bare* 'Bär', ablautend mit ahd. *bero*. —

S. 99: Verwandtschaft von got. *badī*, ahd. *beti* 'Bett' mit asl. *boda* ist doch sehr zweifelhaft, vgl. aisl. *beðr* 'Unterlage, Lager, Kissen, Polster, Bett, Ufer, Strand'! —

S. 100: zu *bódnja* vgl. noch as. *budin*. — ib. l. aisl. *godahūs* unter *božnica*. — ib. *boz* 'Holunder': aisl. *bök* und *Buche* sind gewiß fern zu halten, nisl. *beyki* ist schlechte Schreibung für *beiki*, das durch *bāki* auf aisl. *bāki* zurückgeht. Die Schreibung *-ey-* erklärt sich daraus, daß dies im Nisl. auch zu *-ei-* geworden ist. —

S. 104: *bolóto* (am Schluß) ist auch von nl. *peel* schon deshalb zu trennen, weil dies auf mnl. *pedel* beruht. —

S. 106: zu *bor* I vgl. nhd. *Urbar*. —

S. 108: zu *bórov* vgl. noch ae. *bearg*, *borg*. —

S. 112: unter *botét'* l. schwed. *patt*, dä. *patte*, nisl. *patti*. —

S. 120: zu *bred* I vgl. ae. *breodian* und mhd. *braten* 'plaudern'. —

S. 121: *brezgát'* hat mit mhd. *brīsen* nichts zu tun! —

S. 125: *brozdá* ist der Bedeutung wegen von ae. *brord*, aisl. *broddr* und ahd. *brort* fern zu halten. —

S. 126: unter *brónja* l. ahd. *brunnia*. —

S. 126: unter *brosát'* str. asächs., l. ags. *brȳsan* und ahd. *brosma*. —

S. 129: zu *bryží* vgl. S. 121, Z. 6. — ib. *brýzgat'* hat mit ndd. *prüsten* wohl nichts zu tun. —

S. 138: *buziná* 'Holunder' dürfte kaum mit *Buche* verwandt sein, auch kurd. *bûz* 'Ulme' gehört schwerlich dazu. Nisl. *baukr*, *beyki* und *beykir* sind vollends zu streichen, vgl. zu S. 100. —

ib. *buzovát'* 'schlagen' möchte ich zu norw. *bauka*, nl. *beuken* ds. stellen. —

S. 139: bei *buk* I (am Schluß) wird ein as. *buk*, *boke* erwähnt, das ich nicht kenne. —

S. 140: unter *búka* steht ein mir unbekanntes anord. *bokka*; ich kenne nur *bokki* 'Kerl' und *bokkr* 'Bock'. — ib. *búkat'* und *pfauchen* sind schwerlich verwandt. — ib. unter *búkva* l. anord. Pl. *bākr*. —

S. 141: zu *bulavá* vgl. aisl. *būlda* 'Axt', nisl. ~ 'dickköpfiges Schaf'.

S. 142: *buldýri* paßt auch gut dazu, vgl. ndd. *bülle*, aisl. *boldi* 'Geschwulst', aschwed. *bolin* 'geschwollen'. Aber ndd. *püle* ist unverwandt. — ib. *búlka* hat mit nl. *puil* und ndd. *püle* wohl nichts zu tun. —

S. 144: zu *bumága* vgl. LOKOTSCH Nr. 1617. —

S. 147: *burít'* gehört vielleicht zu aisl. *Byrvill* Pn., norw. *byrvyle* 'Unverschämter' und *burva* 'sich vordrängen'. —

S. 151: *búrja* ist wohl von aisl. *byrr* zu trennen, das man besser zu *bera* 'tragen' stellt. —

S. 153: *butét'* ist wohl zu mnd. *boddich* 'dick' zu stellen, vgl. aisl. *Boddi* in meinem awnord. Wtb. —

S. 159: zu *býstryj* vgl. ib. unter *busi* sowie nl. *beuzelen* 'tändeln'. —

S. 169: zu *var* I vgl. aisl. *vqr* 'Steinlage', ae. *waru*, afries. mnd. *ware* 'Schutz, Damm'. —

S. 186: *vereníca* hat auch einen Verwandten in ae. *wearn*. —

S. 186: anders über *véred* s. unter *varta* in meinem awnord. Wtb. —

S. 188: zu *verzát'* vgl. aisl. *urqa* u. l. ahd. *wurgen* st. *wurgjan*. —

S. 206: *vítjaz'* wird auch von ae. *wíc*, aisl. *vīk* 'Bucht' abgeleitet; as. *wīc* stammt vom lat. *vīcus*. —

S. 207: *vit'* gehört zu ae. *wīdig(e)*, aisl. *vīdir*, *viðja* usw. —

S. 211: *vnutr'* entspricht aisl. *iðr(ar)*. —

S. 218: *volk* möchte ich von go. *wulfs* trennen. —

S. 221: *Volos* zu aisl. *volsi*? Dies wird sonst anders erklärt, s. mein awnord. Wtb. —

S. 223: *volčica* kann nicht zugleich mit aisl. *ylgr* und ahd. *wulpa* verwandt sein! —

S. 226: *vor* II entspricht aisl. *vqr*. —

S. 227: *voróba* möchte ich von aisl. *varp*, *verpa* etc. trennen und lieber ae. *wearp* 'Weidenzweig' dazu stellen. —

S. 234: *vrač* 'Arzt' vergleicht sich got. *lēkeis* zu λέγω. —

S. 237: *vtorój* gehört zu aisl. *viðr*, go. *wiþra* 'wieder, weiter'. —

S. 240: *výmja* hat die germ. Ablautsformen as. *ieder*, mnd. *jüdder*, afries. *iāder*, aisl. *jūgr*. *jūr* neben sich. —

S. 241f. zeigt *výskor'* Ablaut mit aisl. *skart* 'Staat, Putz'. —

S. 242: zu *vysókij* vgl. aisl. *of*, *upp*, *upsi*, *ufs* sowie kym. *ychel*. —

S. 248: *gáva* entspricht nld. (nicht ndd.) *kauw*. —

S. 248: *gávkat'* kann nicht mit aisl. *geyja* und ai. *jǫgunvē* zugleich verwandt sein, denn *geyja* gehört zu aksl. *zovǫ* und ai. *hávatē*. —

S. 263: *gvozd'* soll 'Nagel, Wald, -gebirge, Quaste, Zweig' bedeuten! Das erinnert an die Zeiten Voltaires — es fehlt nur noch schwed. *kvist* 'Dachstube'. —

S. 268: *gil'* kann nicht von ndd. (nicht nhd.) *gehl* kommen, weil er gar nicht gelb ist! —

S. 269: *gin'* < nl. *gijn*, nhd. *gien* beruht auf ne. (en)*gin* < frz. *engin* < lat. *ingenium*. —

S. 271: *gládiť* gehört zu an. *sǫlar-glaðan*. —

S. 274: *glistá* stellt sich gut zu nhd. *Kleist* 'Glattbutt'. — ib. *globá* I liegt auch in aisl. *klafi* vor. —

S. 276: *glum* soll zu aisl. *glaumr* gehören, das aber auch als **ga-hl-* zu *hlymr* gestellt wird. —

S. 278: *gljadét'*, vgl. noch aisl. *glit(r)a*. —

S. 279: zu *gnat'*: aisl. *gandr* bedeutet 'Zauber'. — ib. unter *gnedój* am Schluß l. nisl. *hnissa*. —

S. 280: *gnetú* hat neben sich aisl. *knōða*. — ib. *gnit'* gehört auch zu aisl. *gniða*. —

S. 281: zu *gnut'* vgl. noch aisl. *gaupn* und *gopi*. —

S. 283: *govjádó* zeigt im German. auch *ū* in ae. *cū* und aisl. *kǫr*. —

S. 284, Z. 6 l. got. *gōþs*. —

S. 289: *Golštinija* hat im Aruss. *Olčati* in der 2. Silbe *ā*, also l. ndd. *Holtsäte*, mlat. *Holtsātius*. —

S. 297: unter *górod* l. got. *gards*. —

S. 299: *gospód'*: erg. got. *-faþs*. —

S. 302: zu *grábit'* erg. ndd. *grabbeln*. — ib. *grábli*: dazu ahd. *grebil*, aisl. *grefill*. —

S. 304: *gran'*: l. schwed. *gran*.

S. 306: zu *gremét* vgl. nl. *grommen*, wfäl. *grummeln* 'leise donnern'. —

S. 309: unter *grob* l. got. *graba* 'Graben'. — Ib. *grog* beruht auf frz. *gros grain*. —

S. 310: *grozd* gehört kaum zu got. *gras*. — ib. *gromáta* I: dazu auch ae. *crimman* und nhd. *krummen*. —

S. 311: zu *gróchet* vgl. noch ae. *cracian*. —

S. 312: unter *grúda* l. ahd. *guzzi*. —

S. 313: wie kann *Grúmant* von *Grönland* kommen? —

S. 315: die Zugehörigkeit von got. *grid* zu *grjadú* ist doch sehr umstritten, vgl. FEIST unter **griþs*. —

S. 316: unter *gubá* II steht an. *kumpr*, das ein mnd. Lehnwort sein muß; vgl. vielmehr an. *kimbi*, *kimbla*, *-i*, *kimbull*, *kumba*, *-i*, *kumbr* und me. *chimble* 'bündeln'. —

S. 319: an. *gulli* (unter *gulit'*) bedeutet 'Stiefvater' und beruht auf *Guð-leifr*, *-laugr*, *-leikr*. —

S. 339: *déndi* < ne. *dandy*, das schon zu Ende des 18. Jhdts. in Schottland erscheint, beruht wohl auf *Andrew*. —

S. 342, Z. 8: ne. *tare* ist etymologisch dunkel, vgl. die Bedeutung! —

S. 349: *džut* beruht auf ne. *jute*. —

S. 351: unter *dívo* l. an. *tívar*. —

S. 354: *dampf* (unter *dnu*) hat altes *th-* im Anlaut, vgl. KLUGE s. v. —

S. 357: unter *dožd'* str. an. *dust*, das auf mnd. *dust* beruht, von dem auch norw. *dust* stammt. —

S. 361: unter *dom* l. an. *tōpt*, *tūpt*, *tōfst*, das aber nicht auf **tumfetiz* beruht! —

S. 363: zu *dor* vgl. an. *tara* 'Krieg, Streit', norw. *tare* 'Lumpen'. — ib. zu *dórob* vgl. an. *torf*, ae. as. *turf*, ahd. *zurba*. —

S. 367: zu *drápat'* vgl. an. *traf* 'Kopftuch', Pl. *trof* 'Fransen' etc. —

S. 368: unter *drévnij* möchte ich got. *triggus* und *triu* streichen. —

S. 370: zu *drobá* erg. an. *draf* und l. ae. **draef*. — ib. zu *drobit'* erg. an. *drafna* 'sich auflösen'. —

S. 378: zu *dug* vgl. an. *ūtangi* 'schlechter Mensch', norw. *tangleg*, schwed. *tinglug* 'nützlich', ae. *getang* 'berührend', an. *tengja* 'zus. binden', *sam-tengd* 'Band', *tengdr* 'verwandt', mnd. *tengen* 'anfangen' usw. —

S. 379: dem ir. *dúal* entspricht an. *dugall* (unter *dúžij*). —

S. 380: die *Donau* heißt an. *Dunaā*, mnd. *Dūnouwe*, ung. *Duna*. —

S. 381 unten erg. an. *daunn* = got *dauns* sowie *dūni* 'Feuer', as. *dūnunga* 'Raserei'. —

S. 383: unter *dut'* str. mhd. *dampf*, s. oben zu S. 354.

Wiesbaden.

F. HOLTHAUSEN

Zum russischen Namen des Mammuts.

Der aufschlußreiche Aufsatz von M. RÄSÄNEN über das Wort *Mammut* (Zeitschrift XXI 293—295) bedarf einiger chronologischen Ergänzungen. Es heißt darin: „Nach Ludloff (Et. Wb. von LOKOTSCH und von KLUGE-GOETZE) soll der Name Mamont, Mamut im Jahre 1696 in die wissenschaftliche Sprache eingeführt worden sein“ (S. 294). Erstaunlicherweise steht tatsächlich im Etymologischen Wörterbuch von Kluge-Goetze: „Mammut n. Der urweltl. Riesenelefant wurde durch Grabungen des Russen Ludloff im nordöstl. Sibirien 1696 bekannt“ (11. Auflage, S. 373). Wer könnte vermuten, daß in diesem so vortrefflichen Werke aus dem Deutschen Heinrich Wilhelm Ludolf ein Russe Ludloff und aus dessen Grammatik — Grabungen entstanden sind? Denn es geht hier offensichtlich um eine Stelle aus H. W. LUDOLFS *Grammatica Russica* (Oxford 1696): „Magnae vero curiositatis res est Mamotovoi kost, quod in Siberia è terra effoditur. . .“, usw. (S. 92).

Der erste bisher bekannte Beleg des Wortes Mammut ist jedoch um vier Jahre älter. Man findet ihn in dem großen Werke des Bürgermeisters von Amsterdam, NICOLAAS WITSEN, *Noord en Oost Tartarye*, aus dem Jahre 1692. Witsen berichtet von „elpen-beene-tanden, zo groot als klein, by de inlanders Mammouttekoos geheten, of been van het dier Mammout“. An einer anderen Stelle heißt es: „Daer ter plaetze wert mede gebeuzelt, dat deze tanden hoornen zyn van het dier Behemoth, by de Russen Mammout, anders Mammona genaemt, daer van men by Job leest. . .“, usw. Alle diese und noch mehrere andere alte Belege werden ausführlich von R. VAN DER MEULEN besprochen in seiner Abhandlung *De naam van den mammoth*, Amsterdam, 1927, 55 S. (Mededeelingen der Kon. Akad. van Wetensch., Afd. Letterkunde, deel 63, serie A, Nr. 12). R. VAN DER MEULEN hat auch einleuchtend gezeigt, daß durch Verschreibung von *u* statt *n* aus dem russ. mamont ein mamout entstand (S. 47), eine Form, die später in alle europäischen Sprachen eingedrungen ist. Der Umstand, daß WITSEN nebst Mammout auch Mammona gebraucht, hat R. VAN DER MEULEN veranlaßt, in der letzten Form den Ursprung des russ. Wortes zu erblicken, was ihn dann auch weiter zwingt, eine polnische Vermittlung anzunehmen, denn nur im Polnischen (und auch im Ukrainischen) wird aus dem neutestamentlichen Mammon ein mamona mit der Bedeutung „böser Geist, Schreckbild, Ungeheuer, Monstrum“, usw. (S. 39). Es ist zu bedauern, daß Herrn Räsänen die Abhandlung von der Meulens unbekannt geblieben ist.

Es ist mir nun möglich, die älteste Erwähnung des russ. Namens für Mammut um mehr als siebenzig Jahre zu verschieben. Man findet ihn nämlich in dem handschriftlichen russisch-englischen Wörterverzeichnis von RICHARD JAMES, welches, in den Jahren 1618—1620 niedergeschrieben, jetzt in der Bodleian Library in Oxford aufbewahrt wird. Über diese Handschrift, die demnächst von J. S. G. Simmons und mir herausgegeben werden soll, siehe Oxford Slavonic Papers, II, 123—125. Im Wörterverzeichnis steht S. 62, unmittelbar nach dem Worte *slone*, an elephant': *Maimanto*, as they say a sea elephant which is never seene, but accordinge to the Samuites he workes himselfe under grownde and so they finde his teeth or hornes or bones in Pechore and Nova Zemla of which they make table men in Russia (unter den table men sind wahrscheinlich Schachfiguren zu verstehen).

Die Endung *o* ist nicht recht klar. Hielt JAMES das Wort für ein Neutrum? Es ist nicht unmöglich. Doch gibt es bei ihm einige Beispiele mit *o* an Stelle von betontem und unbetontem *a*, obwohl viel seltener, als *a* für *o*. Und da er öfters Maskulina in der Genetivform aufnimmt, könnte also *maimanto* für Gen. *maimanta* stehen. Allerdings wäre es das einzige Beispiel in der Handschrift mit der Wiedergabe der Endung des Gen. Mask. durch ein *o*.

Der Glaube an ein unterirdisches Leben des Mammuts, den JAMES den Samojuden zuschreibt, entspricht im allgemeinen den Vorstellungen, die die sibirischen Eingeborenen noch kürzlich von diesem Tiere gehabt haben. Nur die Lokalisierung der Funde in die Gegend von Pečora und auf Novaja Zemlja wirkt etwas befremdend. Es könnte vielleicht eine Verwechslung mit einem anderen nordischen Elfenbein, den Walroßhauern (*rybej zub* des alten Rußlands), vorliegen.

Strasbourg

B. UNBEGAUN

Russische Ortsnamen

Prof. Dr. M. VASMER hat sich an mich bezüglich der Deutung einiger Ortsnamen im Russischen gewandt, bei denen er geneigt ist, östlichen Ursprung anzunehmen. Obgleich ich mir bewußt bin, daß das Spekulieren mit Ortsnamen, über deren urspr. Sprache und Bedeutung man nie sicher ist, gewagt erscheint, versuche ich hier einige Namen zu erklären.

1. Čeboksáry

Diese Hauptstadt der tschuwassischen autonomen Republik, die чув. (ZOLOTNITSKIJ) *šovaškar*, (JEGOROV) *šusaškar* lautet, ist m. E. čeremissischen Ursprungs, weil in diesem Kreis noch Tscheremissen wohnen, der Kreis aller Wahrscheinlichkeit nach urspr. von Tscheremissen bewohnt war und die Wolga-Bolgaren bzw. die jetzigen Tschuwassen hier spätere Ankömmlinge sind.

Im Čer. heißt die Stadt: Berg-čer. (RAMSTEDT) *šaβášar*, (VASILJEV, Marij Muter S. 254) *šavaš-äner*, (269) *šapšer*, Wiesen-čer. (Trojtskij) *šovakš-éner*, (ZOLOTNITSKIJ) *šobakš-inér*, (VASILJEV 264) *šovaš-ener* (< *šovaš-ener*?), *šopšer*, wo der zweite Teil čer. *ener* usw. 'Bach, Fluß' bedeutet (also urspr. ein Flußname) und der erste Teil Wiesen-čer. (RÄSÄNEN) *šobaš* 'бурак из бересты при молениях', (PAAASONEN) 'aus Lindenrinde zusammengenähter runder Korb, in dem man früher Kleider aufbewahrte; jetzt benutzt man hierzu fast ausschließlich hölzerne Truhen', (VASILJEV 264) *šovakš*, *šovaš* 'бурак или мал. кадущка для пива' < чув. (*šobaška*). Vgl. RÄSÄNEN, MSFOu 48: 267). Zu чув. *kš* > *šk* s. StO 15: 225. Russ. Čeboksáry ist natürlich ein čer. Lehnwort, aber lautlich etwas verstümmelt.

2. Samára

Dieser Stadtname a. d. Wolga ist auch als Name eines Nebenflusses der Wolga und eines Nebenflusses des Dnepr bekannt. Er enthält scheinbar auch einen Gefäßnamen, doch sein Ursprung ist turkomongolisch. Den Stadtnamen finde ich nicht in den mir verfügbaren Wörterbüchern, wohl aber z. B. in den Volksdichtungen der Tschuwassen von PAAASONEN (MSFOu 94:343). Dort kommt er in der Form *samar* vor, die sicherlich wolga-türkischen Ursprungs ist. Als Appellativum bedeutet *samar* nach RADLOFF: (čag.) 'einen Sack, der auf beiden Seiten des Pferdes herabhängt', 'das Becken, die Kanne',

(Kazak) 'einen sehr großen Holznapf, in den man Kumiß gießt oder auf den man Fleisch aufhäuft'. Im Kalm. heißt *samr* (RAMSTEDT, Kalm. Wb. 311) 'die Stadt Samara (a. d. Wolga)' und als Appellativum u. a. 'der kleine Beutel am Gurt mit der Wasserflasche der Geistlichen' (nach RAMST. = kalm. *samnr* 'Mönchsgelübde' < < sskr.). Unklar ist, ob der Stadtname *Samarkand* *سمرقند* etwas mit dem obigen zu tun hat. Der Endteil ist natürlich pers. *kand*, *kend* 'die Stadt'. Zu beachten sind die alten Belege: griech. *Μαράκανδα* (Ptolemaeus 6, 11, 9; 8, 23, 10), *Μαράγανδα* (Arrian Anab. 3, 30, 6; 4, 3, 6—16, Strabo 11, 517) u. a. (s. Pape-Benseler Wb. der griech. Eigennamen 2, 858).

3. Barnaul

Dieses ist ein Stadtname in West-Sibirien. Scheinbar ein (mong.-) türk. Personennamenname des Typus *karayul*, *žasayul*, *jasaul*. Von dem Stadtnamen ist wohl hergeleitet: kaz. Radl. *barnaul*, *barnayyl* 'ein Dreikopekenstück' > russ. DAL' *барнаул* (Ost. Sib!) 'медная монета местного чекана при Екатеринѣ', čer. *parna*, *parnaul* 'drei Kopeken' (RÄSÄNEN, MSFOu 50:50). Der Name ist scheinbar eine Ableitung auf *-yul*, *-gül* 'Täter' (s. POPPE, KSz 20:101) vom Verbum (osm. krm.) *baryn* 'sich vor Gefahr flüchten, festsetzen', wie atü. *tirnägül* 'Sammeler' < *tirin* 'sich sammeln' (GABAIN, Alttürk. Gramm. 72).

Helsinki

MARTTI RÄSÄNEN

Rodit's'a v rubaške (*soročke*)

Russ. *on v rubaške (soročke) rodils'a* 'er ist im Hemde geboren' hat bekanntlich die übertragene Bedeutung 'er ist ein Glückskind'. *rubaška* und *soročka* werden hierbei im Neurussischen unterschiedslos gebraucht, und zwar ausschließlich in der Deminutivform. Beläßt man es bei der Grundbedeutung 'Hemd', so ergäbe sich etwa die Hyperbel: er ist vom Glück so begünstigt, daß er bereits als Neugeborener ein Hemd hat, es fällt ihm von Geburt an sozusagen alles in den Schoß. Eine solche Deutung schwebt hinsichtlich *rubaška* offenbar DAL' *Tolkovyj slovar'*, 3. Aufl., vor, ebenso PAWLOWSKY, Russ.-dt. Wb., 3. Aufl., die die fragliche Redewendung unter der Bedeutung 'Hemd' bringen, zusammen mit Wendungen, denen diese Bedeutung zweifelsfrei zugrunde liegt, z. B. *ostat's'a v odnoj rubaške* 'im bloßen Hemde

bleiben“, d. h. „an den Bettelstab kommen“. So auch VOLIN und UŠAKOV, Tolkovyj slovar' russk. jaz., Moskau 1939f.; sie gehen gleichfalls von der Bedeutung „Hemd“ aus und bezeichnen die Wendung rodit's'a v soročka als „scherzhaft“. Nun steht aber unter den zahlreichen Bedeutungen von rubaška und soročka eine in naher Beziehung zum Vorgang der Geburt: „ἄμνιον, Schafhäutchen, Eihaut, Fruchtwasserhaut“. Die genannten Wörterbücher verzeichnen diese Bedeutung teils für beide Wörter, teils für eines von ihnen, ohne einen Zusammenhang der Redewendung mit dieser Bedeutung immer klar erkennen zu lassen. SREZNEVSKIJ Materialy, kennt die Bedeutung „Amnion“ für das Altrussische nicht. Zur Semasiologie „Hemd“ / „Haut“ vgl. dt. Hemd aus germ. *hama -di „Hülle, Kleid(chen)“ und zu anord. hamr „Hülle, Haut“; ferner poln. koszulki „Aderhäutchen“ Pl. Dem. zu koszula „Hemd“.

Daß rubaška und soročka in unserem Zusammenhange nicht „Hemd“, sondern „Amnion“ bedeuten, ist naheliegend. Dm. ZELENIN, Russ. (ostslav.) Volkskunde S. 293 bemerkt freilich nur: „Wenn das Kind in einem ‚Hemde‘ geboren wird, so verwahrt man dieses als Symbol des Glückes und trägt es als Amulett am Halse“. Jede Erläuterung fehlt, und da unmittelbar vor und nach diesem Satze von allerlei Hemden in nichtübertragenem Sinne die Rede ist, wirkt Zelenins Bemerkung geradezu mißverständlich; auch geht aus ihr nicht hervor, daß das „Hemd“ vor allem für das Neugeborene selbst heilbringend ist. Indes handelt es sich um einen alten und weitverbreiteten Volksglauben. Schon im Altertum galt das Amnion als Träger heilbringender Kräfte. Im Mittelalter weissagten die Frauen aus der Farbe des Amnions, wobei eine rötliche Färbung Glück, eine schwärzliche Unglück bedeutete. Vgl. Handwörterb. d. dt. Aberglaubens, herausgeg. von H. BÄCHTOLD-STÄUBLI, Berlin und Leipzig 1930f. unter „Amnionmantie“. In Deutschland gilt bis in die jüngste Zeit die am Kopfe des Neugeborenen hängengebliebene angebliche Embryonalhaut als „Glückshaube“ (nddt. Glückshuuv). Unter den zahlreichen Synonyma wie „Glückshaut, Glückshelm, Glückshut“ usw. findet sich auch „Westerhemd“ (das eigentlich „Taufkleid“ bedeutet), und ein Beleg aus dem 17. Jahrhundert (Erzgebirge) spricht vom „Geburtshemdlein“. Vgl. GRIMM, Dt. Wb. unter „Haube“, „Glückshaube“, „Helm“; Handwb. d. dt. Aberglaubens unter „Glückshaube“. Zur Glückshaube in England vgl. A. R. WRIGHT, English Folklore S. 13.

Das Glück, das die Haube dem Träger selbst bringt, ist auch auf andere Personen übertragbar. Voraussetzung ist aber in jedem Falle, daß

sie sorgfältig aufbewahrt oder auch in die Kleider eingenäht, ins Essen gegeben wird. Andernorts wird die Glückshaube vergraben, sei es auf dem Felde, sei es unter der Hausschwelle. Unter der Schwelle haben im Dämonenglauben die toten Vorfahren ihren Sitz; sie, die einer Geburt hinderlich sind, sollen durch das „Opfer“ der Glückshaube sichtlich besänftigt werden. Ebenso wird der roten Färbung der Haube die Fähigkeit zugesprochen, die Dämonen abzuschrecken. Hebammen eignen sich die Glückshaube an, um mit ihr den eigenen Kindern zu nützen oder auch Handel damit zu treiben. Wir stehen also im Bereich eines in vielen Ländern tiefverwurzelten Volksglaubens. Für die west- und südslavischen Völker sind die Belege anscheinend spärlich und nicht eindeutig; die Wenden kennen den Glauben an die Glückshaube überhaupt nicht (E. SCHNEEWEIS, Feste und Volksbräuche der Lausitzer Wenden, Leipzig 1931, S. 6). Dagegen bringt P. BARTELS, Fortpflanzung, Wochenbett und Taufe in Brauch und Glauben der weißrussischen Landbevölkerung (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, 17. Jahrg. (1907), S. 167) einen Beleg für Weißrußland: „War es (das Kind) in der sog. Haube . . . geboren, so ist dies ein gutes Zeichen: die Mädchen werden gute Hausfrauen, Knaben gute Wirte, bei denen alles Vieh gedeihen wird. Wenn der Vater des Kindes das Häubchen mit aufs Feld zum Säen des Getreides nimmt, so gibt es eine gute Ernte“.

Soweit scheint alles klar zu sein. Doch bedarf das Verhältnis der Ausdrücke „Hemd — Haube — Amnion“ noch der Erörterung. Da soročka auch einen haubenartigen Frauenkopffutz der großr. Volkstracht bezeichnet, darf angenommen werden, daß dieses Wort in dieser Bedeutung die ursprüngliche Bezeichnung für die „Glückshaube“ gewesen ist; über die andere, gemeinostslav. Bedeutung von soročka, nämlich „Hemd“, ist auf das bedeutungsgleiche rubaška später auch die Bedeutung „Glückshaube“ übergegangen. Die Bezeichnung selbst sagt es und alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß die glückbringende „Haube“ ganz überwiegend auf dem Kopfe des Neugeborenen sitzt. Nun ist es aber schon a priori unwahrscheinlich, daß — diesen Eindruck vermitteln etwa die Erläuterungen von DAL' — das Kind das ganze Amnion kappenartig über den Kopf gestülpt trägt. Die übliche „Kappe“ der Neugeborenen hat denn auch mit dem Amnion nichts zu tun. Es handelt sich vielmehr um die vernix caseosa auf dem Kopfe des Kindes, eine Art Milchschorf, der vitaminhaltig ist und in ein paar Tagen von dem Neugeborenen aufgesogen wird, also

eine Art Nahrungsreserve bildet¹⁾. Daher neigt die neuere Medizin dazu, das „Häubchen“ nicht zu entfernen. Somit liegt das „Glück“ nicht in allenfalls haftengebliebenen Resten des Amnions, sondern in jener Vernix, weil sie gespeicherte Nahrung, also Lebenskraft enthält. Die „Volksmedizin“ früherer Jahrhunderte hat — unter dem Eindruck der dem Amnion seit altersher beigemessenen besonderen Bedeutung — offenbar die Vernix für das Amnion gehalten, was im Russischen auch sprachlich seinen Ausdruck gefunden hat. Es ist aber bemerkenswert, daß die moderne Medizin den alten Volksglauben an die „Glückshaube“, wenn auch in korrigierter Form, bestätigt.

Hamburg

FRIEDRICH WILHELM NEUMANN

Russisch *něčego* und Verwandtes

Bis in die neueste Zeit hinein ist es üblich, russ. нечего, некого, нечему, нечем, né о чем etc. unter systematischen Gesichtspunkten als Pronomen anzusprechen, deren Funktion etwa in der Leugnung eines bestimmten möglichen Seins zu suchen wäre: „дальше нечего рассказывать.“ Dieser Tradition folgend bezeichnet z. B. L. TESNIÈRE in seiner vorwiegend strukturell aufgebauten russischen Grammatik нечего als „pronom dénégatif“.²⁾ Auch V. VINOGRADOV³⁾ beläßt некого, нечего unter den gar nicht einmal zahlreichen „eigentlichen“ Pronomen (я, ты etc., себя, кто, что, никто, некто u. a.), die nicht in anderen Wortklassen unterzubringen sind („бесприютные местоимения“).

Nun ergibt aber schon die bloße funktionelle Analyse, daß weder некого noch нечего durch ein Nomen jemals sinnvoll zu ersetzen sind, daß folglich die wichtigste Forderung, die an ein Pronomen zu stellen wäre, unerfüllt bleibt. Sowohl никто wie auch ничто sind der Möglichkeit nach mit nominalen Vorstellungen verknüpft (vgl. lat. nemo < ne homo, engl. nobody, nothing), während demgegenüber некого, нечего oder auch некогда absolut unfähig sind, Subjekte von Aussagen zu

¹⁾ Frdl. Mitteilung von Kinderarzt Dr. med. E. Breckoff in Hamburg-Volksdorf.

²⁾ Petite grammaire russe, Paris 1934.

³⁾ Russkij jazyk, grammatičeskoe učenie o slove, M.—L. 1947, S. 317f.

werden, was schon durch das Fehlen eines Nom. Sing. deutlich in Erscheinung tritt.

Bezüglich der syntaktischen Anwendungsweise dieser sog. „Pronomen“ besteht wohl allgemein Einigkeit darüber, daß sie nur in Infinitivsätzen einen sinnvollen Platz behaupten und daß sie im Satz nicht als Subjekte, sondern vielmehr als Prädikate erscheinen („в значении сказуемого“, UŠAKOV *Tolkovyj slovar' russkogo jazyka* II, S. 567).

Schon aus ŠACHMATOV'S Analyse der zweigliedrigen Infinitivsätze („двусоставные инфинитивные предложения“)¹⁾ geht hervor, daß die Subjektstelle durch den Infinitiv als „словесное выражение соответствующих психологических субъектов“ besetzt ist (a. a. O. S. 120), und daß daher Formen wie нечего, некогда etc. im Satz Stellvertreter des Prädikates sind.

Es findet sich bei ŠACHMATOV leider kein ausdrücklicher Hinweis darauf, daß diese Formen tatsächlich ein Prädikat enthalten, darum scheint mir der Nachweis, daß wir es eigentlich mit einem verbalen Prädikat zu tun haben, noch immer geboten, um so mehr, als damit die Rede von einem „Pronomen“ als Akt systematisierender Willkür entlarvt wird.

Die Untersuchung muß damit einsetzen, zunächst die Bestandteile der Wortverbindungen нечего, некогда u. ä. zu sondern und vergleichend zu deuten.

Über das hintere der Glieder scheint eine Diskussion nicht möglich, wir haben es hier mit den casus obliqui von Fragepronomen oder aber mit Frageadverbien zu tun. Wie ist nun das Glied *né-* zu erklären?

Geht man von der irrigen Annahme aus, daß die Vorsilbe *né-* mit der einfachen Negation slav. „ne“ identisch sei, so erhebt sich doch sogleich die Frage nach dem negierten Prädikat, sofern man eben nicht annehmen will, daß der Infinitiv dieses negierte Prädikat sei, was sich jedoch auch nach Prüfung der Wortstellung als Trugschluß erweist.

Ein Beispiel: „Што уронишь?“ — „А порсигарь уронишь, *né* во што папирось клась.“ (ONČUKOV, S. 521)²⁾. In diesem Fall macht die Trennung der Negation vom Infinitiv deutlich, daß zwischen beiden keine direkte Verknüpfung möglich ist. Der Begriff (папирос) *клась* hat auch nicht die Funktion eines Prädikates in der Behauptung „*né* во што папирось клась“, dieses Prädikat kann vielmehr

¹⁾ *Sintaksis russkogo jazyka*, I, Leningrad 1925, S. 119ff.

²⁾ N. ONČUKOV, *Severnye skazki* (Archang. gubernija) Petersburg 1908.

nur né sein. Logisches Subjekt des negativen Existenzialsatzes¹⁾ ist in unserem Beispiel der Satz „во што папирось клась“, d. h. ein in die Form des Fragesatzes gekleideter „Subjektsatz“, sofern man auf solche Begriffsbestimmungen nicht besser verzichtet. Grammatisch lassen sich derartige Sätze ja im Slavischen auch als Objektsätze formulieren: wr. нiма дзiе ўзяць каменеў (Seržputovski). Der Frage- bzw. Relativsatz дзiе ўзяць каменеў vertritt hier das Objekt zu dem unpers. Ausdruck нiма.

Nach der vergleichenden Analyse erweist sich unser Prädikat né nunmehr zwangsläufig als Kontraktion aus ne je („non est“) und kann neben das gut bezeugte aruss. нѣ (= не есть, SREZNEVSKIJ II, S. 487) gestellt werden. Vgl.: не ли кого, иже бы могль на ѿну страну дойти. (SREZNEVSKIJ, a. a. O.) нѣ того, иже оугознетъ мене (οὐκ ἔστιν, non est) (SREZNEVSKIJ, ib.)

не für нѣ ist also eine bloße Fehlschreibung, wobei darauf hingewiesen werden kann, daß auch in der Niederschrift bei ONČUKOV beide Schreibungen miteinander abwechseln.

Vgl.: рѣзати єго сєгодняшнєго дня нѣкогда, до утра и оставиў (S. 311). ну, нѣкогда нскати (S. 521). Bemerkenswert ist auch das folgende Beispiel (S. 352): Она взяла, осмотрѣла, скаже што „ие надо намъ сына, нѣшто дѣлатъ“, а онъ говорить: „Я же много денегъ отдаў . . .“ Hier steht der Akk. што für чего, das in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf die Negation folgt²⁾.

Die Struktur des negativen Existenzialsatzes ist schon im Aksl. ausgebildet: и не бѣ нмъ коли понѣ бѣсти — καὶ οὐδὲ φαγεῖν εὐκαιρουν Mark. 6,31 (Cod. Mar.) neben не имжтъ бо чєсо бѣсти — οὐ γὰρ ἔχουσι, τί φάγωσιν (Mark. 6,36).

Das Russische hat hier vereinheitlicht: есть им было некогда (6,31) ибо им нечего есть (6,36). Daraus geht für uns jedoch nur hervor, daß нечего, некогда etc. im Russ. bereits aus dem alten syntaktischen Zusammenhang herausgelöst sind. Ursprünglich können diese Wortverbindungen nur präsentische Geltung gehabt haben. Das wird besonders deutlich, wenn daneben noch das stellenweise gebrauchte präsentische, nicht negierte „e“ (je) steht: Онъ скае: „купить-то нѣче҃го, а продать е чего.“ „Што, скаже, продать?“ — „Еь платокъ.“ (ONČUKOV, S. 243).

¹⁾ Ich möchte damit einen Terminus aufgreifen, dessen sich schon MIKLOSICH (Vergl. Gr. 4, S. 357) bedient hat.

²⁾ Die Übersetzung muß lauten: „da ist nichts zu machen“, нѣшто ist hier auf keinen Fall indefinites Pronomen.

Sätze mit scheinbarem „doppelten“ Prädikat wie *есть стало нечего* (ONČUKOV, S. 385) und *„воду какъ высушу, вамъ негде жить буде* (ONČUKOV, S. 269) erweisen sich damit als nicht ursprünglich.

Die Form des Fragesatzes weisen auch die positiven „Existenzialsätze“ auf, vgl. *„я за еґо деньги дамъ, а тебе буде чимъ и жить“* (ONČUKOV, S. 352). Man könnte direkt als Frage formulieren: *„чимъ и жить?“* worauf die Antwort wäre: *„буде“*.

Die Stellung des Fragewortes ist in Sätzen dieser Art grundsätzlich fixiert, das Fragewort folgt direkt oder mittelbar (*не во што*) auf das Verbum substantivum, auch wenn der ursprüngliche Fragesatz dadurch zerrissen wird: *“Однако хоть и темно, а все слушать есть что.”* (TURGENEV, *Živye mošči*).

Nur so konnte ja das negierte Verbum substantivum mit dem Fragewort verschmelzen: *„Што, говорить, видель ли ты, батюшко?“* — *„Видель, говорить, да взять не какъ.“* (ONČUKOV, S. 252).

Wir können somit abschließend feststellen, daß die aus Tradition so genannten „Pronomen“ *нечего*, *некого* sowie Adverbien der Bildung *негде*, *некогда* nichts anderes sind, als bloße Prädikationsformen, d. h. ausschließlich syntaktisch erfaßbare Wortgebilde, ohne feste Zugehörigkeit zu einer besonderen Wortklasse.

Hamburg

JOHANNES HOLTHUSEN

Neue Arbeiten über die altčechische Literatur I

Bereits während des Krieges erschienen einige wertvolle Publikationen über die altčechische Literatur, die ich z.T. in dieser Zeitschr. (vgl. meine Berichte über die čechische Barockdichtung¹)), z.T. in den „Südostforschungen“ besprochen habe. In den ersten Nachkriegsjahren konnten weitere, z.T. schon längst ausgedruckte, Arbeiten erscheinen. Jetzt besitzen wir fast zu einem jeden Abschnitt der altč. Literaturgeschichte neue Arbeiten, allerdings von sehr verschiedenem Wert, von denen manche Neues bringen, manche nur das Bekannte mehr oder weniger gut zusammenfassen. Ich will in diesen Berichten die Aufmerksamkeit auf die Arbeiten lenken, die mir bei den heutigen schweren Arbeitsbedingungen zugänglich geworden sind.

I. Allgemeine Werke. — Unter solchen muß man an erster Stelle die 5te Ausgabe der *Stručné dějiny literatury české* von dem im Jahre 1939 verstorbenen Brünnener Literaturhistoriker ARNE NOVÁK (geb. 1880) erwähnen. In der 4ten Ausgabe (Olmütz 1936—9) ist das Buch in einem paradoxen Widerspruch zu seinem ursprünglichen Titel *Přehledné dějiny lit. české* auf etwa 1800 Druckseiten angewachsen. Die jetzt vorliegende 5te Ausgabe (Olmütz. 1946, S. 818) erscheint unter dem oben angegebenen Titel in der Bearbeitung von R. HAVEL und A. GRUND (†), die den Text wesentlich gekürzt und etwas umgearbeitet haben. Die wenigsten Veränderungen erfuhren jedoch die uns hier interessierenden Teile, die die altčech. Lit. betreffen (S. 1—153 und 757—770). Sieht man von den dem heutigen Stand der Forschung nicht mehr entsprechenden Seiten über die ksl. Lit. auf čechischem Boden (S. 5—12) ab, so ist dieser Teil des Buches das geblieben, was es der Absicht des Verf. nach sein sollte: die erste Anleitung zum Studium der altč. Lit., wozu die Literaturhinweise (die jetzt am Ende des Buches stehen) besonders nützlich sind. Allerdings sind hier die wichtigsten Publikationen nicht hervorgehoben und der Studierende wird oft dazu verführt, nach den alten und wissenschaftlich längst überholten Werken unnötigerweise Umschau zu halten. Trotzdem ist das Buch für Anfänger und Forscher, die sich nicht speziell mit der čech. Literatur beschäftigen, viel bequemer zu benutzen, als der veraltete und trotzdem unentbehrliche JAKUBEC. Viel wesentlicher sind die weiteren Teile gekürzt, was umso bedauerlicher ist, als die 4te Ausgabe nicht nur die Geschichte der schönen Literatur bot, sondern auch einen nützlichen und zuverlässigen Überblick über die politische und wissenschaftliche Literatur und Journalistik. Wer es erreichen kann, mag für das 19. und 20. Jh. zu der 4ten Ausgabe greifen.

Das Buch von ALBERT PRAŽÁK: *Národ se bránil. Obrany národa i jazyka českého* (Prag, 1945, S. 410) ist der Absicht nach ein Versuch der populären Darstellung der Entwicklung des čechischen Nationalbewußtseins seit den ältesten Zeiten. In der Ausführung ist daraus eine antideutsche Chrestomatie geworden,

¹) Vgl. Bd. XI 426ff., XII 183ff., XV 140ff., XVIII 210ff., XIX 160ff.

deren Bedeutung nicht abzuleugnen wäre, hätte der Verf. etwas gründlicher daran gearbeitet. Das Wertvolle im Buch sind die langen Zitate (leider ins moderne Čechische übersetzt!), so z.B. aus Balbín 13 Seiten; ich verzeichne hier die längeren unter den abgedruckten Stücken: aus dem Slovaken Hrdlička (1786), Rohoň (1795), Pelcl, Jan Nejedlý, K. H. Thám (1783), J. Rautenkranc (1820), dem Slovaken Samuel Hojč (1833), F. A. Smetana (1824), Kampelik (1842), Strobach (1846), abgesehen von den bekannten Politikern und Schriftstellern. Der Stoff nach 1848 wird allerdings nicht mehr so ausgiebig geboten. Außerdem leidet das Buch an einigen allgemeinen Mängeln: zunächst sind die abgedruckten Stücke nicht genau zitiert und manchmal willkürlich gekürzt¹⁾. Dann fällt die allzuknappe Behandlung oder das völlige Fehlen von zahlreichen immerhin sehr kennzeichnenden Schriftstellern auf und zwar nicht nur von solchen, die das einseitige Bild stören würden, das im Buche gegeben wird. So finden wir hier nur ein paar Zeilen über Dan. Krman (S. 96), gänzlich fehlen z.B. Augustin Doležal, Kleych, S. B. Hroboň, Červenák (Zrcadlo Slovenska), selbst die politischen Broschüren L'. Štúrs werden nicht einmal erwähnt. Der Verf. sieht seinen Stoff, sei es aus dem Mittelalter, sei es aus dem 18. oder 19. Jahrhundert, mit den Augen des Jahres 1945; von einer historischen Einstellung ist hier keine Rede; es wird nicht versucht, den Stoff mit irgendwelchem geschichtlichen Kontext zu geben; darum gerät z.B. das „Theatrum mundi“ des Comenius, an dem dieser vor 1618 gearbeitet hat, in das Kapitel „Od Bílé Hory do Balbina“; typisch ist die Parallele, die der Verf. zu einer Schrift von Koranda dem Jüngeren aus dem J. 1489 anführt, — das ist eine franz. Schrift von Perrault aus dem Jahre 1686. Dazu kommen noch zahlreiche entstellende Druckfehler: Gucciandinus statt Gucciardini, Curie(r) statt Cuvier, „1921“ statt „1934“ (ein Buch über das čech. Barock: 1921 hat noch niemand den Begriff „Barock“ in Bezug auf die čech. Dichtung gebraucht) usf. Das Buch kann man nur mit Vorsicht benutzen.

Die Sammlung der Aufsätze von J. B. ČAPEK: *Záření ducha a slova* (Prag. 1948, S. 476) ist nur z.T. der alten Literatur gewidmet. Leider ist das Buch ein Beispiel dafür, wie die Autoren — zumal die jüngeren — die Sammlungen ihrer Aufsätze nicht zusammenstellen sollen: im Buch sind nämlich mit den wissenschaftlichen Beiträgen von immerhin bleibendem Wert, mehrere populäre panegyrische Jubiläumsbeiträge vereinigt, die den Umfang und den Preis beträchtlich vergrößern und die Lesbarkeit vermindern. Ich nenne hier nur das Erwähnenswerte:

1. *Dalimilův 'hlahol jasný'* (S. 11—26) gibt eine ziemlich abfällige Beurteilung des Stils der sog. „Dalimil-Chronik“ mit mehreren interessanten Einzelbeobachtungen.

2. *Ironie Smíla Flašky* (27—38) und 3. *Mistr umění poetného* (Campanus, S. 71—80) bieten nur eine sehr knappe und unvollständige Charakteristik des Stils dieses čech. und lat. Dichters.

3. *Jiří Střelec žalmista* (60—70), 4. *Pěvec od Růžového paloučku* (V. Kleych, S. 129—143) und 5. *Jiří Petrmann žalmista* (144 ff.) bieten manchen neuen Stoff für die Charakteristik dieser religiösen Dichter und versuchen, m.W., zum ersten

¹⁾ Ich habe den beim Verf. abgedruckten Text der Vorrede zu einem Buch vom Jesuiten Daniel Nietsch mit dem Original verglichen: die von PRAŽÁK gemachten Kürzungen sind im Buch nicht kenntlich gemacht!

Mal, ihre, wenn auch knappe, Charakteristiken zu geben. Zu den Beziehungen Petrmanns zu den deutschen Pietistenkreisen liegt noch mancher unveröffentl. Stoff im Archiv des Franckeschen Waisenhauses in Halle.

6. Der Aufsatz über *Kollár a Tranoscius* (191—210) beweist überzeugend den Einfluß des Tranoscius auf Kollár; behandelt werden allerdings nur die geistlichen Lieder Kollárs.

7. *Duchem a ohněm* (39—50) und 8. *Husitský král v očích současníků* (51—59) bringen nur einige Illustrationen zur Beurteilung Hussens durch die nachfolgenden Generationen und Georgs von Podebrad durch die Zeitgenossen. Der Stoff ist in beiden Fällen sehr unvollständig!

9. *Komenského význam básnický a literárně zákonodárný* (110—128) ist ein Versuch zu zeigen, daß Comenius die Grundlagen des „öechischen Klassizismus“ gelegt habe. Dabei anerkennt der Verf. selbst, daß der öech. Klassizismus erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. aufgekommen ist. Der Verf. wiederholt hier nur kurz das, was er anderswo eingehender ausgesprochen hat: das Barock ist für ihn ausschließlich eine katholische, antireformatorische Richtung, die er (er ist Protestant) nur als eine Verfallserscheinung bewerten kann. Dies Mal muß aber Čapek doch bekennen, daß man „lze v rozsáhlém díle Komenského nalézat některé stylové a obrazové prvky, které se blíží barokové spletitosti i drastičnosti“ (S. 127). Auch das ist im Vergleich zu den früheren Behauptungen des Verf. ein Fortschritt. Jede konkrete Untersuchung zeigt m.E., daß Comenius vollständig zum (protestantischen) Barock gehört. — Alles andere im Buche (auch die gute Hälfte der dem 19. Jht. gewidmeten Aufsätze) ist belanglos. Der Verf. gibt, wie man oben sehen konnte, seinen Aufsätzen fast immer ausgesuchte Titel, sein Stil ist aber recht trocken und schmucklos.

Auf einem ganz anderen Niveau steht das Buch des Brüner Professor J. VILIKOVSKÝ, der leider 1946 mit nur 42 Jahren verstorben ist: „*Pisemnictví českého středověku*“ (Prag, 1948, S. 258 und 12 Tafeln). Das Buch ist ebenfalls eine Sammlung von Aufsätzen, aber fast ein jeder von ihnen bringt entweder eine Entdeckung oder verändert wesentlich die bisherigen Ansichten der Literaturhistoriker. Der Verf., ein guter Kenner der neulateinischen Literatur, benutzt reichlich die fremdsprachigen wissenschaftlichen Arbeiten, bringt in seinen Aufsätzen neue Texte oder Hinweise darauf. Das Buch ist gegen die Unterschätzung und Vernachlässigung der mittelalterlichen Literatur durch die „Positivisten“ gerichtet.

Nur eine Einführung und ein Bekenntnis zu dem historischen Schema PEKAŘS ist der erste Aufsatz „*Rozsah českého literárního středověku*“ (9—12). Einige weitere Aufsätze behandeln die lat. Literatur auf öech. Boden. „*Literatura bez spisovatelů*“ (13—25) bietet eine schöne Charakteristik der „unpersönlichen“ Schöpfungen der anonymen Verfasser des Mittelalters. Im dritten Aufsatz „*Abatyše Kunhuta*“ (26—40) bespricht VILIKOVSKÝ das bekannte Passional, das für die Tochter des Königs Přemysl-Otokar II., Kunigunde, Äbtissin des St. Georgs-Klosters, am Anfang des 14. Jhts. geschrieben wurde. VILIKOVSKÝ weist den einheitlichen Charakter des Passionals nach: alle darin enthaltenen Einzelwerke gehören zu demjenigen Typus der mittelalterlichen Religiosität, der mit den Namen Bernhards und Franziscus gekennzeichnet ist, und das Bild des Gekreuzigten im Mittelpunkt hat. Da eine Reihe Werke, die auch zu diesem Typus gehören (z.B. die Apokryphen „Evangelien“ des Matthäus, Thomas, Nicodemus,

die Klage der Maria Magdalena usw.) später ins Čechische übersetzt wurden, ist das Passional Kunigundas nicht ohne Bedeutung für die Aufdeckung der ideologischen Herkunft dieser čech. Übersetzungen. — Der Aufsatz über „*Dva plankty svatojirské*“ (41—7) bespricht etwas eingehender zwei „Klagen“ (der hl. Maria und der Maria Magdalena), die in dem Passional Kunigundas stehen und später čechisch (u. a. im berühmten „Hradecký rukopis“) bearbeitet worden sind. Zu vermerken wäre jedoch, daß diese Klagen sehr alt sind, auch eine griechische Tradition besitzen, die auf andere slav. Literaturen eingewirkt hat (über die Quellen der Klage der Mutter Gottes in einer Predigt Kirills von Turov schrieb bereits SUCOMLINOV; vgl. auch „*Žale Matky Boskiej pod krížem*“ — BRÜCKNER „*Pol. píseň relig.*“ 1923). So reicht das Vorkommen dieser beiden Plankten hier keinesfalls aus, um dieser Sammelschrift einen bestimmten ideologischen Charakter zuzuschreiben. — Der Aufsatz „*Latinská duchovní lyrika v Čechách*“ (48—79) gibt einen dankenswerten Überblick über den ganzen Stoff und schließt mit einigen Andeutungen über die Rolle, die die Tätigkeit Johannes von Jentzensteins in der Erneuerung der dichterischen Tradition am Ende des 14. Jhts. gehabt hat. Hier bringt der Verf. auch Hinweise auf Akrosticha, die viele der mittelalterlichen lat. Gedichte aus den čechischen Ländern haben und vielfach bei Entzifferung slavische Namen ergeben; leider kann man fast nie an eine bestimmte uns sonst bekannte Person denken. Hinweise auf die Bedeutung dieser Akrosticha gab übrigens bereits vor Jahrzehnten ZD. NEJEDLÝ.

Hier betritt der Verf. schon das Gebiet der čechischen Dichtung. Der nächste Aufsatz behandelt die Vorbilder der späteren čechischen Übersetzungen „*Modlitby Alberta Pražského*“ (80—95): das sind die lat. Gebete, die von einem Prager Karthusianer aus dem Ende des 14. Jhts., Albertus Pragensis, stammen (vgl. allerdings S. 93!) — 30 von diesen Gebeten wurden von G. M. DREVES im 3ten Bande seiner „*Analecta hymnica Medii Aevi*“ 1888 herausgegeben. Albertus war Nachahmer des Konrad von Hainburg. VILIKOVSKÝ ergänzt in Manchem die Ausführungen DREVES' (in dem Konrad gewidmeten Buch) und gibt eine formelle Analyse der dichterisch recht schwachen Werke Alberts. — „*Latinské kořeny staročeského dramatu*“ (96—108) sieht VILIKOVSKÝ u. a. in dem Ritus „*Visitatio sepulcri*“. Das ist nicht neu, und die Darstellung des Verf. weicht nur in Einzelheiten etwa von der in MACHALS Arbeiten ab. Mit diesem Ritus, der seit dem 10. Jht. existiert, seit dem 12. in Böhmen bekannt ist, und im 14. eine neue Bearbeitung im Kreise Ernst von Pardubitz' erhalten hat, hängt wahrscheinlich der altč. „*Mastičkář*“ zusammen. — Ganz neuen Stoff bringt dagegen der nächste Aufsatz „*České modlitby Miličove*“ (120—140). Der Verf. beweist m. E. völlig überzeugend, daß 5 čechische Gebete (von FLAJŠHANS 1898—9 herausgegeben, deutsche Paralleltex te bei J. KLAPPER: Schriften Johannes von Neumarkt. Bd. IV, B. 1935) von Milíč stammen, und seine Ansichten über das Tischsakrament zum Ausdruck bringen. Die čechischen Texte sind hier abgedruckt. — „*Staročeský passionál a život Christa Pána*“ (141—160) sind der čech. Text (der weit vom lat. Original abweicht) in der Übersetzung der „*Legenda Aurea*“ und die čech. Übersetzung der „*Meditationes Vitae Christi*“. VILIKOVSKÝ kommt wegen der lexikalischen und stilistischen Gleichheit beider Denkmäler und der gleichen Art, die Schriftzitate zu bringen zu dem Schluß, daß die beiden Übersetzungen von demselben Autor stammen, der wahrscheinlich Dominikaner war. — Der Aufsatz „*Milostná lyrika staročeská*“ (161—175)

ist dem Stoff gewidmet, der noch eingehender in der weiter zu besprechenden Arbeit von V. ČERNÝ untersucht ist. VILIKOVSKÝ bringt bereits hier einige Hinweise auf die Ähnlichkeit einiger Texte mit der Troubadour-Lyrik. — „*Legenda o sv. Kateřině*“ (176—200) ist die Einführung zu der Ausgabe der Legende, die 1941 erschienen ist (mir unzugänglich); diese Einführung gibt eine ausgezeichnete und vielseitige Charakteristik des Gedichts. — „*Poznámky o slohu a hodnocení staročeské poezie*“ (201—219) betreffen ein Problem, das auch nach diesen Bemerkungen nicht als gelöst betrachtet werden kann: VILIKOVSKÝ glaubt in verschiedenen stilistischen Eigentümlichkeiten der českischen mittelalterlichen Dichtung einen Beweis dafür sehen zu dürfen, daß diese Dichtung für den mündlichen Vortrag bestimmt war. Weder Apostrophierung des (event. vermeintlichen!) Hörers, noch Selbstgespräche der Verfasser, noch weitere von VILIKOVSKÝ zusammengestellte Züge können einen solchen Beweis begründen: erinnern wir uns etwa an die verwandten Züge des „byronistischen Poems“ des 19. Jhts. (vgl. ŽIRMUNSKIJ *Puškin i Bajron*. 1924 und das Kapitel über Ševčenko in meiner Ukr. Literaturgeschichte, III — im Erscheinen) oder in den Vorreden Gogol's zu seinen „*Večera.*“, oder in allen Werken der romantischen und nachromantischen Literatur, die die Erzählung in der äußeren Form des „SKAZ“ führen, — sie alle sind nur vermeintliche Vorträge für einen vermeintlichen Hörer. Nur die Predigten hängen (aber auch nicht immer) mit einem wirklichen Vortrag zusammen. — Der letzte Aufsatz ist dem „*Tkadleček*“ gewidmet (220—36). Nicht ohne Benutzung der Wiener Dissertation von G. HEIDENREICH (gekürzt abgedruckt in „*Slovo a slovesnost*“ III, [1937], 87—98) führt VILIKOVSKÝ den Vergleich „*Tkadlečeks*“ mit (dem) „Ackermann in Böhmen“ durch, um zu zeigen, daß die Eigenart (und die Schwächen) des čech. Romans durch Benutzung der lat. Poetik bedingt sind. — Das Buch wird mit einer Würdigung des Verstorbenen aus der Feder von A. ŠKARKA beschlossen.

II. Spezielle Untersuchungen. — Eine recht unerfreuliche Erscheinung ist das Buch von ALBERT PRAŽÁK: *Staročeská báseň o Alexandru Velikém* (Prag 1945, S. 288). Es ist völlig unklar, für welche Leser das Buch geschrieben ist, einerseits erzählt hier der Verf. allgemein bekannte Dinge weit und breit, andererseits füllt er Seiten mit fremdsprachigen Zitaten und mit Literaturhinweisen auf Werke in allen Sprachen! Beides — die populäre und die fachmännische Darstellung — sind gleich unsauber und verworren. Der Verf. beginnt in den einleitenden Kapiteln mit der Geschichte Alexanders und der Alexander-Dichtung, wobei hier eine chaotische Unordnung herrscht und viele Darlegungen durch zahlreiche Fehler (event. Druckfehler) unbrauchbar gemacht sind. Es genügt auch nur die Angaben über die slav. Tradition der Alexandreis anzusehen: es begegnet uns hier „Jan Malala“ (čech. schreibt man „Malalas“!), von welchem der Leser nicht erfährt, in welcher Sprache er geschrieben hat, daneben — Gott weiß warum — wird die „Trojageschichte“ in der Chronik von Manasses erwähnt. In Rußland sei die Alexandreis durch Apokryphen (!?) „erweitert“. Die Alexandreis geriet in Rußland auch in zwei Chroniken, u.a. von „Georgij Amartol“ (daß das der Grieche Hamartolos ist, wird nicht gesagt, und „Amartol“ ist im Index zum Buch sogar zu „Georgievov“ geworden!). Nicht viel besser steht es um die anderen slav. Literaturen: in der poln. Literatur hält der Verf. Kadlubek für einen Marcin Bielski nachfolgenden Schriftsteller. In Kroatien sei die Alexandreis erst im 16—17. Jht. bekannt geworden! Serben „přeložili

Malalu-Gregoroviče v 19. v.“; — was das bedeuten soll, kann wohl der Verf. selbst nicht erklären. Das sind nur wenige Beispiele von vielen! Druckfehler sind zahlreich. Wir treffen hier „Avicerna“ (statt Avicenna), Bielfeldt heißt „Bielfeldt“, Dryden — „Drydens“ (was zu einer „textkritischen“ Vermutung führt, daß der Name aus einem deutschen Buch, wo er im Gen. stand, ausgeschrieben ist), den Namen der Abtei Cluny hält der Verf. für einen PN.! usf. Erfreulicherweise sind die weiteren Kapitel etwas klarer. Nach einer unnötig langen Nacherzählung des Inhalts der tschechischen Alexandreis (das Fehlende aus Gualterus ergänzt) folgt die Charakteristik des Stils und der Reflexe des tschech. Milieus, beides recht knapp: Hinweise auf 5—6 Metaphern und einige Beispiele von Alliteration genügen kaum, um sich eine Vorstellung über den Stil des Werkes zu verschaffen. Ganz unmöglich ist die Charakteristik der Verstechnik der Alexandreis; ein Beispiel der Sinnlosigkeiten, die man hier lesen kann: „Auktor se vyhýbal mezislovním předělům uvnitř slov“ (105).

Noch nicht gelöst ist die Frage nach dem Verhältnis der tschech. Alexandreis zu der Ulrich von Eschenbachs. Der Verf. leugnet diese Abhängigkeit, leider aber bleibt er dem Leser die Beweise schuldig. Er weist allerdings auf die Wiener Handschrift des Gualterus hin: die Glossen zu dieser Hs kannten aber bereits Prusik 1891 und U. Johansen 1930; man kann kaum, wie der Verf. es tut, vermuten, daß die Übereinstimmungen zwischen Ulrich von Eschenbach und der tschech. Alexandreis auf die Benutzung dieser Hs zurückzuführen sind. Selbst PRAŽÁK kommen hier Zweifel auf. — Die Frage nach den Beziehungen der tschech. Alexandreis zu andern mittelalt. Denkmälern ist wieder in einem ganz chaotischen Kapitel behandelt (vgl. z.B., was S. 170ff. über die Pseudo-Aristotelischen „Secreta Secretorum“ gesagt ist; der Verf. weiß natürlich nichts von der Existenz der slav. Übersetzung!). Er selbst vermerkt an einer Stelle, daß hier Hinweise auf die Werke, die dem Autor der tschech. Alexandreis sicherlich nicht bekannt waren, unnötig sind, bringt aber trotzdem solche Hinweise in Hülle und Fülle. Über die Reflexe der tschech. Ereignisse und die Einheit der erhaltenen Fragmente finden wir hier nur ein Referat der Meinungen der älteren Forscher. Der Verf. datiert das tschech. Werk in die Zeit nach 1300, ohne neue Argumente zu bringen; die breite Polemik gegen HAVLÍK, der bereits 1896 für diese Datierung auftrat, ist völlig überflüssig. Von den tschech. Werken bringt der Verf. eigentlich nur eine überzeugende Parallele aus Mastičkář 100—3 zu V. Fr. 513—5. Die Geschichte der späteren Alexander-Literatur enthält nur Bekanntes (ich möchte darauf hinweisen, daß in einer hs. Notiz Heinrich MILDES eine Handschrift der prosaischen tschech. Alexandreis aus dem J. 1431 erwähnt wird, die sich im Besitz Mildes befand; weder mir noch A. MIETZSCHKE gelang es, diese Handschrift in der Bibliothek des Franckeschen Waisenhauses zu finden; das weitere Suchen kann event. erfolgreicher sein; die Hs Mildes wäre die älteste, es sind noch 3 Hss bekannt, die alle aus einer etwas späteren Zeit als 1431 stammen). Hier finden wir allerdings einige Kleinigkeiten, die neu sind, aber nicht unmittelbar mit der Alexandreis zusammenhängen. Auch hier gibt es mehrere Mißverständnisse: so braucht die Erwähnung des Aristoteles durch einen Studenten (S. 265) keinesfalls als ein Zeugnis für das Interesse dieses Studenten für den Schüler des Aristoteles, Alexander, aufgefaßt zu werden. Die Geschichte der sog. „Schenkungsurkunde“ Alexanders an die Slaven ist völlig mangelhaft. Nicht ohne Interesse sind manche Hinweise auf das 18. und 19. Jht. Aber hier wird der

slovakische Franziskaner Gavlovič ohne jeden Grund angeführt (270): der Gedanke seines Epigramms, das einer Stelle in der čech. Alexandreis ähnlich ist, stammt, wie Pražák selbst anderswo erwähnt, aus den Proverbia Salomonis (S. 164f.) und Gavlovič selbst zitiert im betreffenden Epigramm „Salomo“ als seine Quelle („Valašska Škola“. I. Trnava, 1830, S. 292). Die umfangreichen Literaturverzeichnisse zu einem jeden Kapitel sind nutzlos, da sie — oft völlig veraltete — Literatur in einem unmöglichen Durcheinander bringen.

Übersichtlicher, aber inhaltlich nicht besser, ist die Einführung PRAŽÁKS zu der guten Umschrift der Alexandreis in die moderne čechische Orthographie. Manche Stelle in dieser Einführung (über die Ausgabe s. unten) weicht von der Darstellung in dem eben besprochenen Buche ab, leider nicht nach der Seite der Genauigkeit (s. S. 7 und 15, wo das Werk anders datiert ist —, mit dem 8.—9. Jahrzehnt des 13. Jhts., was sicherlich falsch ist, aber irgendwelche neue Argumente sind hier nicht angegeben; unter den event. Quellen der čech. Alexandreis wird Ulrich von Eschenbach hier überhaupt nicht erwähnt! usf.).

Eine sehr ansprechende, aber etwas zu anspruchsvolle Arbeit ist das Buch des roman. Philologen V. ČERNÝ *Staročeská milostná lyrika* (Prag. 1948, S. 318 und 16 Tafeln). Der Verf. behandelt die Texte, die seiner Zeit von FEJFALIK und neuerdings von VILKOVSKÝ (s. unten) herausgegeben sind, um zu beweisen, daß unter diesen Liedertexten einige starke Ähnlichkeiten mit der Symbolik (42—60) und den Gattungen (62—83) der frühen Troubadour-Lyrik aufweisen. Neben der Übernahme der Gattungen der Troubadour-Lyrik (canso, alba, pastorale, Tanzlied usf.) benutzen die čech. Verfasser oft die Troubadour-Poetik in Einzelheiten. Der Verf. begnügt sich nicht mit diesen etwas sensationellen Feststellungen, sondern sucht nach dem Wege, den diese Einwirkungen gehen konnten und glaubt, daß dieser Weg durch die „bayerisch-oesterreichische“ Gruppe der deutschen Minnesänger führte, deren Kunst mit der Poetik der frühen Troubadour-Dichtung zusammenhing. Die Verbindungen dieser Gruppe der deutschen Minnesänger mit dem čechischen Kulturraum sind nicht schwer festzustellen (S. 93ff.). Nur chronologische Schwierigkeiten müssen hier überwunden werden: die betreff. čech. Lieder sind in den Abschriften des späten 14. und 15. Jhts. erhalten. ČERNÝ versucht die Datierung der čech. Lieder etwas tiefer in die Vergangenheit zu verlegen (an die Grenze des 13.—14. Jhts.). Dadurch wird das Bild der čech. Literaturentwicklung so wesentlich verändert, daß die Frage sicherlich noch weiterer Behandlung, besonders seitens der Sprachhistoriker, bedarf.

Weitere Kapitel bringen zunächst eine gute Sammlung von Zeugnissen über die Spielleute und Musik im čech. Mittelalter. Weiter folgen Bemerkungen über die Tradition der čech. Liebeslyrik und ein — etwas gewagter — Versuch die „vorgeschiedliche“ Form des čech. Tanzliedes zu bestimmen (159—186).

Der zweite Teil des Buches bringt eine neue Behandlung der unmittelbaren Einflüsse der romanischen Lyrik auf die čechische Dichtung des Mittelalters (186—268). Im Gegensatz zu der oft vertretenen Meinung, daß im 14.—15. Jht. französische Dichtung auf die čech. eingewirkt habe, leugnet der Verf. einen solchen Einfluß vollständig und glaubt stattdessen italienische Einflüsse annehmen zu dürfen. Die Argumente derjenigen, die franz. Einflüsse vorfanden (vor allem ZD. NEJEDLÝ), werden in überzeugender Weise abgewiesen (besonders der vermeintliche Einfluß des Guillaume de Machaut bei seiner Anwesenheit am Hofe Johans von Luxemburg; bekanntlich suchte man Einflüsse seiner

Dichtung auch im Mastičkář). Für die italienischen Einflüsse (Henricus de Isernia) vermag ČERNÝ manchen konkreten Belegstoff zu bringen. Die wenigen erhaltenen tschechischen Liebesgedichte dieser späteren Zeit bereichert ČERNÝ durch ein Prosastück: das ist die in den Regesten Emlers Bd. II, Nr. 2567 veröffentlichte „Klage“, die in Wirklichkeit eine interessante Parallele zu der Rhetorik des „Tkadleček“ ist und Motive der Liebeslyrik in einer symbolischen Form bringt. Starke Ähnlichkeit mit der italienischen Liebeslyrik der Zeit zeigt ČERNÝ in der sog. „Závišova píseň“.

Wenn das Buch in manchen Punkten nur Anregungen und keine endgültige Lösungen bietet, so ist es jedenfalls ein sehr schöner Beitrag zur Geschichte der tsch. Dichtung des Mittelalters. Diese eingehende Interpretation der Symbolik der tsch. Dichtung des Mittelalters soll fortgeführt werden. Ich habe seiner Zeit (Slovo a slovesnost, II [1936], 98 ff.) eine Interpretation von zwei religiösen Liedern gegeben, die bis dahin als „Satiren“ galten, meine Interpretation scheint jetzt allgemein angenommen zu sein (ČERNÝ hat allerdings eine kleine, aber wesentliche, Ergänzung in Slovo a slovesnost, II, 250f. übersehen). Einige Textverbesserungen und Konjekturen zu den Texten FEJFALIKS und VILIKOVSKÝS kann ČERNÝ auf Grund seiner Untersuchung vorschlagen (vgl. die bei ihm abgedruckten 16 Liedertexte. S. 282—94, besonders 285, 288—90 und die erwähnte „Klage“ S. 306—7). Die Illustrationen zum Buch geben mit einer Ausnahme nur den romanischen Stoff. Die tschechischen (vorhandenen) Stoffe muß der Leser an anderen Stellen (vor allem in den Büchern Č. ZÍBRYS) suchen. Übrigens ist das Instrument, das unter Nr. 11 abgebildet ist, nicht *húslí*, sondern die *lira* der ukr. Sänger, die auch in Südfrankreich und Norditalien noch im Gebrauch ist (vgl. „Welt des Schalles“ des Insbrucker Physiologen F. SCHEMINTZKY und die Abbildung im alten Rußland-Buch von ROSKOSZNY). Die Bezeichnung *lira* wird in allen Gebieten auf dieses Instrument auch jetzt angewandt.

III. Textausgaben. — Ich habe bereits die neue Ausgabe der „Alexandreis“ erwähnt (besorgt von V. VÁŽNÝ, Reihe „Památky staré literatury české“ = PSLČ, Prag. 1947, 212 S. und 3 Tafeln). Über die Einführung von A. PRAŽÁK s. oben (Abt. II). Die Einführung von VÁŽNÝ behandelt die textkritischen Probleme und gibt eine kurze Charakteristik der Sprache und des Stils des Denkmals. Die Datierung ist hier im Gegensatz zu der von PRAŽÁK: 1306—10 (S. 22), was viel wahrscheinlicher ist. Die Text-Ausgabe beruht vollkommen auf der Ausgabe TRAUTMANNS, in Anmerkungen sind die Lesarten und manche Konjekturen gegeben. Das Wb. beschränkt sich auf die Worte, die einem modernen tsch. Leser event. nicht verständlich sein können, trägt also den Charakter eines Differentialwörterbuchs. Das Literaturverzeichnis verweist auf die wichtigsten Arbeiten (auch die Arbeiten über den Einfluß U. von Eschenbachs sind angegeben). Drei Tafeln bringen (wie auch in anderen Bänden der Reihe) Facsimiles der Hss. — Die Umschrift in die moderne tsch. Orthographie ist von VÁŽNÝ besorgt. Die Ausgabe ist also vorwiegend für die literaturgeschichtlich interessierten Leser bestimmt, ein Sprachhistoriker wird sicherlich weiter die Ausgabe TRAUTMANNS benutzen müssen.

Die Sammlung „Staročeská lyrika“ (Prag. 1940, S. 206 und 4 Tafeln), herausgegeben von J. VILIKOVSKÝ enthält eine durchgeprüfte Neuausgabe der Texte, die in FEJFALIKS „Alttsch. Leiche, Lieder und Sprüche“ (Wiener SB. 1862) veröffentlicht wurden, auch neuer Stoff ist herangezogen, die Texte in die moderne

Orthographie umgesetzt (sehr vorsichtig!) und der Band mit einem guten Apparat versehen. Die Gedichte sind in drei Gruppen aufgeteilt: die Liebeslyrik, die reflexive und religiöse Lyrik, eine Klassifikation, die nur in wenigen Fällen gewisse Schwierigkeiten macht. Wir finden hier 99 Texte und 60 Bruchstücke. Die Einführung des Herausgebers gibt eine knappe aber gute Charakteristik dieser Lyrik, die er mit dem 14. und 15. Jht. datiert.

Weiter in die Vergangenheit führt die kleine Sammlung von A. ŠKARKA „*Nejstarší česká duchovní lyrika*“ (in PSLČ Prag. 1949, 102 S. und 5 Tafeln). Die Hälfte des Buches nimmt die Einführung des Herausgebers ein, der wirklich eine vielseitige Charakteristik der altčech. Hymnologie gibt. Nur sind die Reste dieser Hymnologie, die im 2ten Teil zusammengestellt sind, sehr knapp: neben einigen prosaischen Texten, finden wir hier „Zdráva, Maria“, „Zdravas, Královno“, „Hospodine, pomiluj ny“, „Svatý Václave“, „Ostrovska píseň“, „Buóh všemohúcí...“, „Jesu Kriste, šcedrý kněže“ und die sog. „Kunhutina píseň“. Die Texte sind in der originalen und in modernisierter Orthographie gegeben.

Umfangreiche textkritische Bemerkungen und ein Wb folgen. In den Texten von „Zdráva, Maria“ und „Hospodine...“ gibt der Herausgeber einige von R. JAKOBSON („*Nejstarší české písně duchovní*“, Prag 1929 und Slovo a slovesnost I [1935], 52 ff. und IV [1938], 41 ff.) vorgeschlagene Lesungen wieder, wozu jetzt der Aufsatz JAKOBSONS in der Festschrift für R. AMOVŠ (Laibach 1951) zu vergleichen ist.

J. HRABÁK gab „*Staročeské satiry*“ (PSLČ, Prag. 1947, S. 94 und 2 Tafeln) aus dem „Hradecký rukopis“ heraus, dessen alte Ausgabe von PATERA (1881) jetzt unerreichbar geworden ist. Der Text ist nach der Hs durchgeprüft und, wie in allen Bändchen der Reihe, mit einer Einführung und einem Wb versehen.

Von den Neuausgaben der prosaischen Texte muß man an erster Stelle die des „*Tkadleček*“ von F. ŠIMEK nennen (Prag 1940, S. 220) mit einer äußerst knappen Einführung und in modernem orthographischen (nicht sprachlichen!) Gewand. Die Ausgabe der čech. Akademie aus dem J. 1923 bringt den Originaltext. Die Bedeutung dieser neuen Ausgabe liegt vor allem darin, daß hier der Schluß des Romans veröffentlicht ist, der erst durch die Funde des J. 1935 bekannt wurde. Die Anmerkungen geben nur Erklärungen der Namen, ein Differentialwörterbuch ist beigegeben.

Die 2te Ausgabe der Sammlung „*Próza z doby Karla IV*“ ist herausgegeben von J. VILIKOVSKÝ (Prag 1948, 360 S. Die erste sehr hübsch ausgestattete Ausgabe erschien in einem der ersten Kriegsjahre). Das ist z.Z. wohl das beste Lesebuch der altč. Prosaliteratur. Es beginnt mit den Probestücken der Apokryphen (Leben Adams und Evas, Leben Josefs, Aseneth, usf.), bringt weiter das Leben Christi, die Stücke aus dem altč. Paterikon, aus dem Passional, aus der altčech. Übersetzung der Autobiographie Karls IV., die Gebete Milíčs, Proben aus den Offenbarungen der hlg. Brigitta, aus „Million“, verschiedene Exempla, Stücke aus den „Gesta Romanorum“, aus Snáň, aus der (prosaischen) Alexandreis, aus dem Apollonius-Roman, aus der Trojanischen Geschichte, aus Barlaam und Josafat, aus Tkadleček und einige Proben aus den lat. Hss. čechischer Herkunft in moderner čech. Übersetzung (u.a. Johannes von Jentzenstein usf.). Die Texte sind nach guten Ausgaben, vielfach nach Hss wiedergegeben, mit kurzer Einführung und Anmerkungen (wissenschaftlich vielfach von Bedeutung!) versehen.

Leider fehlt nicht nur das Wb, sondern sogar das Inhaltsverzeichnis. Druck und Papier sind schlechter als in allen hier besprochenen Veröffentlichungen.

Einen weiteren Prosatext bringt die von F. ŠIMEK besorgte Ausgabe der Übersetzung von „*Barlaam a Josafat*“ aus der Feder Thomas von Štítné, der an vielen Stellen nur eine Nacherzählung gibt (PSLČ. Prag 1946, S. 210 und 2 Tafeln). Die Einführung schrieb A. ST. MÁGR. Die Anmerkungen sind diesmal literaturgeschichtlich (eingehende Behandlung der Parabel des Romans). Ein Wb. ist beigegeben.

J. MENŠÍK gab „*Počátky staročeské mystiky*“ heraus (PSLČ, Prag 1948, 128 S. und 4 Tafeln) und zwar den čech. „*Paradisus animae*“ (nach Hs.) und Proben aus den Werken des Thomas von Štítné (nach Hs und der Ausgabe Straka's 1929). Die Einführung ist sehr eingehend, ein Wb. ist beigegeben.

In derselben Reihe, wie die meisten der besprochenen Textausgaben (PSLČ) erschien auch ein kleiner aber sehr nützlicher, da auf den baldigen Abschluß des altčech. Wbs. von Gebauers keine Hoffnung vorhanden ist, „*Slovníček staré češtiny*“ von F. ŠIMEK (Prag. 1947, S. 236). Die kurze grammatikalische Einführung ist eigentlich ungenügend. Das Wb löst einige Probleme nicht endgültig (die Schreibung von *u*, *au*, das prothet. *v* usf.). Trotzdem kann man sein Erscheinen nur begrüßen und eine erweiterte neue Ausgabe mit Sehnsucht erwarten!

Völlig abzulehnen ist der Versuch von J. HRABÁK eine sprachlich (lexikalisch und syntaktisch) modernisierte Ausgabe der Katharinen-Legende herauszubringen (Prag 1941, 148 S. und 1 Tafel); nur einige Anmerkungen sind hier von Interesse.

(Fortsetzung folgt)

Cambridge, Mass,
Harvard University

D. ČYŽEVSKÝ

HANS HOLM BIELEFELDT. *Die Quellen der alttschechischen Alexandreis.*

Berlin, Akademie-Verlag 1951, 8^o, VI, 204 S. (Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für Slawistik. Bd. 1.)

Der Titel der Arbeit entspricht nicht genau dem Inhalt. Von den vielen noch ungelösten Fragen zur Quellengeschichte der alttschechischen Alexandreis behandelt Verf. nur eine einzige. Seine Arbeit gilt ausschließlich dem Verhältnis des Alexander Boemicalis (AB) zur Alexanderdichtung Ulrichs von Eschenbach (U).

Verf. geht dabei von der Ansicht aus, daß Ulrich Nebenquelle des Tschechen ist. Das ganze von ihm beigebrachte Material soll ausschließlich der Untermauerung dieser These dienen. Erweiterungen und Eigenheiten des Tschechen, für die Ulrich kein Gegenstück bietet, seine Abweichungen von Ulrich, die ihn manchmal geradezu in Gegensatz zu Ulrich stellen, werden dabei nicht genügend beachtet, so daß man sich oft des Eindrucks einer gewissen Einseitigkeit nicht erwehren kann. Die Grenzen der Untersuchung scheinen zu eng gesteckt zu sein, wodurch manche Probleme überhaupt nicht als solche erkannt werden.

Den Kern der Arbeit — mehr als die Hälfte des Buches — bildet eine Vers um Vers durchgeführte Vergleichung der beiden Dichtungen. Verf. sucht hier im

Sinne seiner These eine Zusammenstellung aller nur möglichen Beziehungen zwischen den beiden Dichtungen zu geben. Er bietet damit im Grunde eine Materialsammlung, deren Sichtung und Wertung dem Leser überlassen bleibt.

Einige in dieser Vergleichung ermittelte Beziehungen werden in den anschließenden Kapiteln unter verschiedenen Gesichtspunkten nochmals vorgeführt. Ein ausführliches Schlußkapitel über Beziehungen in den Namensformen kommt zu keinen Ergebnissen, was bei unserer Unkenntnis der Handschriften, denen beide Dichter bei Bearbeitung ihrer Hauptquelle folgten, auch nicht anders zu erwarten war.

Die beiden Dichtungen gemeinsame Hauptquelle ist die Alexandreis Walthers (Gualtherus) von Chatillon (Gu). Da beide Dichter Walther sehr genau folgen und beide seine Hexameter in gereimte Achtsilbler verwandeln, müssen wir von vornherein mit zahlreichen gleichen Wendungen rechnen, die nicht auf direkten Beziehungen zwischen der deutschen und der tschechischen Dichtung zu beruhen brauchen. Als Beweis solcher Beziehungen müssen also alle die Fälle ausscheiden, in denen sowohl der tschechische wie der deutsche Text voll in Gu gestützt ist. Verf. ist sich dessen bewußt, verstößt aber sehr oft gegen diese Regel, so daß eine Fülle seiner „Gleichungen“ bedeutungslos ist.

Voraussetzung dieser Art Textvergleichung ist natürlich eine sorgfältige Prüfung der lateinischen Grundlage, die Verf. nicht immer genügend beachtet. So glaubt er (S. 194) z.B. Graecia käme bei Gu nur einmal vor! Er zieht daraus den Schluß „hřěcká země“¹⁾ wäre aus Ulrichs ‚Kriechen lant‘ entlehnt! Noch unverständlicher ist die große Bedeutung, die Verf. folgender Gleichung beilegt:

1229 avšak jsú v téj viře křivy zu
U 6119 dar an sie waren gar betrogen

Beide Verse sind voll in Gu II. 110 (quos immortales mentitur opinio vulgi) gestützt, den Verf. S. 84 nur unvollständig zitiert. In anderen Fällen fehlt der Beleg aus Gu vollständig.

Ein Teil des beigebrachten Materials verliert so schon durch genauere Heranziehung Gu's die Beweiskraft. Als gemeinsame Basis ist jedoch nicht nur der Text Gu's, sondern auch der Kommentar zu berücksichtigen, der in verschiedenen Handschriften erhalten ist. Verf. hat einige dieser Handschriften eingesehen, die Glossen aber in seiner Arbeit im allgemeinen nur soweit herangezogen, als sie bereits im Druck vorlagen. Er hat damit natürlich nur eine kleine, jeweils unter bestimmten Gesichtspunkten veröffentlichte Auswahl erfaßt. Eine eingehendere Heranziehung der Glossen wäre wünschenswert gewesen und hätte manche „Gleichung“ zwanglos erklärt.

Erhalten sind uns, wie gesagt, verschiedene Handschriften Gu's mit Kommentar. Nicht erhalten ist uns der Kommentar, der AB bzw. U vorlag. Wir müssen hier die Glossen erschließen, was auch nach dem Charakter der überlieferten Kommentare bis zu einem gewissen Grade möglich ist. Auch Verf. arbeitet mit hypothetischen Glossen, jedoch nur, wenn AB von U abweicht. Wo beide sich in ihren Zusätzen zu Gu decken, nimmt er ohne weiteres Entlehnung an, statt auch für diese Zusätze die Möglichkeit von Glossen zu erwägen. So

¹⁾ Ich transkribiere. Verf. behält nach Trautmanns Ausgabe die Schreibung der Handschrift bei, wodurch unnötigerweise das Verständnis erschwert wird.

finden wir oft bei Ulrich zu einem in Gu gegebenen Stichwort umfangreiche Erweiterungen, denen im AB vielleicht 2 oder 3 Verse entsprechen. Verf. nimmt in solchem Fall an, daß AB Ulrich exzerpiert habe, während er die Möglichkeit, daß beide Dichter die gleiche oder eine ähnliche Glosse verschieden bearbeiteten, nicht in Betracht zieht.

Verdacht auf Glossen liegt besonders nahe, wenn der zusätzlich zu Gu gebrachte Stoff in verschiedenen Alexanderdichtungen oder ihren Quellen auftaucht. Verf. beachtet diese Möglichkeit zu wenig und hält z.B. auf Grund stilistischer Übereinstimmungen die Einführung von Philipp und Olympias bei AB für eine Entlehnung aus Ulrich. Er übersieht dabei, daß sowohl Lamprecht als auch Rudolf v. Ems das Königspaar nennen, ja sich aus diesen beiden Dichtungen zwanglos ebensolche Parallelverse, wie U sie bietet, beibringen lassen. Seine Behauptung (S. 40) „so sicher wie U diese Einführung des Königspaares selbst schuf, so sicher kann der AB sie nur von ihm bezogen haben“ ist jedenfalls falsch.

Damit fällt die einzige größere stoffliche Übernahme aus U, die Verf. nachweisen konnte. Auch bei den kleineren sachlichen Übereinstimmungen, von denen einige für des Verfassers These sprechen, ist immer mit der Möglichkeit von Glossen zu rechnen. Endgültig werden wir uns erst ein Bild davon machen können, wenn die kürzlich auch von Raffaele de Cesare geforderte Zusammenstellung aller Glossen Gu's veröffentlicht ist.

Im allgemeinen gibt es nur sehr wenige derartige sachliche Übereinstimmungen. Verf. sucht daher seinen Beweis vor allem durch Stilvergleichung zwischen AB und U zu führen, wobei er schlechterdings alles, sogar die Übereinstimmung einzelner Kasus, Vorsilben und Präpositionen heranzieht! Dabei werden häufig Zusammenhänge künstlich konstruiert und Verse zusammengestellt, die nichts miteinander zu tun haben. Auch übersieht Verf. um äußerlichen Gleichklangs willen sachliche Verschiedenheiten. Ein gutes Beispiel dafür bietet:

1997 podlé pohan obyčeje
jakž sě ještě u nich děje
kteří běchu zbiti Hřeci
skladše, král káza je sžeci

Verf. stellt (S. 114) dazu:

9179 schöne wurden sie begraben
als sie dort noch siten haben.

Er verfolgt genauestens die Gleichheit der Fügung, erwähnt aber mit keinem Wort, daß AB hier im Gegensatz zu U von Totenverbrennung spricht und damit nur bei ihm die Bemerkung ‚jakž sě ještě u nich děje‘ einen Sinn hat. Bestimmt ist nicht U hier die Vorlage gewesen. Ähnliches gilt auch von dem bestechenden Gleichklang (S. 81):

1167 roztě kola až vše prchú ... mit
U 5930 ... dructe / er den knoten, daz er zerfuor

Auch hier geht Verf. auf die Sache nicht ein. AB spricht im Gegensatz zu U von einem Wagen, ein Mißverständnis, das nur auf flüchtiger Lektüre Gu's und seiner Glossen beruhen kann. Hätte er U als Nebenquelle vor sich gehabt, wäre der Irrtum ausgeschlossen gewesen.

U versagt hier also als Übersetzungshilfe, zu der Verf. ihn gerne machen möchte. Verf. übersieht auch hier die Bedeutung der Glossen, die nicht nur sachlich erläutern, sondern auch jede Schwierigkeit der Konstruktion und des Wortschatzes erklären. Eine Ulrich und dem AB gemeinsame Auflösung einer Partizipialkonstruktion u.ä. besagt also nichts. Ebenso wenig kann man Übergangsverse, Beteuerungsformeln, Interjektionen, Quellenberufungen u.ä. als Beweisstücke ansehen. Meist handelt es sich um aus dem Zusammenhang gerissene Verse oder Versteile, deren Gleichklang überzeugend wirkt, die aber isoliert stehen. Es ist ja gerade die Hauptgefahr dieser Zusammensetz-Methode, daß nicht genügend deutlich wird, wie verschieden die Abschnitte, denen die Beispiele entnommen sind, im Grunde sind. Man fragt sich erstaunt, warum gerade absolut unwichtige Verse, sozusagen die Kupfermünze jeder Dichtung, entlehnt sein sollen. Solche Verse sind, was Verf. zu wenig berücksichtigt, sowohl im AB wie auch bei Ulrich und überhaupt in der mittelhochdeutschen Literatur derart formelhaft, daß man sie nicht als Beweis irgendeiner Abhängigkeit verwenden kann.

Das gleiche gilt von den stereotypen Formeln für Botensendungen, Beratungen und für die vielen Wendungen, deren Verankerung in der mittelhochdeutschen Literatur Verf. zu wenig heranzieht. Ein Beispiel mag das veranschaulichen. AB verwendet gern den Ausdruck *lomit rucē*. Verf. übersieht die Formelhaftigkeit der Wendung bei AB sowie ihre mittelhochdeutsche Entsprechung (*hende winden*). Er sucht nur nach Parallelen bei U. In Ermangelung solcher greift er (S. 105) einen Fall heraus, wo U bietet: *ir hār sie rizen* und meint, AB sei hierdurch angeregt! In der Zusammenfassung (S. 149) heißt es dann aber ohne Einschränkung, daß AB's Wendung aus U stamme!

Wie bei solchen Wendungen beachtet Verf. auch bei Aufstellung seiner Wortschatz-Beziehungen AB's Eigentümlichkeiten zu wenig (*čest* wird z.B. im Gegensatz zu U auch als „Ehrsucht“ gebraucht), während er andererseits auch die allgemein mittelhochdeutsche Grundlage zu wenig berücksichtigt. Seine Arbeit trägt infolge ihrer Beschränkung auf Ulrich leider wenig zur Stilkunde AB's bei.

Gern wüßte man, was sich bei der Vergleichung mit U für das Verhältnis der beiden Handschriften V und N des AB ergibt. Bekanntlich gilt ein Teil der Verse N's für Zusatz eines Bearbeiters. Verf. stellt auch aus diesen Versen seine Gleichungen zusammen. Will er damit sagen, daß er diese Verse für echt hält? Dazu müßten wohl stärkere Beweise erbracht werden, als sie sich aus einer Stilvergleichung, deren Fragwürdigkeit hier besonders sichtbar wird, gewinnen lassen.

Es zeigt sich eben immer wieder, daß Verf. mehr durch die Masse seines Materials als durch das Gewicht des Einzelfalls zu überzeugen sucht. So hat er im ganzen ca 1000 recht ungleichwertige Fälle zusammengebracht. Ein großer Teil davon kann auf Abhängigkeit AB's von Ulrich beruhen, beweisbar ist das aber nicht. Es bleiben etwa 20%, die eine Diskussion lohnen.

In erster Linie stehen dabei die Text-Mißverständnisse. Verf. macht z. B. darauf aufmerksam, daß Gu II. 93 ‚*diei unius*‘ und U 6020 ‚*des tages*‘ allgemein gebraucht sind, während AB's ‚*toho dne*‘ (1183) einen bestimmten Tag meine und aus U mißverstanden sei. Hier hat aber Verf. Gu mißverstanden, der wirklich nur einen Tag meint, was interlinear durch *huius verdeutlicht* sein mochte. Eher beruht vielleicht *đvanádecet muži* (1222) auf U's *zwelf hande liute*, das Gu's

bissenae gentes wiedergibt. Auch Fälle gemeinsamen Mißverständnisses Gu's können hier angeführt werden. Es entspricht:

467 již se všech stran tváři točie und
U 3685 waern die tarschen niht gewesen

Verf. beachtet nur die Wortgleichung *tváři* — *tarschen*. Wichtiger ist, daß beide Texte von wirklichem Belagerungsgerät sprechen und Gu's bildliche Ausdrucksweise: *testudinis instar* . . . übergehen. Erwähnen möchte ich hier auch noch

I. 81 haec dicentem vigili bibit aure magistrum,
wiedergegeben in gleicher Weise durch:

194 Tehdy mistr, slyšav řeč takú
1383 Dô Aristotiles hete gehôrt . . .

Gewicht haben ferner gelegentliche kleine Zusätze und Ausgestaltungen, die nicht auf Gu und vermutlich auch nicht auf Glossen beruhen. Ich denke dabei weniger an die rhetorischen Zahlen, die U ja mit jedem mittelhochdeutschen Text gemeinsam hat, als an Bemerkungen wie

680 vstana, rúče sě obleče
B 17 za dvě neb kročeje za tři
bych postúpil v zástup zasě
(Gu nur: si tergum verterit hosti),

die in U ein Gegenstück haben. Auch bei Schlachtschilderungen finden sich öfters Berührungspunkte, z. B.

1736 však k sěči jich málo zbylo
U 8320 ir deheiner vor im genas.

Beide Dichter betonen ferner Gefühle, Klagen usw. stärker als Gu. Es bestehen auch hier gelegentliche Gleichungen:

N (!) 173 po němž srdcem viec stonala
až i sobú pokonala
U 8873 daz treip die frowe unz úf den tac
daz sie vor leide tôt gelac.

oder vor dem Sturm:

489 všem bě strachy srdce znylo,
rádo by sě dietě skrylo
U 3717 sie wâren in grôzen sorgen
und haeten sich gerne verborgen
(bei Gu nur: se in secreta receptant)
M 92 srdce jmu zřenim znylo
U 16722 er vant dâ, daz er sêre clagt.

Auch zu Dreiversen, auf die Verf. nicht gesondert eingeht, finden sich Beziehungen, z.B.

zu 504 dobré sě dobrým otplatí

stellt sich bei U an anderer Stelle:

U 563 man guot mit guote lónen sol.

Stellt man alle derartigen Beziehungen aus dem vom Verfasser gebotenen Material zusammen, so gewinnt man den Eindruck, daß tatsächlich auffallende

Gemeinsamkeiten zwischen der deutschen und der tschechischen Dichtung bestehen. Wir können sie vorläufig nur damit erklären, daß der tschechische Dichter wohl Ulrichs Werk gekannt haben muß. Erstaunlich ist dabei, daß es sich immer nur um Einzelverse handelt und daß gemeinsame irgendwie bedeutsame inhaltliche Abweichungen von Gu ebensowenig nachweisbar sind, wie gemeinsame Betrachtungen, Vergleiche u.ä.

Wenn wir also schon Einfluß Ulrichs annehmen wollen, so ist ihm jedenfalls erheblich geringere Bedeutung zuzusprechen, als Verf. wahrhaben möchte. Seine Schlußfolgerungen wird man daher ebenso wie sein Material nur mit großen Einschränkungen annehmen können.

Kiel

U. JOHANSEN

JULIAN TUWIM. *Pegaz dęba*. Krakau. 1947, 432 S.

Dieses Buch unter einem so „unwissenschaftlich“ klingenden Titel (auf der Rückseite des Titelblattes ist dieser Titel noch durch die Wörter „czyli Panopticum Poetyckie“ und einen längeren weiteren Text, der nach der Barockgepflogenheit in der Form einer Sanduhr gedruckt ist, ergänzt), gehört zu den Werken aus der Feder slavischer Dichter, die trotz ihrer wenig „strengen“ Form und des Mangels an wissenschaftlicher Akribie, von der Fachwissenschaft durchaus doch ernst genommen werden müssen. Ich denke dabei an solche Werke, wie die Bücher von MEREŽKOVSKIJ oder ANDREJ BELYJ über GOGOL', wie „Moj Puškin“ von BRJUSOV oder die Biographie DERŽAVINS von VL. CHODASEVIČ. Der Verf. des vorliegenden Buches benutzt allerdings ausgiebig, wenn auch recht zufällig, wissenschaftliche Literatur und scheut keine Zitate oder Verweise.

Das Buch handelt von verschiedenen dichterischen „Seltsamkeiten“, die den Leser zu allen Zeiten in Staunen bringen: Figurengedichte, Akrosticha, seltene und seltsame Reime usf., was man z.T. unter dem Namen „dichterische Spielereien“ vereinigen kann. Es wäre völlig verfehlt, sich von dem zuweilen feuilletonistischen Stil des Buches abschrecken zu lassen oder an einem Teil des Stoffes von TUWIM, der auch aus minderwertigen Quellen (Tagespresse, humoristische Zeitschriften usf.) schöpft, Anstoß zu nehmen. Der überwiegende Teil seines Materials stammt aus der besten dichterischen Tradition, und der Verf. zieht neben den beiden slav. Literaturen, die er sehr gut kennt — der poln. und russ. — auch andere slavische, die großen europäischen Literaturen, die lateinische und sogar — aus zweiter Hand — die orientalischen Literaturen heran. So ist sein Buch zunächst ein Lesebuch zu mancher Frage der „Literaturtheorie“. Weniger interessant sind die meisten theoretischen Bemerkungen des Verf. Seltsam ist es dabei, daß er aus Literaturen aller Zeiten schöpft, ohne dabei bemerkt zu haben, daß ihm manche Epochen (z.B. der Barock, die Romantik, der Symbolismus und die meisten „nachsymbolistischen“ Strömungen) sehr viel Stoff ersten Ranges bieten, und die anderen Zeiten — nur die Werke, die „am Rande der Literatur“ stehen, — etwa Schüler-, Dilettanten- und Gelegenheitsarbeiten. Für einen Literaturhistoriker ist das ein wesentliches Problem (mit dem ich mich in meinen Arbeiten über die čechische und ukrainische Barockdichtung beschäftige, und auf das ich in dem Buch „Outline of Comparative Slavic Literature“ Boston 1952, American Academy und in der in Vor-

bereitung befindlichen „Geschichte der Barockliteratur der slavischen Völker“ zu sprechen komme). Äußerungen eines großen Dichters zu diesem Problem wären sehr aufschlußreich. Leider müssen wir uns damit begnügen, was TUWIM uns bietet, und feststellen, daß er das Problem der „reich-geschmückten“ Stile nicht berührt.

Das Buch ist bereits 1939 entstanden. Nach dem Kriege fand der Verf. den Koffer, der das Manuskript enthielt, in einem elenden Zustande und konnte die Handschrift nur teilweise wiederherstellen. Ich will nun versuchen, einige Ergänzungen zu dem Stoffe TUWIMS zu geben, und zwar, indem ich mich an die Reihenfolge der 21 Kapitel seines Buches halte.

1. Die Reime. — Das Kapitel ist besonders reichhaltig (S. 21—66). Doch möchte man ergänzend auf die Beispiele der „Homoreime“ (gleichklingende Worte oder Wortgruppen verschiedener Bedeutung) von einem der begabtesten russ. Dichter des 18. Jhts., A. RŽEVSKIJ, hinweisen, sowie auf die „Opyty“ von V. BRJUSOV (Beispiele von Werken beider habe ich in Cambridge, Mass. 1950—2 in den Textsammlungen zur Literaturgeschichte des 18. und 20. Jhts. gebracht). RŽEVSKIJ sollte übrigens längst den ihm gebührenden Platz in der Geschichte der russ. Dichtung einnehmen. — Zu den „durchgehenden“ Reimen möchte man auf das schwache aber sehr bekannte Gedicht APUCHTINS hinweisen: „Kogda budete, deti, studentami . . .“ — Speziell zu den „bouts-rimés“ erinnere ich an die Meister dieser Spielerei, VASILIJ L. PUŠKIN und A. TOLSTOJ (Gedichte, die erstmalig in der „Bol’saja biblioteka poeta“ veröffentlicht sind), die beide viel vollkommene Stücke schrieben, als der seiner Reimkunst wegen berühmte D. MINAEV. — A. K. TOLSTOJ hat übrigens in der Geschichte des russ. Reimes auch sonst einen Ehrenplatz, da er als erster (unter einem event. Einfluß von ŠEVČENKO) in der russ. Dichtung die „ungenauen“ Reime ausgiebig verwendete; obwohl ihn Kritiker und Literaturhistoriker deswegen scharf angegriffen haben, erging es ihm immer noch besser, als dem Initiator dieser Reimart, SKOVORODA, der vermutlich dieser Reime wegen seiner Stellung als Prof. der Poetik an dem Perejaslaver Seminarium enthoben wurde, — vgl. meine Broschüre „*Dejaki problemy doslidžennja formal’noho boku poeziji Ševčenka*“ (Augsburg. 1947). Die Bedeutung der ungenauen Reime in der altpol. Dichtung (bis KOCHANOWSKI) ist mir nicht klar; in den europäischen Literaturen werden sie immer als „schlechte Reime“ bewertet: HEINE zog es vor, dem betreffenden Reim eine leichte humoristische Note durch Veränderung eines der sich nicht gut reimenden Worte zu geben, — wie etwa „Polke (statt Polka): Volke“ u. ähnl. Die ungenauen Reime in dem „Gaul“ von CHR. MORGENSTERN sind nur eine Spielerei! — TUWIM erwähnt auch Reime auf Fremdwörter (das bekannte Gedicht eines des Dichters der „Młoda Polska“, ANTONI LANGE, S. 23), ohne ihnen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, während sie in der Dichtung zuweilen mehrere besondere Funktionen erfüllen (vgl. z.B. PUŠKINS „Jevgenij Onegin“ mein Kommentar zu EO., Cambridge, Mass. 1953 Harvard Press). — Das umfangreiche Kapitel bringt leider fast keine allgemeinen Bemerkungen zum Reimproblem.

2. Die mnemonischen Gedichte. — Hier werden im Buche recht heterogene Gedichttypen durcheinander geworfen. Neben der rein mnemonischen Linie, die mit dem „cisioianus“ beginnt (čechische Beispiele wären willkommen) und mit den „gelehrten“ Werken in Versform fortsetzt (hier erinnere ich an die seltsame Freiburger Akademische Rede in Jamben von Prof. F. MARSCHALL VON

BIEBERSTEIN: Vom Kampf des Rechtes gegen die Gesetze. Stuttgart. 1927), gehören dazu kaum verschiedene Werke der „didaktischen Dichtung“, da sie ja keinesfalls die Aufgabe haben, „das Gedächtnis des Lesers zu erleichtern“: und die slav. Dichtung hat Werke solcher Art in Fülle: verschiedene Werke der dalmatinischen Dichtung, čechische Katechismen in Versen, altukr. Umdichtungen von Gebeten (vgl. über die unendlich langen — mehrere tausend Verse — Gedichte dieser Art von I. MAKSYMovyč und and. Dichtern des ukr. Barock in meiner „Istorija ukr. literatury“, II, Prag 1942).

3. Das Anagramm spielt in der slav. Dichtung, wie es scheint, keine große Rolle. Jedoch gibt es einzelne Barock-Dichter, die das Anagramm als eine Art der Paronomasie handhaben, zu ihnen gehört unt. and. Dimitrij von Rostov; vgl. verschiedene Paronomasien in der Volksdichtung, wie „sokol/vysoko“, „slovo/slava“ oder „veselyj/sela“ (ukr.) und ähnl. Dieses letztere Problem ist bei TUWIM nicht berührt. Außerdem sollten bei ihm nicht die berühmtesten Anagramme fehlen, in denen GALILEI, KEPLER und noch später HYUGENS ihre astronomischen Entdeckungen bekannt gemacht haben.

4. Die „versus cancrini“ (poln. raki, ukr. raky). Einfache Palindrome, d.h. Gedichte, deren Zeilen Buchstabe für Buchstabe in umgekehrter Richtung gelesen werden können, gibt es nicht übermäßig viele. Jedenfalls stammt von DERŽAVIN nicht nur die Zeile „Ja idu s mečem sudija“, sondern auch eine weitere palindromische: „Ja razumu umu zarja“ (zu S. 98), beide sind die Anfangszeilen eines Rätsels (die Lösung: Gott). Das deutsche „Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie“ soll von SCHOPENHAUER erfunden worden sein. Zahlreiche Palindrome (und palindromische Gedichte) stammen vom Philosophen FRANZ BRENTANO (veröffentlicht in der Sammlung seiner Rätsel „Aenygmatis“ Lpz. um 1935). Die „versus cancrini“ von IVAN VELYČKOVSKYJ und BRJUSOV (Opyty) sollte man jedenfalls erwähnen. — Von einem anderen Typus sind die „versus anacyclici“, deren Zeilen Wort für Wort in umgekehrter Richtung gelesen werden können, wobei sich bald derselbe, bald der entgegengesetzte Inhalt ergibt: die berühmtesten slav. anazyklischen raki stammen von J AN KOCHANOWSKI und A. MORSZTYN (vom zweiten Typus), aber auch die von I. VELYČKOVSKYJ sollten erwähnt werden (vgl. z.B. bei PERETZ: *Novyje trudy po istočnikovedeniju* . . . Kiev 1909, 23f.). BRJUSOV und der bulgarische Symbolist P. K. JAVOROV schrieben Gedichte, die Wort für Wort auch in umgekehrter Richtung gelesen werden können und dabei durchaus sinnvoll und wohlklingend bleiben.

Es gibt aber nicht weniger Gedichte, deren Zeilen in umgekehrter Richtung, von der letzten bis zur ersten gelesen werden können, und zwar ohne Zerstörung des Gehalts und der dichterischen Form. Bereits PUŠKIN hat man vorgeworfen, daß seine wunderbare Widmung (an PLETNEV) zum EO in umgekehrter Richtung gelesen werden kann. Der dichterische Impressionismus pflegte solche „zer-rissene“ Form, — es gibt mehrere Gedichte von FET und FOFANOV, die solcher Behandlung unterzogen werden können.

5. Die Chronogramme, d.h. solche Gedichte, in denen mehrere Buchstaben — meist im Druck als Majuskel hervorgehoben — eine bestimmte Zahl, meist das Datum der Entstehung des Gedichtes, ergeben, sind mit Gebrauch der lateinischen Buchstaben unschwer zu schreiben, da dort „I“, „V“, „X“ usw. Zahlenbedeutung haben. So gibt es solche Gedichte in Massen, neben den von

Tuwim zitierten polnischen auch tschechische und kroatische. Cyrillische Gedichte dieser Art sind wenige: natürlich gibt es aber Versuche von I. VELYČKOVSKÝJ, der sogar ein Chronogramm mit einem Akrostichon vereinigt (s. PERETZ, a.a.O.).

Zu einem besonderen Typus chronographischer Gedichte gehören solche, in welchen ein jedes Wort auf irgendwelche Weise an eine Zahl erinnert (z.B. bloß durch die Buchstabenanzahl) und so mnemonischen Zwecken dienen kann. Dazu gehören die Gedichte, die mehrere Stellen in der Zahl „π“ durch die Buchstabenanzahl der einzelnen Worte angeben. Neben den bei Tuwim angeführten Beispielen findet man weitere bei H. TIETZE *Gelöste und ungelöste mathematische Probleme*, München 1949, Band I, S. 113—4 und 220—1, auch bei W. LIETZMANN *Lustiges und Merkwürdiges von Zahlen und Formen*. I. Breslau 1930, S. 19f., zwei weitere Gedichte dieser Gruppe findet man bei JA. PEREL'MAN *Zanimatel'naja geometrija* 1950, S. 193. — Zur Dichtung haben allerdings solche Gedichte keine Beziehung mehr!

6. Der makkaronische Vers ist ein ernstes Problem der polnischen Dichtung vor allem der Barockzeit. Vgl. darüber A. BRÜCKNER *Dzieje kultury polskiej*. 2. Ausg. II. 1939, S. 608ff. und vor allem die grundlegende (bei Tuwim nicht erwähnte) Abhandlung von ST. SKWARCZYŃSKA *Estetyka makaronizmu* (Próba postawienia zagadnienia), in „Prace ofiarowane Kazimierzowi Wójcickiemu“ Wilno 1937 (Serie „Z zagadnień poetyki“, 6), S. 337—370.

Der Verf. erweitert seine Betrachtungen auf die Sprachmischungen in der Dichtung verschiedener Völker. Man müßte dann auch die russ.-franz. Verse MJATLEVS erwähnen, die betreffenden Stellen aus der „Eneida“ KOTLJAREVSKYJS. Die Sprachen, die „gemischt“ werden, sind verschieden, je nach dem Kulturgebiet. In diesem Sinne sind „makkaronisch“ die kroatisch-italienischen Gedichte von IGN. DŽORDŽIĆ („Suze Marunkove“) oder P. PRIMOVIĆ. Eigentlich als „makkaronisch“ muß man auch die recht zahlreichen Werke der poln. und ukr. Literatur bezeichnen, wo die beiden Sprachen beabsichtigt gemischt werden (der beiden ZIMOROWICZS, KLONOWICZ, SZ. SZYMONOWIC, WACŁAW POTOCKI usf.). In den ukr. Interludien begegnen uns sogar mehrsprachige Mischungen, z.B. in der Komoedie M. DOVHALEVSKYJS „Komičeskoje dējstvije...“ (1736) haben wir in einem Interludium polnisch-ukrainisch-weißrussische („litvinische“) Mischung, in einem anderen kommt noch das Großrussische hinzu; SIMEON POŁOCKIJ schrieb Gedichte in drei Sprachen: ksl., polnisch, lat. (ein Begrüßungsgedicht an B. M. Chitrovo). Ein Rekord der Vielsprachigkeit scheint ein Gedicht des Slovaken JAN BUOC (veröffentlicht bei SASINEK, Archiv, 2 [1878], 68f., BUOC lebte entweder im 17. oder im 18. Jht.) zu sein, das slowakisch-ungarisch-deutsch-französisch-lateinisch-italienisch-zigeunerische Sprachmischung gebraucht; ein (anonymes) Gedicht aus dem J. 1642, das TUWIM zitiert, besteht aus Worten von 6 Sprachen (griechisch-lateinisch-polnisch-litauisch-ukrainisch-deutsch), einige Worte sind aber bis jetzt nicht erklärt (event. gaunersprachliche?).

In der Kunstprosa gibt es auch makkaronische Werke, jedoch muß man diejenigen aus der Betrachtung ausschließen, in welchen die Sprachmischung einen gewissen realen Zustand der jeweiligen Umgangssprache wiedergibt, wie russisch-franz. Gespräche in „Krieg und Frieden“ L. TOLSTOJS, die polnisch-lateinischen Texte in „Dwaja panowie Sieciechowie“ von J. NIEMCEWICZ, Lustspiele von S. CHALUPKA (slowakisch-ungarisch) usf. Nicht zu vergessen ist die

reale Sprachmischung gewisser Kulturkreise, die unwillkürlich in ihren Kundengebungen (auch in den dichterischen) zum Vorschein kommt: etwa die polnisch-lat. Sprache des poln. 17. Jhts. (vgl. die „Pamiętniki“ von PASEK), die russisch-franz. Sprache der russ. „ščegoli i ščegolichi“ um die Mitte des 18. Jhts., die englisch-ukr. Sprache der ukr. Bevölkerung Kanadas (und z.T. der Ver. Staaten: „Prodaž sutiv i overkotiv“ — eine Annonce aus einer kanadischen ukrainischen Zeitung) usf.

7. „Centone“, d.h. die „Montage“ der neuen Gedichte aus Zeilen von alten, bekannten Gedichten. Der Cento scheint in der slavischen Literatur nur als eine Scherzform zu existieren. In der neulat. Dichtung der Slaven kann man Beispiele finden, in denen einzelne Zeilen der antiken Dichtung (vor allem des HOBAS) in die neuen Gedichte eingehen. Bei Anfängern mit gutem Gedächtnis kommt das unwillkürlich vor: dem Cento am nächsten stehen manche Jugendgedichte LERMONTOVs, die fast durchgehend aus Zeilen von Gedichten Puškins, Kozlovs, Delwigs usf. zusammengefügt sind (vgl. die Arbeiten von B. NEJMAN und B. EICHENBAUM). Bei BLOK finden wir gelegentlich ganze Sätze der klassischen russ. Dichtung als Zeilen seiner eigenen Gedichte (sie sind meist von Blok gekennzeichnet; vgl. besonders den 4ten Band der großen Gesamtausgabe seiner Werke),

8. Tauto- und Lipogramme — eine seltene Form der „verdichteten Aliterationen“ (z.B. die lateinische „Pugna porcorum“, deren 200 Zeilen nur Worte, die mit „p“ beginnen, enthalten — vgl. „Nugae venales“, s. 1., 1710, das Gedicht stammt aus dem Mittelalter). Man durfte einige Gedichte des jungen BAL'MONT nicht vergessen („Večer, vzmorje, vzdochi vetra...“ usf., „Landyši, ljutiki...“ usf.) und die dichterisch viel schwächeren Versuche BRJUSOVs (Opyty; ein Gedicht BRJUSOVs zitiert TUVIM).

9.—10. Übersetzungen. Diese beiden Kapitel bringen z.T. recht zufällig herausgegriffene reizvolle Beispiele falscher Übersetzungen. Fürs Russische und Ukr. gibt es ein bekanntes Buch K. ČUKOVSKIJS, die Arbeiten A. FEDOROVs („Voprosy Poetiki“, II und III), und BURGHARDT's (Zeitschr. Bd. XV, XVII), wo man weitere Beispiele finden kann. Für Slavisten wären Beispiele aus den ksl. Übersetzungen nicht ohne Interesse. — TUVIM behandelt hier auch Travestien, erwähnt allerdings nur wenige; zu ergänzen wären die slav. „Eneidy“ — ukr. russ. von OSIFOV, ukr. von KOTLJAREVŠKYJ, weißr. von ROVINSKI, ukr. HORAZ von HULAK-ARTEMOVŠKYJ usf. Am meisten wird den Leser hier der Bericht TUVIMs über seine Versuche interessieren, die ersten Zeilen der Einleitung zu „Ruslan und Ljudmila“ polnisch wiederzugeben; TUVIM, der glänzende und gewissenhafte Übersetzer aus dem Russischen (vgl. sein Buch „Lutnia Puszkina“ Krakau 1945) berichtet hier von den Schwierigkeiten, die ihm begegneten. Man könnte leicht zahlreiche Beispiele der nicht überwundenen Schwierigkeiten aus den tschechischen PUŠKIN-Übersetzungen der alten und neuen Zeit vorführen; von den deutschen Übersetzungen greife ich nur eine Zeile heraus — die Wiedergabe der ersten Zeile von „Ruslan i Ljudmila“: „Ein Eichbaum steht am Zwiebelmeere“ (K. ROELLINGHOF *Rossija*. Russische Lyrik in Übertragungen... Wien 1920).

11. Akrostichen werden hier nur kurz besprochen. Das Thema ist allerdings fast unerschöpflich. Die Beispiele TUVIMs sind ausschließlich lat. und polnisch. Man kann leicht ukr. Beispiele in S. ŠČEGLOVA: Bogoglasnik. Kiev. 1918 und

aus den Arbeiten von M. VOZNAK über das ukr. Lied finden, čechische neuerdings bei A. ŠKARKA in SF. XII [1940—6], russische von DERŽAVIN zu BRJUSOV sind zahlreich, aber nicht gesammelt (z.T. auch nicht bemerkt); weiter in die Vergangenheit führt SIMEON POLOCKIJ; auch der poln. Stoff TUWIMS wäre leicht zu vervollständigen.

12. Die Figurengedichte werden vorwiegend an nicht-slavischem Stoff vorgeführt. Natürlich wird der Leser durch die Beispiele der Kunst eines PUBLIUS OPTATIANUS PORPHYRIUS am meisten betroffen. Aber die „Dreiecke“ von DERŽAVIN oder BRJUSOV, die Figurengedichte der ukr. Dichter der Kiever Akademie (darunter wiederum I. VELYČKOVSKYJS), des „Rhombus“ von RŽEVSKIJ, die Figurengedichte eines IGAT DŽORDŽIĆ (kroat. Psalter 1729), oder eines St. S. JAGODYŃSKI (1617, Ausgabe seiner Werke von K. I. TUROWSKI, Krakau. 1860), die Labyrinth von SIMEON POLOCKIJ hätten eine eindrucksvolle slavische Reihe bilden können.

13. „Kalauer“ sind sehr mannigfaltig (diese Bezeichnung ist keinesfalls glücklich). Der Stoff TUWIMS ist sehr bunt, hier begegnen dem Leser sogar Sanskrit-Zeilen. . . Zu vermerken ist jedenfalls, daß verschiedene Typen von Wortspielen, die man als „Kalauer“ bezeichnet, bereits in der slav. Folklore vertreten sind (s. die Broschüre R. JAKOBSONS Novejšaja russkaja poezija. I. Prag 1921). In die russ. Literatur gingen die Wortspiele vom Typus „*kot-leta: koška-zimny*“ (verwendet von TEFFI) ein, aber nach TEFFI's Erinnerungen sind sie eine Erfindung von FEDOR SOLOGUB (und von ihm auch in einer Erzählung verwertet). Die phantastische „*sdvigologija*“ von A. KRUČENYCH (dessen Name TUWIM entfallen ist) hätte an besseren Beispielen vorgeführt werden können (vgl. KRUČENYCH Tajnyje poroki akademikov, um 1920). Für die Volksetymologien gibt es, neben der deutschen Sammlung bei ANDRESEN, eine gute polnische Stoffsammlung von L. MALINOWSKI *Studia nad etymologią ludową*. Warschau. 1891. Russ. Beispiele kann man leicht in den Werken von LESKOV und ANDREJ BELYJ finden. Mehrere Beispiele zur Charakteristik der Apperzeption der Schöpfer der Volksetymologien enthielt der „Zadačnik“ zur Einführung in die Sprachwissenschaft von J. BAUDOUIN DE COURTENAY.

Zum Schluß des Kapitels behandelt TUWIM ein ganz anderes Thema — das falsche Verstehen von Fremdsprachen; Ergänzungen können aus L. TOLSTOJ („*Vojna i mir*“, „*Sevastop. rasskazy*“) entnommen werden. Die Frage nach der falschen phonetischen Auffassung des Gehörten wäre zu stellen: ich konnte bei meinem langjährigen Aufenthalt in der Provinz Sachsen mich von der Richtigkeit des Satzes „jeder hört nur das, was er selbst aussprechen kann“ überzeugen. — Um die Mannigfaltigkeit der Wortspiele sich zum Bewußtsein zu bringen, möchte man noch an die „Kalauer“ in „*Plody prosvěščenija*“ von Tolstoj denken.

14. Die Nachahmung des Klanges einer fremden Sprache ist wiederum ein interessantes Kapitel, obwohl wir von TUWIM nichts über die praktisch-dichterische Verwendung dieses Kunstgriffes erfahren. Es fehlen hier die bekannten russ. Sätze, die wie „italienische“ klingen („*O son na more . . .*“), ukr., die den Klang des Franz. nachahmen („*Marija ljon tre, Makar telja pase*“), russ.-engl. Sätze, die alten („*Vaš pudel laet ? . . .*“ usf.) und die neuen, etwa von MAJAKOVSKIJ aus „*Banja*“ („*Šol zver' v dver' . . .*“ usf., für diese Sätze hatte MAJAKOVSKIJ wirklich eine engl. Vorlage, nur mit einem grammatikalischen

Fehler), die orientalischen (persischen) Klänge, die CHLEBNIKOV und JESENIN nachahmen wollten, usf. — Ein anderes Problem ist bei Tuwim mit diesem verwickelt: der gleiche Klang von verschiedenen Wörtern verschiedener Sprachen, die ganz verschiedene Bedeutung haben (als Beispiel konnte ich einige lat. Sätze aus der Hs. der „Pansophie“ des COMENIUS anführen, die deutsch oder tschechisch einen ganz anderen, z.T. obszönen Sinn ergeben; diese Sätze stammen übrigens wahrscheinlich noch aus dem Mittelalter). Ganz sinnlose Sätze, die wie eine „Sprache“ klingen, sind ein ernstes Problem: man sollte an die Novelle von CHARLES NODIER „Histoire du roi de Bohême et de ses sept châteaux“ P. 1830 sich erinnern, die ganze Seiten sinnloser Worte enthält (die Novelle ist in die mir bekannten Ausgaben der Werke Nodiers nicht aufgenommen). Dazu gehört auch der „zaumnyj jazyk“ der russ. Futuristen (angeblich hat N. LERNER in einer Notiz über die Dichtung der Futuristen auf die Novelle Nodiers hingewiesen; ich kann leider diese Notiz Lernalers nicht finden). Auch die „Engelsprache“ in den Aufzeichnungen von HILDEGARD VON BINGEN (nur z.T. von J. GRIMM mitgeteilt) in einer Wiesbadener Hs muß endlich untersucht werden. Ich will hier auch auf die Sprache der Lieder der russ. und deutschen Sektierer hinweisen.¹)

15. „Zaumnyj jazyk“ ist das Thema des weiteren wichtigen Kapitels, das sich inhaltlich mit dem vorhergehenden berührt. Die Abzählverse gehören allerdings kaum hierher, — sie sind oft aus einer fremden Sprache entnommen (im Gouv. Cherson habe ich verunstaltete moldauische Abzählverse kennen gelernt bei ukr. Kindern und in der Entfernung von 200—250 km von den nächsten moldauischen Dörfern).

Nicht ganz dazu gehört auch das Thema der „Namenkataloge“ in der Dichtung. Immerhin ist der dichterische Reiz dieser Kataloge von dem Katalog der Schiffe in „Ilias, B“ bis zu dem von TUWIM nicht erwähnten Katalog der indischen Stämme bei LONGFELLOW (russ. Übersetzung von BUNIN) unbezweifelbar. Von den slavischen Katalogen könnte man noch den Länderkatalog in „Worek Judaszów“ von KLONOWICZ erwähnen, sowie weitere humoristische polnische Namenkataloge etwa: eine Liste der weißrussischen Namen (1670, Akty Rzeczypospolitej Babińskiej, WINDAKIEWICZ „Archivum dla dziejów liter.“ VIII. Kr. 1895, 136—9), und solche Namen-Verslisten, wie die aus dem J. 1754 in Miesięcznik Heraldyczny, II, 62f., oder den „Herbarz szlachty wierszem opisany“ aus dem 18. Jht. (bei J. ST. BYSTROŃ Nazwiska polskie¹. 1936, 289 bis 292) und das Gedicht bei I. FRANKO in „Zapysky NTŠ“ 105, 150f. (aus dem J. 1770). Im bekannten, von PUŠKIN und VJAZEMSKIJ gemeinsam geschriebenen Gedicht „Nado pomjanut', neprememno pomjanut' nado...“ (1833) liegt der Reiz wohl in erster Linie auf den unerwarteten Reimen.

16. Gedichte aus einsilbigen oder überlangen Worten sind kein von der traditionellen Poetik behandeltes Gebiet. Ernst zu nehmen ist hier allerdings das Problem der Betonung (Zeilen aus einsilbigen Worten kamen in der russ. Dichtung des 18. Jhts. vor: bei LOMONOSOV, RŽEVSKIJ, DERŽAVIN, vgl. endlich

¹ Vgl. noch M. BRAHMER: Język polski w karykaturze francuskiej XVII wieku, „Język polski“ XIV (1929), S. 99—102; es handelt sich hier um einen 1686 in Lyon erschienenen Roman, wo eine Person „polnisch“ spricht; eine weitere Ausgabe des Romans erschien 1782 („Le feinst Polonoise u la veuve impertinente“).

die letzte Zeile der Parodie PUŠKINS „Oda jęgo sijatel' stvu grafu Chvostovu“ aus dem J. 1825). Neben dem Sonett aus einsilbigen Worten von J. JANKOWSKI sollte man das entsprechende Gedicht von BRJUSOV erwähnen (beide sind wohl Nachahmungen franz. Vorbilder) und weitere ähnl. Versuche der russ. nachsymbolistischen Dichter.

Die überlangen Worte sind in der Dichtung sehr selten. Die scheinbar langen Worte der german. Sprachen tragen in Wirklichkeit mehrere Betonungen, so daß ihre „Länge“ eine rein orthographische Erscheinung ist.

17. „Versus alphabeticici“ sind reine Spielerei: zum poln. Gedicht S. 323—4 bei welchem eine jede Strophe mit einem anderen Buchstaben des Alphabets beginnt, möchte ich vermerken, daß es event. ein čech. Vorbild hat (vgl. die čechischen Gedichte in TRANOVSKÝS „Cithara sanctorum“, 1636, ich zit. die Ausgabe Bratislava 1816, 721, Nr. 610 oder in der Sammlung der mährischen Volkslieder von F. BARTOŠ) und ukr. Nachahmungen hervorgerufen hat. Zu erwähnen wären: die ksl. alphabetischen Gedichte, gleich ob eins von ihnen von KONSTANTIN-KYRILL, wie EMIL GEORGIEV meint, herstammt, oder von einem anderen Verfasser; ein čech. Satz aus einem Gesangbuch aus dem J. 1580 (vgl. MEIN Buch: Ukrajínskýj liter. barok. Narýsy. I, Prag 1941, S. 33, vgl. S. 69, wo auch ein interessantes franz. alphabetisches „Drama“ aus den Papieren PUŠKINS wiedergegeben ist); natürlich ein Gedicht VELYČKOVSKÝJS; das betreff. Gedicht BRJUSOV'S (Opyty) sollte als ganzes wiedergegeben werden: die letzten drei „Werke“ sind in dem Sinne „Höchstleistungen“, als in ihnen jedem Buchstaben nur ein einziges Wort entspricht!

18. Die etymologische Dichtung ist uralt. Über die ältere Tradition informiert jetzt E. R. CURTIUS: Europäische Literatur und das lat. Mittelalter. Bern. 1948, S. 51f., 488ff. TUWIM beschäftigt sich hier aber vorwiegend mit phantastischen Etymologien, wobei leider TREDJAKOVSKIJ und der Bulgare I. RAKOVSKI fehlen; bekanntlich hat sich noch der Zeitgenosse und Kollege Potebnjas, Bessonov, auf diesem Feld betätigt (über ihn vor allem D. BAHALIJ und M. CHALANSKIJ: Geschichte der Chaŕkover Universität und das biogr. Wb der Professoren der Universität). — Die hebräische Herkunft der slav. Sprachen gehörte zu den verbreiteten Meinungen des 17. Jhts.; bei dem Verf., der vorwiegend polnische Schriftsteller zitiert, S. 337 ist der poln. Protestant J. HEBRINIUS Kiovia subterranea, Jena 1675 nicht erwähnt. Die Frage nach der Verbindung bestimmter Laute mit bestimmten Bedeutungen ist ein Problem, das die Dichter verschiedener Zeiten interessierte: von den slavischen sollten hier die (phantastischen) Bücher K. BAL'MONTS Poezija kak volšebstvo 1912 und A. BELYJ Glossolalija B. 1922 behandelt werden.

TUWIM bespricht auch die „sprachwissenschaftlichen“ Arbeiten von Geisteskranken. Er kennt nur „Mnimyj indogermanskij mir“ vom Schulkameraden GOGOL'S, PLATON LUKAŠEVYČ, dessen Tätigkeit aber viel weiter war, mit den „Osnovy vseobščęgo čaromutija“ (sic!) in den 40-er Jahren begann und mit einer zweibändigen „Mikroskopischen Astronomie“ (wo ebenfalls nur „sprachwissenschaftliche“ Probleme behandelt werden) 1882—4 endete; seine Bücher sandte LUKAŠEVYČ an alle europäischen Universitäten, wo man sie bis jetzt genießen kann. Ein weiteres Werk dieser Art (durch den Stil jedenfalls bemerkenswert) ist das Buch des Direktors der Volksschulen des Gouvernements Olonec, MARTYNOV Raskrytije tajny jazyka čelovečęskega ili izobličęnije nesostojatel'-

nosti učenoga jazykoznanija. M. 1898; ein drittes stammt von TORMAZOV „Proischoždenije smecha i reči iz potrebnostej piščevarenija“ (um 1911). Die Reihe solcher Werke ist aber sehr lang.

19. Als „ćwierkologia“ bezeichnet TUWIM allerlei Versuche, die Tierlaute und Naturlaute in der Dichtung wiederzugeben. Seine Sammlung ist beträchtlich. Die von ihm zit. „Banialuki“ von HIER. MORSZTYN (S. 350) können event. vom ersten Kapitel des „Orbis pictus“ des COMENIUS abhängig sein. Eins der interessantesten Beispiele sind die „Nachtigall-Sonaten“ des čech. Barockdichters J. KOŘÍNEK (über ihn vgl. J. VAŠICA *České literární baroko*, Prag 1934); den weiteren čech. (mährischen) Stoff findet man bei R. KYNČL Chlebiček z kemeňá. III. Vyškov 1944, S. 144—8: „Zvířata a ptáci po ludsku“. Der lateinische Stoff ist gesammelt in der „Musurgia Universalis“ des deutschen Jesuiten ATHANASIUS KIRCHER (1650), der französische bei H. E. V. COUPIN *Les animaux exotiques*, Paris, s. a. (vor 1907). Der russ. und ukr. Stoff ist mir aus verschiedenen mündlichen und gedruckten Quellen bekannt, besondere Sammlungen scheinen nicht vorhanden zu sein. Übrigens scheint der oben erwähnte J. KOŘÍNEK fremde (italienische?) Vorbilder für seine „Sonaten“ gehabt zu haben.¹⁾

20. Das vorletzte Kapitel vereinigt sehr verschiedenen Stoff, den der Verf. einfach für „absurd“ hält. Aber eine Reihe seiner Beispiele ließe sich theoretisch unter dem Begriff des Spielens mit den Worten, die zu verschiedenen semantischen Ebenen oder Typen gehören, vereinigen. Das findet man z.B. bereits bei GOGOL', dann bricht diese Art bei ANDREJ BELYJ (nicht ohne Einfluß GOGOL's) durch, besonders aber bei den russ. Futuristen (vor allem bei CHLEBNIKOV) und bei den slav. Dichtern, die vom russ. Futurismus irgendwie abhängig sind: ich nenne nur den bedeutenden čech. Dichter der Gegenwart V. NEZVAL, die Polen B. LEŚMIAN und TYTUS CZYŻEWSKI, die Ukrainer MICHAJL' (sic!) SEMENKO und GEO (sic!) ŠKURUPIJ.

Dagegen behandelt das letzte 21. Kapitel „Varia“, worunter TUWIM auch manche Typen, die schon die klassische Poetik gekannt hat, versteht. Die meisten dieser Typen sind seit dem Mittelalter bekannt, dann wiederum im Barock und im Symbolismus aufgetaucht. So die „versus crescendi et decrescendi“ (mit Vergrößerung und Verminderung der Silbenzahl in jeder weiteren Zeile), die „versus rapportati“, die mehr Aufmerksamkeit verdienen, da wir sie bei den besten Dichtern finden (z.B. bei dem poln. Barockdichter A. MORSZTYN und dem bedeutendsten kroatischen Lyriker des 17. Jhts. I. BUNIĆ usf.); über „versus rapportati“ s. E. R. CURTIUS, op. cit., S. 187 ff. und besonders in der franz. Dichtung des 16. Jhts: vgl. BRUNO BERGER *Vers rapportés*. Freiburg [i. Br.] Diss. 1930. Weiter finden wir hier „carmina reticulata“, „versus concordantes“ usf. Hier werden fast ausschließlich polnische Beispiele gegeben, es fehlt natürlich I. VELYČKOVSKYJ, aber für den „versus echicus“ sogar der bedeutende poln. Dichter W. KOCHOWSKI und die russ. Symbolisten. Der Verf. verbindet mit diesem Stoff die eigentlich gar nicht dazu gehörenden scherzhaften und ernsten „Entzifferungen“ von Kürzungen, — aber ein solches Überwuchern des Stoffes über die Grenzen des eigentlichen Themas des Buches gibt es fast in einem jeden Kapitel.

¹⁾ Ukrainische Beispiele neuerdings bei S. PARAMONOV, „Naša Kul'tura“, Winnipeg, 1952, 1, S. 19.

Ich möchte nur erwähnen, daß die russ. Dichter des Symbolismus und Nachsymbolismus eine Reihe neuer Gedichtstypen „erfunden“ haben, die auch gleichfalls Beachtung verdienen (z.B. nach 1918 die „žora“ in St. Petersburg, worüber am besten die Erinnerungen von V. PJAŠT informieren).

Sehr nützlich ist bei der Buntheit des Inhalts ein ausführlicher Index, der das geistvolle Buch abschließt.

Cambridge, Mass.
(Harvard University)

D. ČYŽEVSKÝJ

REINHARD LAUTH: *Die Philosophie Dostojevskijs in systematischer Darstellung*, München. R. Piper & Co. Verlag 1950, 8°, 568 S.

Die Absicht des Verfassers, die „Philosophie“ Dostojevskijs systematisch darzustellen, zeigt sich bereits am Anfang der Darstellung als die Absicht, die „Weltanschauung“ Dostojevskijs „in ihrem Zusammenhang“ oder die „philosophische Weltanschauung“ Dostojevskijs aufzuweisen (S. 11). Die Vermischung der Begriffe „Philosophie“ und „Weltanschauung“ in dem unklaren Begriffe „philosophische Weltanschauung“, die Umbenennung dieses Begriffes in den Begriff „Philosophie“, die — schon im Inhaltsverzeichnis angekündigte — Unterordnung dieses Begriffes der Philosophie unter den Begriff „Metaphysik“, der seinerseits die Begriffe „positive Philosophie“ und „negative Philosophie“ umfaßt, — dies alles läßt die Schwierigkeiten der „systematischen Darstellung“ einer „Philosophie“ sichtbar werden, die nur aus einer Dichtung zu abstrahieren ist. Dank seiner vorzüglichen Kenntnis der Dichtung Dostojevskijs bewältigt R. LAUTH diese Schwierigkeiten so gut wie möglich, indem er eben Philosophie und Weltanschauung zu identifizieren sucht und also Dostojevskijs Weltanschauung und ihr religiöses Apriori, nämlich die Anschauung der Welt als einer Schöpfung des Gottes, der sich in Christus offenbart und dadurch dem Menschen das „Ideal“, den „Sinn“, den „wertvollen Zweck“ seines Seins gezeigt hat, philosophisch zu begründen beabsichtigt. Diese Absicht ist also nicht am Sein desjenigen Seienden, das allein eine Weltanschauung haben und philosophieren kann, orientiert, d. i. am Sein des Menschen, sondern an jenem idealen „Sinn“ und „wertvollen Zweck“, den das Sein gemäß der Weltanschauung Dostojevskijs für den Menschen haben muß (Vgl. S. 39ff., 43ff., 48, 186ff. usw.).

R. LAUTH will „die philosophische Weltanschauung Dostojevskijs in ihrem inneren Zusammenhang“ darstellen, um zeigen zu können, daß Dostojevskij „nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph“ war (S. 14); seiner Meinung nach hat Dostojevskij aus folgenden Gründen „nicht rein philosophische Bücher“ geschrieben (S. 44f.): „1. Er bedurfte einer intensiven inneren Erfahrung, die er nur am lebendigen Einzelfall gewinnen konnte, um zu allgemeinen Wahrheiten zu gelangen“. Diese Begründung ist jedoch nicht zutreffend, da ja eben die „allgemeinen Wahrheiten“, zu denen man durch die „intensive innere Erfahrung“ eines „lebendigen Einzelfalles“ gelangt ist, „rein philosophisch“ dargestellt werden können. Als 2. Grund führt R. LAUTH an, das „abstrakte vorzeitige Begreifen hätte ihm (Dostojevskij) den Zugang“ zur Beobachtung der „Entstehung von Gefühlen und Vorstellungen aus dem Unbewußten“ versperrt.

Es ist aber nicht einzusehen, weshalb Dostojewskij nicht „nachzeitig“ dasjenige abstrakt begreifen durfte, was er „erst fühlend“ beobachtet hat. Der 3. Grund des Fehlens eines rein philosophischen Buches Dostojewskijs ist nach R. LAUTH die Angewiesenheit des Dichters auf die „praktische Deduktion einer Idee“ zum Zwecke der Prüfung dieser Idee „an der Logik der Tatsachen“, d. i. an der eigengesetzlichen Wirklichkeit des „Seelenlebens“ (vgl. S. 37). Warum aber sollte die „praktische Deduktion einer Idee“, wenn sie schon die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Idee sichtbar macht, nicht philosophisch verwertet werden können? — Als 4. Grund des Nichtvorhandenseins eines philosophischen Werkes Dostojewskijs nennt R. LAUTH die Möglichkeit der „Darstellung seelischer Phänomene“ durch die Dichtung: „Nur in der Veräußerung konnte er (Dostojewskij) die verschiedenen Stimmen in ihm zur Aussprache bringen, während ihn ein philosophisches System mit seinem logischen Aufbau daran gehindert hätte“. Dies kann offenbar nur bedeuten, daß Dostojewskij eben kein Philosoph sondern ein Dichter war, daß es ihm deshalb um das Aussprechen der „verschiedenen Stimmen in ihm ging“, d. h. also: um die „Anschaulichkeit“ (vgl. S. 34) und nicht nur um die Erkenntnis dieser Stimmen, (die ja durchaus nicht in ein bereitgestelltes „philosophisches System“ gepreßt werden müßte). — Als letzte Begründung der Tatsache, daß Dostojewskij nicht rein philosophische Bücher verfaßt hat, nennt R. LAUTH des Dichters Erkenntnis der „Differenz zwischen der Logik des Denkens und der Logik der Tatsachen“ und seine Bevorzugung der letzteren; und zwar bevorzuge Dostojewskij die „Logik der Tatsachen“ deshalb, weil „eine Idee . . . in sich folgerichtig sein“ und dennoch „praktische Auswirkungen haben“ könne, „die sie untragbar machen“. „Die praktische Auswirkung, in der sich die Logik der Tatsachen offenbart, entscheidet also vielfach erst über den Wert einer Idee“ (S. 122f., S. 37f.). Abgesehen von der — philosophisch nicht begründeten — Identifizierung von „Wert“ und „Wahrheit“, (über die noch zu sprechen sein wird), und abgesehen von der Hypothese, die Philosophie habe es nur mit den „Ideen“ zu tun, um deren Verwirklichung willen Menschen existieren, abgesehen auch von der — gleichfalls philosophisch nicht gerechtfertigten — Meinung, ein logisches Durchdenken solcher „Ideen“ ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit, in der diese Ideen überhaupt erst verstehbar sind, d. h.: ohne Rücksicht auf die Existenz des Menschen, sei „Philosophie“, — abgesehen von all diesen ungeklärten Problemen läßt R. LAUTH auch dieses ungeklärt, weshalb Dostojewskij die von ihm bevorzugte „Logik der Tatsachen“ gerade nur dichterisch und nicht philosophisch angewandt hat. Denn da eine „Idee“, sofern sie bloß ein Phantasiegebilde ist — mag dieses „in sich“ auch noch so logisch denkbar sein (vgl. S. 38) —, überhaupt nicht als wahr oder unwahr begriffen werden kann, sondern nur in ihrem Sein als „Um-willen“ oder „Um-zu“ (Ziel) der Existenz des Menschen, so ist es nicht richtig zu sagen, Dostojewskij sei „nicht nur Dichter sondern auch Philosoph“ gewesen, weil er in seinen Werken die „praktische Deduktion der Ideen“ durchgeführt habe.

R. LAUTH sagt jedoch mit Recht, Dostojewskij sei vom „psychologischen Standpunkt an die Philosophie (gemeint ist: Weltanschauung) herangekommen“; er habe „nämlich in den Seelen oft die Wirksamkeit von Ideen, die diese von außen aufgenommen“ oder in sich selbst erzeugt hatten, gefunden und habe sich für die „Auswirkungen“ dieser Ideen oder „Weltanschauungen in den einzelnen Seelen interessiert“ (S. 36); dem Dichter sei es auf „die Schilderung der Symp-

tome eines seelischen Geschehens und die Erfassung seines inneren Zusammenhanges“ angekommen (S. 34), auf die „anschauliche Darstellung“ der gesetzmäßigen „praktischen Folgen“ einer „von der Seele angenommenen“ Idee (S. 36 ff.). Deshalb beschäftigt sich der Verfasser nach seinem kurzen Überblick über „Dostojewskijs Verhältnis zur Philosophie“ (S. 17—48) zunächst mit der Psychologie des Dichters (1. Teil.).

R. LAUTH bezeichnet Dostojewskij als den ersten großen russischen „Entdecker des Unbewußten“ und widmet im Hinblick auf die „Philosophie“ Dostojewskijs gerade dieser Entdeckung seine besondere Aufmerksamkeit: Außer dem letzten Kapitel, dessen Thema „Die Idee“ ist, handeln alle Kapitel der „Psychologie“ von den verschiedenen Bereichen des Unbewußten, die R. LAUTH in den Werken des Dichters gefunden hat. Das Unbewußte, das Dostojewskij mit dem Begriff „Herz“ (serdce) gemeint habe, umfasse (S. 61): „1. Das verdrängte Unbewußte“, das in den Werken Dostojewskijs als der Grund der verschiedenen möglichen Spaltungen des Menschen dargestellt sei, nämlich vor allem der „sozialen Spaltung zwischen dem Einzelnen und den Anderen“ (S. 79 f.), der „persönlichen Spaltung zwischen Ideal und Trieb“ (S. 82 ff.), und der „Spaltung zwischen dem mit dem Verstande identifizierten Ich und dem Wollen der ganzen Seele“ (S. 86 ff.). — Als 2. Bereich des Unbewußten nennt R. LAUTH das „vorpersönliche Unbewußte, das Mythen schafft“ (S. 61); in „Verbrechen und Strafe“ habe Dostojewskij z. B. (nach IVANOV) den „Muttermythos“ dargestellt und in den „Dämonen“ den „Erdmythos“ (S. 102 f.). Als 3. Bereich des Unbewußten findet R. LAUTH in den Werken Dostojewskijs „das anamnestiche Unbewußte“ (S. 61), das „Erinnerungen aus der eigenen Präexistenz“ enthalte (S. 104) und das z. B. in der Gestalt Myškins sich zeige. Im Hinblick auf R. LAUTHS Darstellung der „Philosophie“ Dostojewskijs aber erweist sich als der wichtigste Bereich des Unbewußten das „überbewußte oder paradiesische Unbewußte“, das Dostojewskij im „Idiot“ und im „Traum eines lächerlichen Menschen“ sichtbar gemacht habe.

Während sich die Inhalte des „verdrängten“, des „vorpersönlichen“ und des „anamnestiche“ Unbewußten — nach R. LAUTH — in „Träumen“ oder „auch in Phantasien und Erlebnissen im wachen Zustand“ offenbaren (S. 99 ff.), enthüllt sich der Inhalt des „überbewußten Unbewußten“ nicht „von selbst“, sondern nur in den wenigen Augenblicken der größten „Anspannung der geistigen und seelischen Kräfte“ — (R. LAUTH verweist auf MYŠKIN und KIRILLOV, S. 111) —, und zwar durch ein besonderes „Erkenntnisvermögen“, nämlich durch das „höhere Bewußtsein“ oder „höhere Gefühl“ (S. 109). Dieses Erkenntnisvermögen schreite nicht wie der Verstand „in diskursiver Form durch Analyse“ fort, sondern gebe eine „Zugleichschau“. Wird der Inhalt des überbewußten Unbewußten entdeckt, so ist es — nach R. LAUTH (S. 109 f.) — „nicht mehr nötig, etwas zu erklären, weil alles bereits klar ist, man braucht keine letzte Gewißheit mehr zu suchen, weil aller Zweifel verschwunden ist. Auch ist ein vollkommenes Wissen da um die Sollensforderungen und die Werte . . . Das Überbewußte ist der Sitz der Liebe und Sittlichkeit und der Erkenntnis des vollkommenen Sinns des Seins“. R. LAUTH zweifelt nicht daran, „daß Dostojewskijs Erkenntnis des Überbewußten in enger Verbindung mit seiner Epilepsie stand“. „In der Aura“ sei dem Dichter „die Erkenntnis einer Welt der höchsten Synthese zum ersten Male gekommen“ (S. 110). Und eben „das Vermögen der

Kenntnis dieser Wirklichkeit“, das „höhere Bewußtsein“ oder „höhere Gefühl“, zeigt R. LAUTH im Folgenden als dasjenige Vermögen, das die gesamte „Philosophie“ Dostojevskijs ermöglicht. Es ist deshalb verständlich, daß der Verfasser zahlreiche Seiten seines Werkes der Epilepsie des Dichters widmet (S. 110—114, S. 431—442); denn „für das Denken Dostojevskijs rücken“ — nach seiner Meinung — „Synthese und Spaltung in ein polares Gegensatzverhältnis . . Spaltung ist Abtrennung vom allgemeinen Sein, . . Synthese ist Verbindung mit dem Allen, mit Gott und allen Wesen. Man könnte im Scherze den Grundgedanken seiner Metaphysik auf die Formel bringen: Epilepsie contra Schizophrenie . . Die Überwindung der Spaltung ist das große Anliegen der Dostojevskijschen Philosophie. Unter diesem Gesichtspunkt muß man in seiner Metaphysik jeden Gedanken betrachten“ (S. 114.).

Vor der Darstellung dieser „Metaphysik“ im 2. Teil seines Buches wiederholt R. LAUTH im letzten Kapitel der „Psychologie“ seine Gedanken über die „Idee“ (S. 116ff.). Er unterscheidet zwischen „rein theoretischen und rein praktischen Ideen“; die „rein theoretische Idee“ sei eine „Hypothese . . eine vermutungshafte Ergänzung des bisher für wahr gehaltenen“; die „rein praktische Idee“ hingegen sei „ein Plan, ein Modell für praktisches Verhalten“; die „theoretischen Überzeugungen und die praktische Gesinnung und Handlungsweise“ könnten „im Einzelmenschen oft voneinander . . gespalten“ sein, und infolgedessen wirkten sich die „theoretischen Ideen oft nicht auf die praktischen Ideen desselben Menschen aus“; im Falle der Auswirkung jedoch könne diese Auswirkung „eine verschiedenartige sein“ (116f.). Wer z. B. „zu der festen Überzeugung“ gelange, „daß Gott ist“, könne „sich liebend-bejahend, hassend-verneinend, gleichgültig, knechtisch usw. usw. gegen ihn verhalten“. (S. 118). Die sogenannte „theoretische feste Überzeugung“ von einer Idee ist ja aber selbst schon ein „praktisches Verhalten“ zu dieser Idee, und zwar ein Verhalten, das die sogenannten „praktischen Verhaltensweisen“ zu dieser Idee und infolgedessen auch den Aufweis der Wahrheit oder Unwahrheit dieser Idee am menschlichen Dasein allererst ermöglicht. Dostojevskij sucht deshalb nirgends die Wahrheit oder Unwahrheit einer Idee durch einen Menschen zu enthüllen, der nicht „fest überzeugt“ wäre von seiner Idee und der sich „gleichgültig“ gegen sie verhielte; sondern er zeigt z. B. eben die Ideen, die für den „lauen“ Atheisten Stavrogin gleichgültige Phantasiegebilde sind, als „feste Überzeugungen“ Šatovs, Kirillovs und Pjotr Verchovenskijs, um sie als wahr oder unwahr enthüllen zu können. Gerade deshalb sind ja fast alle Hauptgestalten des Dichters „von der Idee verschlungene“ Menschen (vgl. S. 121); diejenigen Personen Dostojevskijs aber, die zu der „festen Überzeugung gelangt“ sind, „daß Gott ist“, können sich gar nicht „hassend-verneinend, gleichgültig, knechtisch usw.“ zu Gott verhalten, sondern nur „liebend-bejahend“; „könnten“ sie sich anders zu ihm verhalten, so würde Dostojevskij damit zeigen, daß seine eigene Gottesidee, seine eigene christliche Vorstellung des Menschseins, die er doch als die Wahrheit sichtbar machen wollte, nicht absolut wahr ist; alle Personen Dostojevskijs, die scheinbar vom Dasein Gottes „fest überzeugt“ sind und Gott nicht lieben, erweisen sich aber in Wahrheit als Atheisten (z. B. der Großinquisitor Ivans; vgl. auch Dmitrij, der sich in den „Abgrund der Schmach und Schande“ stürzt, um sich im Schuldgefühl vom Dasein Gottes zu überzeugen). Denn eben dies will ja Dostojevskij als Beweis der „Wahrheit“ seiner

„höchsten Idee“ zeigen, daß diese Idee dem Menschen, der von ihr überzeugt ist, „von selbst“ ein einziges ein-faches „praktisches Verhalten“, ein ungespaltenes Dasein ermöglicht, indem sie ihn jenen „Sinn“ und „Wert“ des Seins begreifen läßt, den Gott durch Christus offenbart und im „überbewußten Unbewußten“ jedes Menschen als „Ziel des Lebenswillens“ verborgen habe.

R. LAUTH selbst zeigt im 2. Teil seines Buches, dessen Thema die „Metaphysik“ Dostojevskijs ist, wie alle „philosophischen“ Gedanken des Dichters im religiösen Apriori der christlichen Weltanschauung begründet sind. Das erste Kapitel dieses Teiles, „Wille und Freiheit“ überschrieben, behandelt Dostojevskijs „Anschauung vom Willen in Kontroverse zu den positivistischen und utilitaristischen Lehren seiner Zeit“, (S. 127—150), d. h. also: es behandelt die psychologisch-ethische Seite des Problems „der Willensfreiheit“. Den „Thesen des ethischen Intellektualismus“ stellt R. LAUTH die Thesen Dostojevskijs gegenüber (S. 130 ff.): 1. Der Wille müsse durchaus nicht „immer das Gute wollen“, sondern nur das, was ihm „genehm“ sei (S. 131, vgl. „Aufzeichnungen aus dem Untergrund“); 2. der Wille müsse durchaus nicht immer „gemäß der vernünftigen Einsicht handeln“, denn oft sei gerade das, was der vernünftigen Einsicht als „nachteilig“ erscheint, dem Willen „genehm“ (S. 132 ff.); und 3. der Wille müsse frei und „nicht immer durch Vernunftseinsicht“ bestimmt sein, weil die Unfreiheit des Willens für den Menschen „unerträglich“ wäre (S. 148 f.). Aber trotz dieser Ansichten ist Dostojevskij — nach R. LAUTH — nicht Irrationalist, denn „es gibt einen Weg aus der Irrationalität heraus mittels des höheren Bewußtseins in der überbewußten Schau der Wirklichkeit“ (S. 135). Wie jedoch dieser „Ausweg aus der Irrationalität“ möglich sein soll, vermag R. LAUTH nicht zu erklären, da er doch selbst sagt (S. 136), Dostojevskij habe „die irrationale Wirklichkeit der gesamt menschlichen Natur“ gegen die „vernünftige Wirklichkeit“, nämlich gegen den „Kristallpalast“ und den „Ameisenbau“, verteidigt (S. 136—146). Dostojevskijs „Ausweg aus der Irrationalität“ wäre demnach ein Ausweg aus der menschlichen Natur. Der Grund dieses Widerspruchs liegt darin, daß R. LAUTH das irrationale religiöse Apriori der Weltanschauung Dostojevskijs philosophisch begründen will und also jenes „Erkenntnisvermögen“, dem die Weltanschauung des Dichters entspringt, das „höhere Bewußtsein“ oder „höhere Gefühl“, nicht als ein religiöses (irrationales) sondern als ein philosophisches Vermögen darzustellen sucht.

Der „innerste Mittelpunkt der gesamten Dostojevskijschen Philosophie“ ist — nach R. LAUTH (S. 160) — der „Lebenswille“, von dem das 2. Kapitel der „Metaphysik“ handelt. Der Lebenswille, die „Karamazovsche Kraft“, äußere sich „als rohe Gier, als elementare Wollust, als Lebensdurst, aber auch als Ungestim, maßlose Verschwendung, leidenschaftliche Liebe und Durst nach Licht“ (S. 162; vgl. Dmitrij und Rogożyn); dieser Lebenswille sei „das allen Menschen, allen Wesen . . . Gemeinsame“, das „Gesetz der Liebe“; er offenbare „die Liebe, die aus dem überbewußten unbewußten Bereich entspringt“, die Liebe zur „Quelle des Lebens (Gott) und zu allen lebendigen Wesen“ (S. 164). Gemäß dieser „Artung“ des Lebenswillens kennt Dostojevskij — nach R. LAUTH — „eine dreifache Entartung oder Abschwächung des Lebenstriebes“: „a) durch Entartung und Differenzierung der Empfindungen und des Begehrens“ — (R. LAUTH verweist auf Svidrigajlov, S. 166), „b) durch theoretische Abspaltung vom Leben . . .“ — (dargestellt z. B. in der Gestalt Raskolnikovs,

S. 167), „c) durch Antriebslosigkeit und Langeweile“ — (z. B. bei Stavrogin). Dieser Lebenswille ist demnach nicht der bloß physische „Selbsterhaltungs-trieb“ (S. 177ff.), sondern er ist der Wille, der Drang zur Erfüllung des „Sinnes“ und „Wertes“ des Daseins; sein „Ziel“ ist — nach R. LAUTH und Dostojevskij — die „vollkommene Person: Jesus Christus“ (S. 169). Man könne zwar „die Berechtigung der Identifizierung des historischen Christus mit dem vollkommenen Menschsein bestreiten“, aber man könne „kein anderes Ziel aufweisen . . . in dem alles menschliche Streben seine Ruhe fände, keinen Menschen, der gleich Christus vollkommen war“ (S. 169f.). Dostojevskij habe „zunächst das Endziel des Lebenswillens“ festgesetzt und es dann, nachdem er „sich in der Geschichte umgeschaut“ habe, „mit der Person Jesu Christi identifiziert“ (S. 170). Der Lebenswille erweist sich also insofern wirklich als der „innerste Mittelpunkt der Dostojevskijschen Philosophie“, als er das gesamte Apriori dieser „Philosophie“ enthüllt: Den Glauben an Christus als den „vollkommenen Menschen“, den Glauben an ein einziges mögliches Ideal des Menschseins, dem jeder Mensch „von selbst“ (unbewußt) zustrebt, die in diesem Glauben enthaltene — philosophisch nicht begründete — rein ethische Anschauung des Menschseins, die — gleichfalls philosophisch nicht begründete — Anschauung alles Seienden (z. B. der „Idee“) im Hinblick auf seinen „Wert“ oder „Unwert“ für das menschliche Dasein, usw.

Nach einem kurzen Kapitel über „Anlagen und Entwicklung der menschlichen Seele“, in dem gesagt wird, daß der Lebenswille sich zwar „zum Bösen verirren“ könne, weil er „unter dem Sündenfall“ stehe (S. 174), daß er aber „von Natur nicht radikal böse“ sei (S. 175) sondern zu Gott strebe (S. 181), beschäftigt sich R. LAUTH im letzten Kapitel der „Metaphysik“ Dostojevskijs mit dem „Sinn des Seins“. Der Mensch habe das Recht, die Frage nach dem „Sinn des Seins“ — (gemeint ist: nach dem „Wert“ des Seins für das menschliche Leben) — zu stellen, denn er finde diese Frage nun einmal in sich vor und erwarte, „daß das Dasein völlig sinnvoll ist“, er wünsche, „in einer völlig sinnvollen Welt zu leben“ (S. 184f.). Zwar könne die Vernunft diese Frage nicht entscheiden, aber sie müsse doch entschieden werden, und diese Entscheidung sei also — nach Dostojevskij — „ein Akt des Willens, ein Akt des Glaubens“ (S. 186). Dostojevskij habe „in der Entscheidung für oder gegen den Sinn das zentrale Ereignis unseres Daseins gesehen“ (S. 189).

Der 3. Teil der Darstellung der „Philosophie“ Dostojevskijs behandelt die „Ethik“. Auf Zosimas Lehren verweisend sagt R. LAUTH (S. 195), die sittliche Entscheidung des Menschen müsse — nach Dostojevskij — „in Ungewißheit erfolgen, weil Gott den Menschen in seiner sittlichen Entscheidung nicht beeinflussen“ wolle. „Aus verschiedenen Quellen tritt dem Menschen das Sittengesetz entgegen, aus der Offenbarung Gottes, aus der Stimme des Gewissens, aus den Setzungen der Menschen und aus den Sollensforderungen der Natur.“ (S. 195). „In dem Maße, in dem sich der Wille zum Guten durchringt, wird er erst eigentlich und im ethischen Sinne frei“, denn „er durchschaut dann, daß . . . er im Grunde und letztlich ja doch nur das wollen kann, was er will: das aber ist das Gute. Eine Entscheidung zum Bösen ist letztlich . . . eine Entscheidung gegen den eigenen Grundwillen . . .“ (S. 197). R. LAUTH zeigt, daß Dostojevskij eine Begründung des Sittengesetzes durch Vernunft für unmöglich geachtet habe, weil die Vernunft nur die „sinnliche Außenseite der Wirklichkeit“ beachte und

infolgedessen nur auf die Vorteile des „egoistischen Einzelwillens“ bedacht sei (S. 199ff.); „Das Verstandesdenken kann keine sittlichen Ideen rechtfertigen“, sondern nur die „innere Erfahrung, das Gefühl“ (S. 204f.). Das „sittliche Wissen in uns“ sei — nach Dostojewskij — „gegeben im vorpersönlichen und vor allem im überbewußten Unbewußten durch den Lebenswillen und das Wissen um den vollkommenen Sinn“; es „stammt aus anderen Welten, d. h. es entspringt der Beziehung des Menschen zu Gott“ (S. 207). „Aus dem bewußt gewordenen .. Gefühl entsteht das Gewissen“, und dieses „offenbart .. das Sittengesetz, das .. mit dem Gesetz Gottes identisch ist“ (S. 208, 212). Aber das Gewissen könne durch „theoretisch-abstraktes Denken“ entarten, und deshalb sei „ein letztes Regulativ neben dem Gewissen .. notwendig, an dem die sittlichen Überzeugungen nachgeprüft .. werden können“, und dies sei Christus (S. 210). Christus „stellt als Wirklichkeit dar, was das Sittengesetz erst fordert, und ist damit das Wirklichkeit gewordene Sittengesetz“ (S. 211).

R. LAUTH zeigt also, daß Dostojewskijs Ethik in einer spezifischen, christlich—ethischen Anschauung des Lebenswillens gründet; und da nach dieser Anschauung der Lebenswille „von selbst“ zum „summum bonum“ tendiert, so kann demnach die wahre „sittliche Einsicht“ nur das bewußt machen, was schon immer und überall unbewußt angestrebt wird; das „Böse“ entspringt demnach erst der Irreführung des Lebenswillens durch den Verstand, dem Abreißen der Beziehung des Menschen zu den „anderen Welten“, nämlich zu dem „unbewußten Paradiese“ in ihm selbst. Aus der Darstellung R. LAUTHS ergibt sich also, daß die gesamte „Philosophie“ Dostojewskijs eine Ethik ist, und zwar eine Ethik, deren Apriori die Anerkennung des durch Christus offenbarten und — wie vorausgesetzt wird — im „Unbewußten“ jedes Menschen verborgenen „Daseinssinnes“ ist. Die „negative Philosophie“ beruht demnach auf der Verneinung und die „positive Philosophie“ auf der Bejahung dieses Daseinssinnes (vgl. S. 40).

Die Überzeugung von der „Sinnlosigkeit des Seins“ nennt R. LAUTH den Ausgang der „gesamten negativen Philosophie“ (S. 246). Die Erfahrungen und Argumente, auf die sich diese Überzeugung stütze, seien nach Dostojewskij der Tod, das Leiden, die Existenz des Bösen, die daraus folgende „Unbegreiflichkeit des Daseinssinnes“ und schließlich die „Unerträglichkeit des Seins“ für den Menschen, sofern er „im Eigenwillen das Höchste“ sieht, das er doch nicht erreichen kann, weil er „als abhängiges Wesen geschaffen“ ist (vgl. S. 246—255). Die Überzeugung von der Sinnlosigkeit des Seins schließe die Leugnung des Daseins Gottes ein, weil ein „allmächtiges und allgütiges Wesen“ nicht ein sinnloses Sein erschaffen könne (S. 256); sie schließe ferner die Leugnung der Unsterblichkeit ein, weil ein unsterbliches sinnloses Dasein sinnlos sei (S. 266ff.). Aus diesen drei Thesen folgt — nach R. LAUTH — „unmittelbar die Unmöglichkeit eines objektiven Sittengesetzes“, denn „eine sinnlose Wirklichkeit kann keine Sollensforderungen erheben“ (S. 269). Dostojewskij habe (z. B. in den „Brüdern Karamazov“) gezeigt, daß in einem sinnlosen Dasein „alles erlaubt“ (S. 271f.) und der eigene Vorteil, der „Nutzen die höchste Idee“ sei (S. 276ff.). Die „Brüderlichkeit“, die ja allein „einen Kampf aller gegen alle“ verhindern könne, müsse dann „konstruiert“ werden, nämlich durch die „Theorie, daß der vernünftige Mensch mit dem Vorteil der Gemeinschaft nur seinen eigenen Vorteil will“; aus dieser Theorie gehe „die liberalistische und die sozialistische Theorie“

hervor, die beide „die vorteilhafteste Gestaltung des Gemeinschaftslebens“ bieten wollen (S. 281 f.). Alle diese Theorien setzten „an die Stelle der Brüderlichkeit das Prinzip: Jede Gemeinschaft zwischen den Menschen einzig für mich“. (R. LAUTH verweist u. a. auf Dostojewskijs Ausführungen im „Idiot“ und in dem Artikel „Die Judenfrage“.) „Am Ende einer Periode, die sich zum Prinzip des Nutzens bekennt“, müsse „eine Philosophie auftauchen, die die Idee der Macht vertritt“ (S. 286). Die Idee der Macht und damit der „Machtanspruch“ sei begründet: „a) in der größeren Kraft, b) im höheren Wert, c) in der Übereinstimmung mit einem höheren objektiven Willen (Gott, die Natur etc.)“. Die „Idee des Übermenschentums“ finde „sich in „Verbrechen und Strafe“ klar formuliert, die Theorie des Konformismus mit dem objektiven Willen in der Geschichte in der Theorie Šigalevs in den „Dämonen““ (s. 287), die Idee der „irdischen Herrschaft der Wissenden“ in der Legende vom Großinquisitor (S. 299 ff.), die Idee der „metaphysischen Freiheit“, des Menschgottseins, in der Theorie Kirillovs (S. 318 ff.), die Idee des „politischen Mythos“ in der Revolutionstheorie Pjotr Verchovenskijs (S. 342 ff.).

Schon in der „Einleitung“ sagte R. LAUTH (S. 43 f.): „Es hat etwas beispiellos Faszinierendes, zu verfolgen, wie Dostojewskij . . . mit dem klaren Bewußtsein, noch nie gewagte Ideen auszusprechen, alle möglichen antichristlichen Positionen unserer Zeit vorwegnimmt und seinem eigenen Christentum gegenüberstellt. Er ist der Erfinder des politischen Mythos . . . er ist der Entdecker des Übermenschentums, er hat unabhängig und unbeeinflußt von Kierkegaard den Existenzialismus der grundlosen Angst entworfen und überwunden. Alle diese Systeme sind für ihn Schritte auf das eine Ziel zu: die Erringung der metaphysischen Freiheit“. Deshalb versucht nun R. LAUTH, Dostojewskijs „Philosophie“ dieser Erfindungen und Entdeckungen aufzuweisen.

Raskolnikov begründet — nach R. LAUTH — zunächst „den Anspruch auf sein Übermenschentum flüchtig in der Kraft, dann in einer Art Halbkonformismus mit der fortschreitenden geschichtlichen Entwicklung, . . . schließlich einzig und allein in der Befreiung vom Sittengesetz“ (S. 287 ff.). Raskolnikovs Begründung der Idee des Übermenschentums setzt also sein Gebundensein an das (christliche) Sittengesetz voraus, und die „praktische Deduktion“ der Idee des Übermenschentums, die Dostojewskij in der Gestalt Raskolnikovs durchgeführt hat, ist infolgedessen nur „wahr“ in Bezug auf einen „gespaltenen“ Menschen, der eines Teils „durch die Idee bestimmt“ ist, „die er mit dem Verstande bejaht“, anderen Teils „durch das Gefühl, in dem noch die christlichen Ideale seiner Jugendzeit lebendig sind“ (vgl. S. 91). R. LAUTH beschreibt zwar diesen Zwiespalt Raskolnikovs psychologisch ganz richtig (S. 287 ff., S. 73, 88, 91), aber er verschweigt, daß Dostojewskijs „Entdeckung“ und Darstellung der Idee des Übermenschentums in „Verbrechen und Strafe“ philosophisch irrelevant ist, weil es dem Dichter weder um diese Idee selbst ging — (die ja schon die alten Griechen entdeckt haben und die Hölderlin vor allem in seinem „Empedokles“ und in seiner Rheinymne vollendet sichtbar gemacht hat) —, noch um die Darstellung dieser Idee — denn sonst hätte er ja eben einen „Napoleon“ zum Helden seines Romanes wählen müssen —, sondern um die Darstellung seiner eigenen christlichen Anschauung des Menschseins. Und R. LAUTH verschweigt auch, daß Dostojewskijs Selbstwiderlegung des Sozialismus durch den „Šigalevismus“, der „von unbeschränkter Freiheit . . . zum unbeschränkten Despo-

tismus“ führt (S. 295ff.), gleichfalls philosophisch irrelevant ist, weil eben Dostojewskij auch diese Idee nur als „antichristliche Position“, d. h. christlich betrachtet, und infolgedessen die „praktische Deduktion“ dieser Idee nicht historisch-dialektisch, sondern teleologisch-eschatologisch durchführt: Im Hinblick auf das atheistische „Erdenparadies“ erscheint ihm die geschichtliche Entwicklung des „gottlosen“ Menschentums, dessen sittliche Grundlage seiner Meinung nach der „Egoismus“ ist, als die Entwicklung zum Unmenschentum.

„Das vollendete System der Macht“ hat Dostojewskij — nach R. LAUTH — „in den „Brüdern Karamzov“ entworfen“, nämlich in der Legende vom Großinquisitor: Da die Lösung des „menschlichen Gesellschaftsprogrammes“ von der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse abhängt, und da die Befriedigung der materiellen und geistigen Bedürfnisse unvereinbar mit Freiheit sei, so müssen „nach der besonderen Theorie Ivans“ diese Bedürfnisse „gegen Hingabe der Freiheit befriedigt werden“ (S. 301), damit ein „Erdenparadies“ errichtet werden könne; die Freiheit könne jedoch nur den „Wissenden“ gegeben werden, denjenigen, die auf Erden die absolute Autorität, d. i. die Allmacht und die Allwissenheit, besäßen und also fähig seien, die „schwachen Seelen“ in das friedliche Dasein einer einträchtigen, kindlich-glücklichen Herde zu leiten (S. 302ff.). „Die starken großen Menschen, die diese Zukunftsmenschheit beherrschen werden, . . . werden diejenigen sein, die den letzten Schritt zur absoluten Freiheit getan haben, den Schritt zur Freiheit von Gott“; „aus Liebe zur Menschheit“ sagen sich diese Übermenschen von dem Gott los, der nicht fähig war, eine „vernünftige“ Lebensordnung zu gründen, und erheben sich selbst zu Göttern (S. 305ff.). — Dieses „System der Macht“, das Dostojewskij — nach R. LAUTH — in der Legende vom Großinquisitor entworfen hat, setzt jedoch — ohne philosophische Begründung — eine ganz bestimmte Vorstellung der „Beschaffenheit des Menschen“ voraus, nämlich die Vorstellung des Menschen als eines Wesens, das nach dem „Absoluten“, nach dem einzigen allzeitig und allgemein gültigen „Wert“ des Daseins strebt und diesen Wert in der Person Christi realisiert findet. Dostojewskij selbst wollte wohl aber auch in der Legende vom Großinquisitor gar nicht eine Philosophie der „Idee der Macht“ entwerfen, sondern die „Spaltung“ eines Menschen (Ivans) darstellen, der in seinem Herzen, im „Unbewußten“, die wahre Christusgestalt bewahrt, der aber mit seinem vom „euklidischen Verstande“ geleiteten Eigenwillen, dem „Großinquisitor“, diese schweigend gegenwärtige Gestalt „begreifen“ und vernichten will, um die vollkommene Freiheit, die „Erlaubnis für alles“ zu erlangen. R. LAUTH scheint ebenso wenig wie Guardini, Berdjajev, de Lubac und andere von ihm erwähnte Interpreten diese eigentliche Idee der Legende und deren inneren Zusammenhang mit dem Roman „Die Brüder Karamazov“ gesehen zu haben (vgl. S. 444f.): Dostojewskij wollte eben zeigen, daß der „gespaltene“ Mensch, der nur auf seinen „euklidischen Verstand“ hören will und infolgedessen nur seinen selbstischen Eigenwillen zu Wort kommen läßt, den wahren Christus in ein „undurchschaubares Geheimnis“, in „Schweigen“ hüllt und ihn gerade deshalb nicht „begreifen“ und also auch nicht vernichten kann; er wollte zeigen, daß der wahre Christus auch im atheistischen Russen — obzwar verschwiegen — gegenwärtig ist.

Als eine andere große Leistung der „negativen Philosophie“ Dostojewskijs nennt R. LAUTH die „praktische Deduktion“ der Idee der „metaphysischen

Freiheit“, des Menschgottums, durch Kirillov (S. 318ff.). Kirillovs „Ziel“ sei einerseits „die vollständige Freiheit . . . andererseits der vollkommene Sinn“; „der Ausgangspunkt seines Denkens“ sei „eine zweifache sich widersprechende Wahrheit: 1. Es gibt keinen Gott und kann ihn auch nicht geben, . . . 2. Gott ist unentbehrlich und muß deshalb sein, denn ohne Gott kann das Dasein keinen Sinn haben“. Kirillov ziehe „aus diesen beiden Ideen die Schlußfolgerung: daß ein Mensch mit zwei solchen Gedanken nicht leben bleiben“ dürfe, denn sie liefen „darauf hinaus, daß ein Daseinssinn sein muß, daß aber ein solcher objektiv nicht ist“. (S. 319f.) Dostojewskijs Kirillov argumentiert jedoch anders: Er kümmert sich gar nicht um den „Sinn“ des Daseins, sondern nur um die Möglichkeit des Daseins: Seiner Meinung nach hat der Mensch die Angst vor dem Tode vergottet; einen wirklichen Gott gibt es aber nicht und kann es auch nicht geben; da jedoch nur die Angst vor dem Tode den jetzigen Menschen am Leben erhält, so ist das Leben selber „Schmerz und Angst“, und deshalb muß der jetzige Mensch die Angst vor dem Tode vergotten, damit er das Leben in „Schmerz und Angst“ zu ertragen, zu lieben imstande ist. Nur aus diesen beiden Gedanken kann Kirillov folgern, daß derjenige, der die Angst vor dem Tode (Gott) überwindet, indem er den wahrhaften Frei-Tod stirbt, selber Gott wird und die Menschheit aus ihrer sklavischen, lügenhaften Existenzstruktur erlöst. Dostojewskijs Kirillov sagt sich also nicht — wie R. LAUTH meint (S. 320) —: „Der Mensch liebt das Leben und fürchtet deshalb den Tod“; dies ist nur sein „unbewußtes Wissen“; bewußt aber sagt er sich: „Der Mensch fürchtet den Tod und liebt deshalb das Leben“. — Inwiefern Dostojewskij durch diese Idee Kirillovs „den Existentialismus der grundlosen Angst entworfen und überwunden“ hat (S. 44), läßt R. LAUTH ungeklärt, zumal er selber später sagt (S. 113), daß es „eine Furcht oder Angst vor dem Nichtsein bei Dostojewskij nicht gibt“: „Der ganze Angst-Komplex etwa der modernen Existentialphilosophie ist bei ihm nicht vorhanden. . . Es gibt für ihn kein Nichtsein . . . Die Angst davor beruht auf einer verwerflichen Täuschung“. Anlässlich der Theorie Kirillovs sagt R. LAUTH allerdings wieder (S. 322): „Dostojewskij unterscheidet natürlich nicht willkürlich (?) zwischen den Begriffen der Angst und der Furcht, wie die Existentialphilosophie unserer Tage — (die R. LAUTH offenbar nicht einmal ihrem Namen nach zu verstehen versucht hat) —, aber es mag sein, daß er Heidegger recht gegeben hätte in seiner Behauptung, daß der Mensch sich ohne Verhalten zum Nichts auch nicht zu Seiendem verhalten könnte“; indessen „entspringt nach der Überzeugung Dostojewskijs, im vollen Gegensatz zu Heidegger und den Existentialphilosophen, die Freiheit erst der Aufhebung der Angst vor dem Tode oder dem Nichts“. (S. 323.) Wie man sich jedoch dieses „Entspringen“ der Freiheit vorstellen soll, sagt R. LAUTH nicht; ohne Freiheit könnte ja doch die („vorhandene“ oder nicht „vorhandene“ ?) „Angst“ nur durch einen äußeren „Zufall“ oder durch göttliche „Gnade“, die ja für den Menschen auch nur ein „Zufall“ wäre, aufgehoben werden. Der Grund dieses seltsamen und in sich selbst widerspruchsvollen Mißverständnisses liegt einerseits darin, daß R. LAUTH die ontologischen Begriffe der Existentialanalyse Heideggers (Angst, Freiheit, Nichts) als ontische, psychologische Begriffe versteht, d. h. also grundsätzlich mißversteht, — und andererseits darin, daß der Verfasser die Weltanschauung Dostojewskijs als „Philosophie“ hinstellen möchte. Nur dadurch erklärt sich auch, daß er in der Überwindung der „grundlosen Angst“, die es „bei Dosto-

jevskij nicht gibt“ und die Heidegger als seinserschließend und infolgedessen als philosophisch bedeutungsvoll aufweist, eine „philosophische“ Leistung Dostojewskijs sieht.

Nach einer ausführlichen Betrachtung des „Selbstmordes“ als des konsequenten Endes der Nihilisten (S. 329—341) stellt R. LAUTH die letzte große „Leistung“ der „negativen Philosophie“ Dostojewskijs dar, nämlich den „politischen Mythos“, den „Mythos vom politischen Führer“ (S. 342—354), den Dostojewskij erfunden und in den Gesprächen zwischen Pjotr Verchovenskijs und Stavrogin enthüllt habe (S. 352). Dieser Mythos besteht darin, daß „im Volke verbreitet“ wird, ein „neuer Führer“ sei da, ein „Messias“, der „die Bitten der einfachen Menschen erhört“, „ein neues Gesetz verkündet“ und „die alte Ordnung vernichtet“. „Das ist das System des politischen Nihilismus“: „Der Nihilismus tritt an die Stelle der vernichteten Religion“ (S. 353).

Bevor nun R. LAUTH zur „positiven Philosophie“ übergeht, beschäftigt er sich noch mit Dostojewskijs „Aesthetik“ (S. 357—370). Der Dichter habe in der Auseinandersetzung mit „den beiden extremen Kunstauffassungen der Romantik und des naturalistischen Utilitarismus“ seine eigene Kunstauffassung gefunden. Danach ist „das Schöne .. die verwirklicht, individuiert vorgestellte oder existierende Form“ der „Ideale“, die dem „Konflikt mit der Wirklichkeit“ und deren Unvollkommenheit entspringen (S. 360). „Schön ist also .. die Verwirklichung des jeweiligen Ideals“. „Die besondere geniale Leistung Dostojewskijs besteht nun darin, erkannt zu haben, daß es verschiedene Arten des Schönen gibt ... So wie das Ideal eines Menschen ist, so wird auch seine Konzeption des Schönen sein ... Der Mensch kann das Schönheitsideal sowohl in der Madonna als auch in Sodom sehen“ (S. 364). Die geistige und „die sittliche Schönheit ist die höchste Schönheit. . .“, und die „höchste sittliche Schönheit ist Abglanz der paradiesischen Schönheit oder der Schönheit Gottes“, die sich in Christus offenbart hat. „Zwischen den beiden Extremen des Schönen, dem Wollust-Schönen (Sodom) und dem geistigen Schönen (Madonna, Christus), befindet sich ein mittlerer Bereich, der des Tragisch-Schönen“, das „schön ist, .. weil es um Sittlichkeit ringt“ (S. 368).

Der letzte (6.) Teil der Darstellung der „Philosophie“ Dostojewskijs behandelt die „positive Philosophie“, die in der Bejahung des Daseinssinns gründet (S. 378). Durch diese „Philosophie“ wird eben jenen Phänomenen, deren Sinnlosigkeit durch die „negative Philosophie“ behauptet wird, „ein verborgener Sinn zuerkannt“ (S. 378). Auf den „Traum eines lächerlichen Menschen“ verweisend sagt R. LAUTH, Dostojewskij habe zwar „keine Erklärung des Sündenfalls“ und damit der Existenz des Bösen gegeben, aber er habe gezeigt, daß der Mensch im reuevollen Gefühle seiner Schuld, im demütigen Bewußtsein seines Abfalls von Gott, sich mit allen Menschen verbunden fühle, und daß eben dieses Gefühl der „Solidarität in der Sünde“ das Böse, wenn es nun schon einmal da sei, als sinnvoll erscheinen lasse. „Durch Teilnahme am Vergehen des Sündenfalls und durch die Auswirkungen des eigenen bösen Wollens und der eigenen schlechten Taten“ sei „jeder Mensch vor allen Menschen schuldig“ (S. 385), und im Wissen um seine Schuld für alle und alles wende sich der reuige Mensch dem allverzeihenden Gott zu (S. 373—397). Die Sühne der Schuld sei das Leiden. Dostojewskij habe aber dem Leiden auch „die große fördernde Bedeutung, daß es dem Menschen erst Erkenntnis und Liebe in höherem Maße ermöglicht“, zu-

erkannt. Der eigentliche „Sinn des Seins“, die Synthese alles Seienden, könne nach Dostojewskij aber nur durch die vollkommene „geistige Liebe“ und die vollkommene „geistige Freude“ verwirklicht werden, und diese Liebe und diese Freude, die Christus vorgelebt habe, sei dem Menschen erst möglich durch die Entdeckung des „paradiesischen Unbewußten“, d. i. durch die „Erfahrung des vollkommenen Sinns des Seins“, durch die „Erkenntnis einer höchsten Welt der Synthese“ (S. 417, 428 ff., 431 ff.). Dostojewskij habe in den „Brüdern Karamazov“ durch Markell und im „Traum eines lächerlichen Menschen“ „ausdrücklich den Erfahrungscharakter der Paradieserkenntnis betont“ (S. 428). Und R. LAUTH selbst betont ausdrücklich den Erfahrungscharakter dieser Erkenntnis, denn wenn diese Erkenntnis nichts anderes ist als eine spezifische Form des christlichen Glaubens, so ist die gesamte „Philosophie“ Dostojewskijs nichts anderes als eine spezifische Form der christlichen Theologie, da ja — wie sich gezeigt hat — die Ethik, die Metaphysik, die „negative“ und die „positive Philosophie“ Dostojewskijs durch die Erkenntnis des im „überbewußten oder paradiesischen Unbewußten“ jedes Menschen „verborgenen“ Daseinssinnes allererst ermöglicht wird. Die Frage nach dem „Charakter“ dieser Erkenntnis ist zugleich die Frage nach dem Wesen des Erkenntnisvermögens, nach dem Wesen des höheren „Bewußtseins“ oder „höheren Gefühls“, und die Frage nach der „Realität“ des durch dieses Erkenntnisvermögen gewonnenen Erkenntnisinhaltes, nach der Realität des Paradieses“.

Schon bei seiner Darstellung der „Psychologie“ Dostojewskijs kam es R. LAUTH im Hinblick auf die „Philosophie“ Dostojewskijs darauf an, diese Fragen im voraus zu beantworten, — und zwar durch den „psychologischen Gottesbeweis“. Aus dem „Traum eines lächerlichen Menschen“ zitierte er die Sätze (S. 106): „Das war vielleicht gar kein Traum! Denn hier geschah etwas Derartiges, etwas bis zu solch einem Entsetzen Wahres, daß es einem ja gar nicht hätte träumen können, nur träumen! Mag mein Herz den Traum erzeugt haben, aber wie konnte denn mein Herz allein jene furchtbare Wahrheit erzeugen, die ich dann später erlebte? Wie hätte ich sie denn allein ausdenken oder mein Herz sie allein sich erträumen können?“ Und R. LAUTH selbst scheint es tatsächlich für philosophisch berechtigt zu halten, daß „Dostojewskij von Inhalten seelischer Vorstellung, die sich offensichtlich nicht aus der Erfahrung erklären lassen“, „auf Gott schließt“: „Wenn man diese Inhalte auf die Kollektiverfahrungen unserer Vorfahren zurückführen will, die sich vererbt haben sollen, so erhöhe sich die Frage, wie denn diese Vorfahren zu solchen Inhalten gekommen sind“. „Dostojewskijs Lösung geht dahin, daß er Gott für den Urheber dieser Inhalte hält“ (S. 107). — Indem Dostojewskij jedoch den „psychologischen Gottesbeweis“ gerade durch den „lächerlichen Menschen“ darstellte, war er als Dichter vollkommen im Recht; als Philosoph aber hätte er die Frage nach der Realität der gleichfalls in Träumen, Phantasien und Visionen „erkannten“ Fabel-, Sagen- und Alpdruckwesen, der Unterweltlandschaften und des sinnlosesten Chaos, wenigstens stellen müssen. R. LAUTH aber führt nun bei seiner Darstellung der „positiven Philosophie“ Dostojewskijs wiederum den psychologischen „Beweis“ zur Begründung der Realität des „Paradieses“ an (S. 440): „Gegen die Realität des in der Vision (Epilepsie) Geschauten spricht vielleicht; daß es mit unserer gewöhnlichen Welt nicht in Erfahrungszusammenhang steht. Für die Realität spricht nach Dostojewskij folgendes: 1. Das intuitive, überaus

starke und jeden Zweifel .. ausschließende Gefühl der Wirklichkeit ..“, 2. die „unerklärliche Herkunft“ des „Inhalts dieser Erlebnisse“, 3. die „sinnvolle Ordnung“ der „in der Vision erlebten Wirklichkeit“, deren „Wesen, Wert und Sinn .. so widerspruchslos verbunden sind, daß sie die Welt unseres gewöhnlichen Bewußtseins erheblich überragt. Alles, was geschaut wird, erscheint wahr .., d. h. zugleich völlig gewiß und völlig so seiend, wie es sein sollte ..“ (Es ist zu beachten, daß R. LAUTH alle drei Punkte, die angeblich Dostojewskij für die Realität „des in der Vision Geschauten“ anführt, den Worten des „lächerlichen Menschen“ entnommen hat!) „An der Tatsache der Vision und der in ihr gemachten Erfahrung ist nicht zu zweifeln. Daß es sich um die Erfahrung einer Wirklichkeit handelt, kann hingegen bestritten werden. Dann bliebe nur noch eine Erklärung übrig: Die Vision ist eine Schöpfung aus dem Unbewußten der Seele. Sofort muß man dann aber fragen: Wie kommt das Unbewußte zu solchen Vorstellungen?“ — Eine Widerlegung dieses „psychologischen Beweises“, der die „Philosophie“ Dostojewskijs rechtfertigen soll, erübrigt sich an dieser Stelle; sie erübrigt sich schon deshalb, weil derselbe „psychologische Beweis“, der die „Philosophie“ Dostojewskijs widerlegen würde, von R. LAUTH nicht durchgeführt ist.

In Wirklichkeit entdeckt und „erfährt“ das „höhere Bewußtsein“ oder „höhere Gefühl“, das Erkenntnisvermögen des „Philosophen“ Dostojewskij, gerade das, was der Glaube des Dichters im Vorhinein (a priori) als Wahrheit erkannt hat: Den durch Christus geoffenbarten „Sinn“ und „Wert“ des Seins. Wenn Dostojewskij wirklich als „Philosoph“ das Seiende als „wahr“ verstanden hat, sofern es für das menschliche „Leben“ nach bestimmter (christlicher) Schätzung als „wertvoll“ („positiv“) erscheint, und als „unwahr“, sofern es nach dieser Schätzung als „wertlos“ („negativ“) erscheint, wenn Dostojewskij also als Philosoph das Seiende (die „Welt“) im Hinblick auf seinen bestimmten Sinn oder Un-sinn, auf seinen bestimmten Wert oder Un-wert für das menschliche „Leben“ angeschaut hat (vgl. S. 37ff., 122ff., 183ff., usw.), so hätte er jedenfalls vor allem dieses sein Seinsverständnis philosophisch rechtfertigen müssen, ehe er überhaupt an eine philosophische Rechtfertigung seiner persönlichen (christlichen) Wertschätzung des Seienden hätte denken können. In Dostojewskijs Werken findet sich jedoch eine derartige philosophische Rechtfertigung überhaupt nicht. R. LAUTH versucht zwar das Seinsverständnis Dostojewskijs zunächst als „Pragmatismus“ (S. 39) philosophisch zu deuten, zeigt aber bereits im 2. Teil seines Buches, daß dieser vermeinte „Pragmatismus“ des Dichters nicht ein philosophisches Seinsverständnis ist, sondern selbst schon (a priori) in der Anschauung der Welt als einer „sinnvollen“ und „wertvollen“ Schöpfung des christlichen Gottes begründet ist. Eben deshalb bedurfte ja Dostojewskij keiner Philosophie: Er brauchte die Wahrheit nicht erst zu suchen, denn die Wahrheit war ihm schon a priori offenbar. „Ich habe die Wahrheit gesehen“ — heißt es im „Traum eines lächerlichen Menschen“, und indem R. LAUTH diesen Satz als Motto seinem Buche über die „Philosophie“ Dostojewskijs voranstellt, läßt er erkennen, daß es ihm gerade auf diese göttlich geoffenbarte Wahrheit, die alles Philosophieren überflüssig macht, ankommt. Seine gesamte Darstellung der „positiven Philosophie“ (S. 373—536) ist eine Darstellung des Glaubensbekenntnisses Dostojewskijs und hat mit Philosophie eben deshalb nichts zu tun, weil der sogenannte „philosophische Gottesbegriff“

(S. 472) und die anderen sogenannten „philosophischen“ Begriffe des Dichters (der Sündenfall, das Leiden, die Liebe, die Freude, Christus, die Heiligen, usw. usw.), mit denen R. LAUTH sich im 6. Teil seines Buches beschäftigt, allererst der „Vision“ des „höheren Bewußtseins“, d. h. also — wie gezeigt wurde — dem christlichen Glauben entspringen. Der „lächerliche Mensch“ Dostojevskijs philosophiert weder vor noch nach seiner Vision: In seinen Zweifeln und in seinem Suchen der Wahrheit vor der Vision ist er schon immer an jener Wahrheit orientiert, die sich ihm in der Vision offenbart; und nach der Vision geht es ihm nur noch um das „Verkünden“, um das Sichtbarmachen jener Wahrheit, die er „schon längst geahnt hatte“ (vgl. S. 106). Und so sind auch alle anderen Gestalten Dostojevskijs, die Zweifler und die Wissenden, die Verneiner und die Bejager der göttlich geoffenbarten Wahrheit, immer schon an dieser Wahrheit orientiert: Denn dem Dichter selbst ging es ja um das Verkünden, um das Sichtbarmachen eben dieser Wahrheit, bei der er doch auch dann noch bleiben wollte, wenn sie als Unwahrheit „bewiesen“ würde.

Die Absicht des Verfassers, „Philosophie“ und „Weltanschauung“ zu identifizieren und Dostojevskijs Weltanschauung und ihr religiöses Apriori philosophisch zu rechtfertigen, um zeigen zu können, daß Dostojevskij „nicht nur Dichter sondern auch Philosoph“ war, ist also nicht gelungen. Hätte R. LAUTH beabsichtigt, die „Weltanschauung Dostojevskijs in systematischer Darstellung“ zu zeigen ohne die Philosophie als solche zu berücksichtigen, so hätte er dank seiner vorzüglichen Kenntnis der Dichtung Dostojevskijs dem Verständnis dieser Dichtung einen wertvolleren Beitrag geliefert als denjenigen, den er mit seinem Buche über die „Philosophie“ Dostojevskijs der Philosophie geliefert hat. Denn gerade indem er die Weltanschauung des Dichters im Hinblick auf die Philosophie aufweisen möchte, entstellt er einerseits den weltanschaulichen Sinn der „praktischen Deduktion“ der „negativen“ Ideen Raskolnikovs, Šigalevs, Ivans, Kirillovs und Verchovenskijs, und konstruiert er andererseits (mit Hilfe des „psychologischen Beweises“) einen philosophischen Sinn der „praktischen Deduktion“ der „positiven“ Ideen des „lächerlichen Menschen“, Myškins, Zosimas, Markells und anderer Gestalten. Und da R. LAUTH eben die „praktische Deduktion der Ideen“ als die eigentliche philosophische Leistung des Dichters hinzustellen sucht, so kommen in seinem Buche trotz der eingehenden und ausführlichen Darstellung sowohl die Weltanschauung (und damit die Dichtung) Dostojevskijs als auch die Philosophie als solche zu kurz. — Die bisher einzige und hervorragende Darstellung der philosophischen Gedanken und Probleme, die der Dichtung Dostojevskijs — zum Teil unausgesprochen — zugrundeliegen, findet sich in dem Kapitel „Nietzsche und Dostojevskij“ in dem Werke „Apokalypse der deutschen Seele“ von Hans Urs von Balthasar, das R. LAUTH leider übersehen hat.

Münster/W.

ULRICH BUSCH.

ALBERT M. AMMANN S. J. — *Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte.*
Wien. Herder Verlag. 1950, 8^o, 748 S.

A. M. Ammann's umfangreiches Werk ist ein Versuch, die mehr als tausendjährige Geschichte des Christentums unter den Ostslaven in einem zusammen-

hängenden Abriß darzustellen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, umreißt der Verf. eingangs die Grenzen seiner Untersuchung und seinen eigenen Standpunkt: „Das Buch nennt sich ‚Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte‘, weil es alle ostslawischen Stämme und deren Kolonisationsgebiete umfaßt, daher auch jene, welche nicht in dem herkömmlichen, so sehr umstrittenen geopolitischen Begriff ‚Rußland‘ enthalten sind: also von Podkarpatien, Galizien, dem Chelmer Land, Podlachien und dem Gebiet um Grodno angefangen bis nach Kamtschatka und Alaska. Es reicht auch in die russischen Missionsgebiete und die völkische Diaspora auf der ganzen Welt hinein“. (S. IX) Da diese Stämme im Laufe der Geschichte eine konfessionelle Trennung erlebten, so behandelt der Verf. die ostslawische Kirchengeschichte als Geschichte von drei kirchlichen Organisationen — der Russischen Orthodoxen Kirche, der Unierten Kirche und der Römisch-Katholischen Kirche in Rußland, — und zwar, wie von ihm betont, geschrieben vom Standpunkt „eines gläubigen Christen, der im römischen Papst das Haupt der Kirche sieht“ (S. 594). „Da die Kirchengeschichte nur auf Grund der allgemeinen Geschichte verständlich wird — sagt der Verf. weiter — schließt sich die Darstellung der kirchlichen Ereignisse an diesen Gang der äußeren Geschichte der ostslawischen Stämme an. Sie ist darüber hinaus ebenso sehr bemüht, die Wirkungen zu berücksichtigen, welche die Verbundenheit mit anderen Staaten oder Kirchen oder die Ablehnung derselben im Schoße der ostslawischen Christenheit hervorgebracht haben.“ (S. IX) Diese Grundeinstellung besteht zumeist, da die Beziehungen zwischen Staat und Kirche sehr stark auf die Entwicklung des kirchlichen Lebens besonders in der Russischen Kirche gewirkt haben. Leider berücksichtigt aber der Verf. das Kirchenpolitische allzu stark und skizziert das innere Leben der Kirchen (Fragen der Verwaltungsorganisation, der Lage der Pfarrgeistlichkeit, der geistlichen Schulen u.a.) meistens so kurz und allgemein, daß der Leser, sofern er über die Geschichte der Ostkirche und ihr Wesen nicht informiert ist, eine falsche Vorstellung von ihrem inneren Leben und ihrem Wesen erhält. Diese ungenügende Beachtung des innerkirchlichen Lebens ist der Hauptmangel des Werkes; sie ist zu bedauern, weil bei einer Kenntnis der inneren Verhältnisse viele Erscheinungen der äußeren kirchenpolitischen Beziehungen uns verständlicher werden könnten. So wird er z.B. die Lage des russ. Episkopats der synodalen Periode nur erklärlich aus der Geschichte seiner Bildung, dem Umfang seiner Tätigkeit usw. Die Neigung des Verf., besonders bei der Geschichte der russ. Kirche, fast ausschließlich das Kirchenpolitische zu berücksichtigen, führt dazu, daß er mehr über negative Erscheinungen berichtet und dadurch das Positive, das man gerade im inneren Leben vorfindet, nur ganz nebenbei oder kaum erwähnt. Päpste und Zaren, Fürsten und Kirchenhierarchen erscheinen vor unseren Augen, aber das Kirchenvolk bleibt hinter den Kulissen der historischen Geschehnisse. Das ist zu bedauern, weil das Werk als „ein Lehr- und Lesebuch für Studierende und Gebildete“ gedacht ist. Gerade in einem Lehrbuch oder in einem „Abriß“ müßten alle Seiten des kirchlichen Lebens gleichberechtigt behandelt werden, obwohl sie vielleicht nicht immer gleich bedeutend im Leben dieser oder jener kirchlichen Organisation gewirkt haben. Leider müssen wir bemerken, daß die Ostkirche und ihr Wesen bis heute so ungenügend in Europa und auch in Deutschland bekannt sind, auch viel Phantastisches nicht nur von unbefugten Zeitungsschreibern sondern oft von Menschen geschrieben wurde, die ihre Werke als wissenschaft-

lich fundiert präsentierten, und es sehr notwendig ist, ein Werk zu haben, in dem endlich eine wissenschaftliche, möglichst ausführliche Darstellung des kirchlichen Lebens der Völker im Bereich der Ostkirche gegeben wird. Ammanns Werk ist eine wissenschaftliche, sich auf zahlreichen Quellen und eine umfangreiche Literatur stützende Forschung, die unter der erwähnten Einseitigkeit leidet. Der Verf. ist zwar bemüht, den ganzen Stoff seiner Untersuchung objektiv zu behandeln, nur von Zeit zu Zeit opfert er die wissenschaftliche Objektivität zu Gunsten der konfessionellen Auffassung. Sein „Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte“ ist mehr ein Abriß der kirchenpolitischen Geschichte der Ostslaven, der auch einiges über das innere kirchliche Leben berichtet. Im Buche finden sich reichhaltige Angaben über Quellen und Literatur zu jedem Abschnitt. Der Verf. gibt zu, daß er die Zeitschriftenliteratur „nur in beschränktem Maße“ angegeben hat, und tatsächlich finden wir, daß oft, wenn nicht meistens, sehr wichtige Aufsätze bei ihm fehlen. Es genügt nur Namen solcher Autoren zu erwähnen, wie A. ŠACHMATOV, V. VASIL'JEVSKIJ, A. SOBOLEVSKIJ. Eine richtige Vorstellung von der Entwicklung der russ. kirchenhistorischen und theologischen Wissenschaft ist ohne Kenntnis solcher Zeitschriftenliteratur ganz unmöglich. In der Auswahl seiner Literatur ist der Verf. zu willkürlich; so fehlen bei ihm z.B. die für die Anfänge des Christentums in Rußland und für die Zeit des Fürsten Vladimir grundlegenden Arbeiten von A. Šachmatov, V. G. Vasil'jevskij und Gerhard Laehr. Diese bedauerliche Eigentümlichkeit wiederholt sich auch bei den Literaturangaben für fast alle Zeitabschnitte. Trotzdem muß man dem Verf. sehr dankbar sein für die Angabe der Quellen und Literatur in allen Sprachen; sehr nützlich sind auch die beigefügten chronologischen Tabellen, die Personen-, Orts- und Sach-Verzeichnisse. Was aber dem Leser häufig Schwierigkeiten bereitet, ist die Umschreibung der slavischen Namen, die der Verf. genötigt war, in den „geltenden Verlagsnormen“ durchzuführen, „um dem Leser die Benutzung der Nachschlagewerke des Verlags“, d.h. des Herder-Verlags, zu erleichtern (S. X). Es wäre überhaupt an der Zeit, daß beim Druck von Büchern aus dem Gebiet der Slavistik nicht die Phantasie der Verleger maßgebend wäre, sondern die wissenschaftlichen Forderungen der slavischen Philologie, in der bestimmte Grundsätze für die Umschreibung der slavischen Namen gelten, wie sie auch die deutschen Bibliotheken für ihre Kataloge eingeführt haben. Bei der Umschreibung von Namen ist der Verf. nicht immer konsequent, da er sie mitunter sogar auf derselben Seite wechselt, und die Namen erscheinen bald in deutscher, bald in lateinischer, aber auch in phonetischer Umschreibung. Hier nur einige von den zahlreichen Beispielen; „Iwan III.“ und „Johann III.“; „Ladislavus“ und „Wladislaw“; „Cyprian“, „Kyprian“ und „Zyprian“; dagegen „Iwan IV.“ wird immer „Iwan“ geschrieben. Ferner: „Gallitzyn“; „Zenobius von Oten“ — d.h. Zinovij von Oten'; „Petrus“ Čaadajev und Kirejevskij, aber Peter d. Große; „Warlaam“ — für den Metropolitan, aber „Barlaam“ von Chutyn'; „Feodor Iwanowitsch“ und „Feodor Godunov“ aber „Theodor“ der Bischof von Novgorod; „Wasjan“ und „Vassian“; „Smakin“ und „Žmakin“ usw. Dann finden sich sehr viele Fehler anderer Art: z.B. „Jona Sykojewitsch“ anstatt „Sisojevič“; „Tetwertinow“ (zweimal) anstatt Tveritinov; „Sitsch“ anstatt „Sit“ u.a. In den Literaturangaben sind viele Fehler nicht nur in den slav. Wörtern, sondern — was besonders unangenehm ist — auch in den Namen der Verfasser. Wir wollen annehmen, daß die Druckerei schuld daran ist, denn

Ammann ist uns bekannt als ein langjähriger Forscher auf dem Gebiet der osteuropäischen Geschichte, er kennt die slavischen Sprachen und hatte bestimmt auch ohne unsere Desiderata genug Ärger mit dem Druck des Werkes.

Noch einige Worte über die Eigentümlichkeit des Werkes: der Verf. schreibt meistens Rus', Rußland, russisch, die russische Kirche in Anführungszeichen! ? Diese übertriebene „wissenschaftliche“ Behutsamkeit wirkt befremdend. Im Laufe seiner Darstellung berührt der Verf. viele umstrittene Fragen, die für den allgemein politisch orientierten Historiker von Interesse sein könnten, wir beschränken uns aber, um unsere Besprechung nicht in die Länge zu ziehen, nur auf die Behandlung der kirchengeschichtlichen Fragen. Die Periodisierungsfrage der ostslawischen Kirchengeschichte, die bei dem Verf. die historische Entwicklung der drei obengenannten kirchlichen Organisationen umfaßt, wird folgendermaßen gelöst. Er bietet drei Hauptteile: I. „Das Kiewer ‚Rus‘-Reich und seine Nachfolgestaaten (945—1451)“ (SS. 5—148); II. „Die kirchlich und politisch getrennten Wege der ostslawischen Stämme (1451 bis Anfang d. 18. Jhts.)“ (SS. 149—360); III. „Allrußland (vom Anfang des 18. Jhs. bis 1945)“ (SS. 361 bis 631), wobei im Kap. III „Die Ostslawen Österreich-Ungarns (1772—1945)“ (SS. 632—660) besonders behandelt werden. Die weitere Gliederung der Hauptteile erfolgt unter dem Gesichtspunkt, wie sich die Beziehungen der Ostkirche zur Frage der Union mit der Römisch-Katholischen Kirche gestaltet und hauptsächlich wie sich später die Florentiner Union ausgewirkt hat. Der Verf. legt das Hauptgewicht nicht auf die Trennung v. 1054, die er nicht als entscheidend für die ostslawische Christenheit ansieht, sondern nur auf die Stellungnahme zum Florentiner Konzil v. 1439. Die Bedeutung dieses Konzils wird vom Verf. darum hervorgehoben, weil „es ein bis heute einmaliges Ereignis in der Kirchengeschichte geblieben ist, daß Inner-Rußland auf einem allgemeinen Kirchenkonzil amtlich vertreten war“ und die Ablehnung der Union seitens Moskaus die Russ. Kirche „endgültig in zwei Teile auseinandergerissen hat, und dieser Zwiespalt bis heute geblieben ist. Darum kann man die russische Gesamtkirchengeschichte hier einen neuen Anfang nehmen lassen. Dieses Konzil hat aber auch das innere Gesicht der moskowitzischen Kirchlichkeit bedeutsam verändert.“ (S. 138) Wir glauben nicht, daß diese letzte Behauptung zu bejahen ist. In Wirklichkeit hat „das innere Gesicht“ der russ. Kirche vor und nach dem Florentiner Konzil sich nicht geändert. Die Entwicklung der Moskauer Metropole zu einer nationalen Kirche, die Entwicklung des national-kirchlichen Bewußtseins bei den Russen (därüber spricht der Verf. nicht ein einziges Mal!) nimmt ihren Anfang schon lange vor 1439 — sogar schon in der antigriechischen Opposition des 11.—12. Jhts. (darüber auch kein Wort beim Verf.). Die Moskauer Stellungnahme gegen die „Lateiner“ war nur ein Teil der gesamten national-kirchlichen Ideologie. Das Florentiner Konzil darf man nur theoretisch als einen Wendepunkt ansehen, denn es hatte zuerst sehr geringen Erfolg bei den Ostslawen und erst nach der Brester Union v. 1596 machte sich die Wirkung des Konzils praktisch geltend. Der Verf. ist nicht der erste, der solche Gedanken äußert: man kann z.B. auf J. Pelesch (Geschichte d. Union d. ruthenischen Kirche mit Rom, 1881) hinweisen, er versuchte die Florentiner Union in den Mittelpunkt der ostslawischen Kirchengeschichte zu stellen. Die Russ. Kirche wird vom Verf. im Zusammenhang mit ihrem Verhältnis zu Rom behandelt und die Veränderungen in diesem Verhältnis werden zum Anlaß einer weiteren Zer-

stückelung ihrer Geschichte in kleine Abschnitte genommen. Eine solche Periodisierung, die nur wenig von derjenigen bei J. Pelesch abweicht, erschwert dem Verf. selbst die Darstellung.

Den ersten Hauptteil teilt A. in zwei Abschnitte: 1) „Das Kiewer ‚Rus‘-Reich“ (945—1263) und 2) „Die Auflösung des ‚Rus‘-Reiches in Teilgebiete“ (1263—1451). Dieser zweite Abschnitt wird in drei Teile gegliedert: A) „Aufstieg Moskaus (1263—1347)“, B) „Die zwei neuen Mittelpunkte: Moskau und Litauen (1347—1400)“ und C) „Rom und der slawische Osten (1400—1451)“. Der zweite Hauptteil hat zwei Abschnitte: 1) „Bis zum Ende der großen Wirren (1451—1613)“ und 2) „Bis zum Beginn des weltanschaulichen Umbruchs in Rußland (1701) und zur unierten Kirchensynode von Zamośó (1720) in Polen-Litauen“. Der 1. Abschnitt hat die Unterabschnitte: A) „Bis zum Tode Wasilij III. (1533) und zum ersten litauischen Statut (1529)“, B) „Bis zur Wahl Michael Romanows zum Moskauer Zaren (1613)“ und C) „Die Zeit der Wirren. Polen greift nach der Führung der gesamten ostslawischen Lande“. Diese Unterabschnitte sind in folgende Kapitel geteilt: A) 1. Kap. „Moskau“ und 2. Kap. „Polen-Litauen. Das Schicksal der Florentiner Union“; B) 1. Kap. „Polen-Litauen“ und 2. Kap. „Inner-Rußland“. Der 2. Abschnitt hat drei Kapitel: 1. Kap. „Das Zarentum Moskau“, 2. Kap. „Die ‚Republik‘ Polen-Litauen“ und 3. Kap. „Der ukrainische Kosakenstaat“. Der dritte Hauptteil — „Allrußland“ — hat zwei Abschnitte: 1) „Bis zum Ende des polnisch-litauischen Staates (1795)“ und 2) „Bis zum Ende des zweiten Weltkrieges (1945)“. Der 1. Abschnitt enthält drei Kapitel: 1) „Rußland“, 2) „Polen-Litauen“ und 3) „Der Untergang Polens“. Der 2. Abschnitt hat drei Kapitel. Das 1. sehr große Kapitel „Das Kaiserreich Rußland“ behandelt die Zeit von 1796 bis 1917, und das 2. Kapitel „Der Sowjetstaat“ (1918—1945) behandelt auch die Geschichte der kirchlichen Organisationen der russ. Emigration nach 1918. Das 3. Kapitel enthält eine Darstellung der kirchlichen Angelegenheiten der Ostslaven Österreich-Ungarns (1772—1945). — Schon der hier angegebene Inhalt des Werkes zeigt, daß der Verf. sein Augenmerk hauptsächlich auf die äußeren kirchenpolitischen Erscheinungen richtet. —

Im ersten Hauptteil behandelt der Verf. die Zeit bis zur Mitte des 15. Jhts', in der er die Kirchengeschichte bis zum Florentiner Konzil als einheitlich verlaufend darstellt. Er behauptet eingangs, daß die Kiewer-Rus', als eine staatliche Organisation, von der „Rurikidenfamilie“ als „Reich“ gegründet wurde (S. 7) Für eine solche Behauptung von historisch-prinzipieller Bedeutung hätte die grundlegende Literatur erwähnt werden müssen, um dem Leser Einblick in die Meinungen der Historiker über diese noch bis heute unentschiedene Frage zu ermöglichen. Der Supernormanismus des Verfassers führt dazu, daß er noch zur Zeit der zweiten tatarischen Invasion (1240/41) von einem „warägisch-russischen Reich“ spricht (S. 53). Die Fürstin Olga bezeichnet er entschieden als eine „Warägerin“ (S. 12), obwohl die Abstammung Olgas bis heute noch nicht endgültig geklärt ist. — Der Verf. verfolgt alle Spuren der Beziehungen der Kiewer Rus' zu Rom oder zum katholischen Westen überhaupt, als Zeichen eines „Gemeinschaftslebens“ mit Rom, (S. 22ff.) und fügt reiche Quellen bei. Die spätere „Abstandnahme“ von Rom, wie der Verf. sich ausdrückt, vollzog sich seiner Meinung nach sehr langsam und war „eher eine tatsächliche als eine rechtliche Erscheinung“. (S. 60) Hier zeigt sich eine vom Verf. öfters angewandte Unklar-

heit, denn von einer „rechtlichen“ Abstandnahme kann nur dann die Rede sein, wenn eine kanonische Verbindung mit Rom vorher existiert hätte, doch dafür haben wir keine Beweise. Die Gründe dieser „Abstandnahme“, waren wie der Verf. meint, rein-politischer Natur: der Einfall der Kreuzritter im Baltikum und der darauf folgende Kampf des Fürsten Alexander Nevskij mit ihnen, die Invasion der Tataren, außerdem kam dazu „die Verlagerung des Staatsmittelpunktes aus dem verkehrsreichen Kiew nach dem verkehrsarmen und weltabgeschlossenen Suzdal“. (S. 60). — Der Verf. unterstreicht die negative Wirkung des Eindringens der deutschen Kreuzritter auf die Stellungnahme der Russen gegenüber dem katholischen Westen. (SS. 50—52) — In der allgemein gehaltenen Darstellung des innerkirchlichen Lebens im 11.—13. Jht. läßt der Verf. zwei wichtige Erscheinungen unbeachtet: das Vorhandensein des national-kirchlichen Bewußtseins und der antigriechischen Opposition. — Es ist fast unglaublich, daß der Verf. einer so originellen Persönlichkeit, wie dem Metropoliten Ilarion, keine Beachtung schenkt; sein „Slovo o zakone i blagodati“ erwähnt er nur in den Quellenangaben (S. 14), ohne es als wichtige Quelle für frühchristliche Anschauungen im 11. Jht. zu verwenden und bemerkt nur, daß von dem Metr. Ilarion „etliche Pastoral schreiben“(!?) stammen. (S. 27) Allerdings nennt er in den Literaturangaben, die für diese Periode sehr unvollständig sind, z.B. die Arbeit von WERNER PHILIPP (Ansätze zum geschichtlichen u. politischen Denken im Kiewer Rußland, 1940), wo Ilarions „Slovo“ sehr ausführlich analysiert wird, auch andere von ihm angegebene Werke versäumen nicht, das „Slovo“ zu würdigen (Makarij, Golubinskij, Nikol'skij, Priselkov). — Auch über das Kiewer Höhlenkloster wird so wenig gesagt und seine damalige national-kirchliche und national-kulturelle Bedeutung vom Verf. außer Acht gelassen, die gute Arbeit von L. K. Goetz steht aber in den Literaturangaben! Das sonstige altruss. Schrifttum bleibt leider auch fast außer Beachtung, — der Verf. interessiert sich nur für anti- oder prokatholische Schriften und ignoriert auch die Arbeiten der russ. Literaturhistoriker, die von großer Bedeutung für die alte russ. Kirchengeschichte sind; hier vermißt man die Namen von A. SOBOLEVSKIJ, E. PETUCHOV, M. SPERANSKIJ, V. ISTRIN, A. ORLOV, A. ŠACHMATOV u.a. Der Verf. nennt nur V. Istrin (1922) und schon bei diesem hätte er Verschiedenes finden können, was für die russ. Kirchenhistoriker von Bedeutung ist (vgl. aber die Seiten 27, 35f., 43—46!). — Im 2. Abschnitt (1263—1451) wird die Geschichte der Trennung der Kiever Metropole sehr eingehend als „Vorgeschichte“ des Florentiner Konzils behandelt, und diese Seiten sind beachtenswert durch das tiefe Eindringen der Verf. in die Quellen. — Was die kultur-historische Bedeutung des Einflusses der Tataren auf das Wesen des russ. Volkes betrifft, so scheint uns, daß der Verf. ihn zu stark überschätzt, wenn er schreibt: „Man kann also wohl sagen, daß das ganze „russische“ Volk Wesentliches seiner Eigenart den Tataren verdankt“ (S. 76). Was der Verf. unter dem Begriff „Wesentliches seiner Eigenart“ dabei versteht — wenn er weiter hauptsächlich über die Einwirkung der Tatarenherrschaft auf einige Seiten der staatspolitischen Entwicklung spricht — deckt sich nicht mit der Eigenart des russ. Volkes. Auf die Entwicklung der geistigen Kultur in Rußland, die so eng mit der religiösen Weltanschauung verbunden war, ist dieser Einfluß schwer auszudehnen, obwohl wir die Wirkung der Tataren auf soziale und wirtschaftliche Beziehungen, auf Sitten und Sprache nicht bestreiten können. — Wenn A. dem inneren Leben ein paar Seiten

widmet, so beachtet er nicht die Wirkung der Tatarenzeit auf die Stärkung der asketischen Stimmung und auf das Wachstum des Mönchtums (vgl. S. 115f.). Für das russ. Mönchtum wird die Bezeichnung „Ordensgeistlichkeit“ oder „Ordensklerus“ (S. 78, 160) gebraucht, die zu vermeiden wäre, da das Mönchtum der Russischen und der Ostkirche nie irgendwelche Ordensorganisation besessen hat und ein solches Fachwort beim Leser unrichtige Vorstellungen hervorrufen könnte. Es wäre wünschenswert gewesen, etwas mehr über das Mönchtum zu hören, weil sich gerade im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jhts. die russ. Art der christlichen Askese ausbildet. Der Verf. macht dem Mönchtum dieser Zeit den Vorwurf, daß es keine „apostolische Tätigkeit“ führte (S. 118). Der Verf. berücksichtigt aber nicht, daß das russ. Mönchtum zu jener Zeit noch im Zustande seines ersten Reifens war, und daß die russ. Mission immer nur in enger Verbindung mit der staatlichen Kolonisation ging — ein Beispiel solcher Verbundenheit könnte der hl. Stefan v. Perm' sein, der erwähnt wird. Jener Vorwurf des Verfassers wäre für das Mönchtum des 16. und besonders des 17. Jhts. berechtigt, als das Mönchtum in dieser Hinsicht fast untätig war. — Im Zusammenhang mit der Tätigkeit des Metropoliten Kyprian wird die „Jerusalemser Ordnung“ (Ierusalimskij oder Palestinskij Ustav) erwähnt, doch berichtet der Verf. nichts über ihre Eigenart im Vergleich zu der vorher gebräuchlichen (etwas abgeänderten) Studiten-Ordnung: auch über den Zustand des damaligen gottesdienstlichen Kults wird nichts gesagt, was um so mehr zu bedauern ist, weil der liturgische Kult seit dieser Zeit einen ganz besonderen Sinn und Inhalt im religiösen Leben der Russen bekommt. Schon damals wird deutlich, daß der Russe seine Religion nicht dogmatisch begreift, sondern sie hauptsächlich liturgisch erlebt. Es ist dies eine Eigenart der „russischen Orthodoxie“. Der Verf. findet auch bei der Russ. Kirche „gewisse Sondereigentümlichkeiten“, . . . „welche sie von Byzanz schieden“ (S. 113). Seiner Meinung nach gehörten dazu: 1) „die geringe Wirkung des Hesychasmus“, 2) daß die „im Rhomäerreiche eigentlich niemals abreißenden innerpolitischen Schwierigkeiten in Rußland keine Spur hinterlassen“, 3) daß die Unionsverhandlungen von 1369—1375 „in den russischen Landen unbemerkt blieben“ und 4) daß die Strigol'niki-Bewegung „mit der byzantinischen Kirche gar keine Beziehung“ hatte (S. 113f.). Wir glauben, daß zu den Sondereigentümlichkeiten im Leben einer Kirche nur das zu rechnen ist, was eine lange Zeit hindurch wirksam ist, — die Strigol'niki-Bewegung war nicht so andauernd und wirkungsvoll, daß sie zu den Eigentümlichkeiten im Leben der Russ. Kirche gezählt werden könnte. Was würde der Verf. sagen, wenn wir zu den Eigentümlichkeiten der Röm.-Kath. Kirche die mittelalterlichen Sekten (z.B. Waldenser) rechnen würden! Wenn man schon über die Eigentümlichkeiten der Russ. Kirche sprechen will, so muß man das Wachstum des national-kirchlichen Stolzes, die Stärkung des Formalismus im religiösen Leben, in dem die Wurzeln des späteren Raskol verborgen waren, die russ. Ikonenmalerei und die Vergrößerung der Ikonostase in den Kirchen nennen. Was den Hesychasmus betrifft, so sind doch von ihm Einflüsse nach Rußland gekommen (der Verf. selbst nennt zwei Beispiele) (S. 113), sie drangen aber nicht so schnell nach Rußland, wie es vielleicht der Verf. wünscht, sondern verbreiteten sich langsam und durch Vermittlung der Südslaven, wie es besonders die Arbeiten von K. RADČENKO und P. SYRKU beweisen. (RADČENKO's Arbeit ist dem Verf. wohl unbekannt). Der Starec Nil von Sora und die „Zavolžskije

Starcy“ haben nicht das Interesse des Verf. gefunden, obwohl sie für den Historiker der Russ. Kirche bestimmt wichtiger sind; als irgendwelche unklare Erwähnungen in Chroniken über irgendwelche Abgesandte („posly“) aus oder nach Rom. — Wenn der Verf. zu einem Thema kirchenpolitischen Inhalts übergeht, so behandelt er es mit Liebe und Sorgfalt, dazu gehört auch das Kapitel über die Trennungsgeschichte der Kiever Metropole. Er unterstreicht unter anderem auch die kirchliche Politik von Tver' und Novgorod im 14. Jht., aber ihr Vorhandensein berechtigt noch nicht über „nordrussische Kirchen“ im allgemeinen zu sprechen (S. 73). A. betont auch, daß der Streit um den Sitz des Metropoliten „nicht eigentlich ein kirchlicher Streit“ war, sondern daß „darin einander entgegengesetzte machtpolitische Ansprüche zum Ausdruck kamen“ (S. 94), und die Politik Polens, hauptsächlich des Königs Kasimir I. (1333 bis 1370), war dabei sehr aktiv; dazu kam, daß Kasimir, als „er im Jahre 1349 ganz Galizien und fast ganz Wolhynien unterwarf, sogleich mit der Latinisierung jener Landstriche begann“ (S. 90). Diese Tatsache darf nicht vergessen werden, sagen wir ergänzend, wenn man die späteren Streitigkeiten über das Schicksal der Unierten und Orthodoxen in Weiß- und Südwest-Rußland richtig beurteilen will. — Über die Geschichte des Florentiner Konzils und die darauf folgende Tätigkeit des Metropoliten Isidor v. Moskau wird gleichfalls eingehend berichtet. Schon A. ZIEGLER (Die Union des Konzils v. Florenz in d. russ. Kirche, 1938, S. 108) kam zu einem, nach unserer Meinung einseitigen Ergebnis, als er für das Scheitern der Union in Moskau nur staatspolitische Gründe geltend machte. A. kommt auch zu einer ähnlichen Behauptung (S. 138) und angeblich, weil es sich nicht nachweisen lasse, daß die Fürsten der Stadt Moskau bewußt antirömisch gesinnt gewesen wären“ (S. 138). Die Ausschaltung des religiösen Moments gerade für die Moskauer Großfürsten auch schon damals, Mitte d. 15. Jhts., wäre vollkommen unmöglich. Die Verflechtung des Politischen und des Religiösen war gewiß sehr stark, aber das zweite Moment hatte immer den Vorrang. Die Großfürsten interessierten sich nicht nur politisch für die Kirche, wie A. ZIEGLER und der Verf. meinen, sondern sie hatten ein Gefühl der religiösen Verantwortung für das Schicksal der Russ. Kirche. Bei AMMANN (wie auch bei A. ZIEGLER) fehlt unter seinen reichen Literaturangaben die Arbeit von A. Špakov (Gosudarstvo i cerkov' v ich vzaimootnošenijach v Moskovskom gosudarstve, Bd. I, 1912), wo gerade diese Frage eingehend beleuchtet wird. Wenn äußerlich die Stellung Moskaus Rom gegenüber damals nicht stark ausgeprägt war, so war innerlich die Moskauer Richtung in dieser Beziehung klar. In Moskau, wo in der reinen Staatspolitik ungen Sprünge gemacht werden, war ein Bruch mit einer hundertjährigen religiösen Tradition undenkbar, und außerdem war Isidor durch seinen kurzen Aufenthalt in Moskau nicht genügend für den Großfürsten und die Russen autoritär. Auch vor dem Konzil war auf dem moskauer Metropoliten-Kathedr ein Hierarch wie der Metropolit Fotij (1408—1431), der sein Urteil über die „Lateiner“ sehr deutlich ausgesprochen hatte. Man braucht kein großer Theologe zu sein, um sich fest an seine religiösen Überzeugungen zu halten, sogar die ernstesten wechseln manchmal leichter ihre Ansichten, als theologisch weniger gebildete Menschen. Ja, im 11.—12. Jht. wurde die Bedeutung der Trennung von 1054 in der Kiever Rus' nicht klar verstanden, aber jetzt war das religiöse und national-kirchliche Bewußtsein, sogar schon vor der Verkündigung der These von „Moskau als dem Dritten Rom“, —

so erstarkt, daß eine Abweichung nach Rom unmöglich war. Für Moskau lag das Hauptgewicht nicht in der Anerkennung des römischen Papstes, sondern in dem Festhalten an der kirchlichen Tradition, in der Treue zu den herauskristallisierten Formen. — Das Jahr 1451 nimmt der Verf. darum als Grund für einen Wendepunkt, weil am 31. Januar 1451 der Metropolit v. Moskau Iona von dem polnischen König und Großfürsten v. Litauen Kasimir de jure als das Kirchenoberhaupt in allen dem König unterworfenen Ländern anerkannt wurde (S. 147). Aber der Verf. berichtet selbst (S. 184), daß Kasimir seine Politik in der Verwaltungsfrage der orthodoxen Bistümer schon nach einigen Jahren änderte, und darum ist es unklar, warum dem obengenannten Datum eine historisch-entscheidende Bedeutung zuzuschreiben ist. — Da die Union in Moskau abgelehnt wurde, aber in Polen-Litauen allmählich Anerkennung fand und dort die Unierte Kirche entstand, so schildert der Verf. darauf das geschichtliche Schicksal der beiden, der Unierten und der Russischen Kirchen getrennt. In seinem Bestreben, die Unionsfrage in den Mittelpunkt des kirchenpolitischen Geschehens zu stellen, ist der Verf. gezwungen, die Geschichte der Russ. Kirche zu zerstückeln. So wird das kirchlich so einheitliche 16. Jahrhundert wegen des litauischen Statuts v. 1529 für die Russ. Kirche etwa um 1533 (das Jahr des Todes des Großfürsten Vasilij III.) durchschnitten. — Auch die Bedeutung des Jahres 1613 für die ostslavische Kirchengeschichte wird damit erläutert, daß in diesem Jahre „der von Polen gemachte Versuch, die Führung der west- und ostslawischen Länder an sich zu reißen, den entscheidenden Fehlschlag erlitt. Für unseren Abriß, der sich gerade auf der ursprünglichen Einheit, Trennung und Wiedervereinigung der ostslawischen Lande aufbaut, ist dieses Jahr darum von besonderer Bedeutung“ (S. 152). Das überzeugt uns nicht. Erstens wurde die Politik Polens in der Zeit der russ. Wirren, sich das Moskauer Reich zu unterwerfen, nicht von dem Gedanken geleitet, die Union auch dort durchzusetzen, und der Verf. selbst erwähnt weiter mehrmals, daß die polnische Regierung und das polnische katholische Episkopat keinen klaren Standpunkt in dieser Frage besaßen. Zweitens, war die Politik Polens und Roms oft sogar entgegengesetzt. Vom Standpunkt des Verf.'s ausgehend, wäre es richtiger, die Union von Brest-Litovsk (1596) als einen Trennungsstrich zu betrachten. — Über die Geschichte dieser letzten Union berichtet der Verf. sehr ausführlich (SS. 199—215) und betont ganz richtig die Wirkung der politischen Union v. 1569, die „neue Möglichkeiten“ für die Union v. 1596 verschaffte. Gleichzeitig berichtet er auch über die Bestrebungen der polnischen katholischen Bischöfe, die gottesdienstlichen Gebräuche der neu entstandenen Unierten Kirche von Anfang an zu latinisieren, was er sehr mißbilligt; ferner berichtet er auch von der Opposition der Orthodoxen, mit dem Fürsten K. Ostrojskij an der Spitze, von der Rolle des Metropoliten Ipatij Pocej, der entschieden gegen die Latinisierung war, und zum Schluß feststellen mußte, daß es auch ihm nicht gelang, „größere Gruppen des Laienelementes und der Klosterleute für die Union zu gewinnen.“ (S. 213). Der Verf. anerkennt, daß die Union v. 1596 einen Keim zu den künftigen kirchlichen und staatspolitischen Zwistigkeiten zwischen Polen und Rußland als „Objekt der russischen Außenpolitik“ legte (S. 215). Er sieht die Ursachen der späteren Auseinandersetzungen auch in der kurzsichtigen nationalen Politik Polens, die die Union einseitig betrachtete. Die Union bot nämlich nach A. „dieser Republik die Möglichkeit, neben dem moskowitzisch-ostslawischen Kulturraum einen neuen litauisch-ost-

slawischen Kulturraum in eigenem Staatsverbände aufzubauen und so endgültig ein Zwischenreich zwischen dem abendländischen Polen und Moskowien zu errichten . . . Aber die polnische Staatsregierung erkannte diese Möglichkeit nicht“ (S. 215). Aus der späteren Darstellung geht deutlich hervor, daß die Voraussetzungen für eine solche gewaltige Aufgabe hauptsächlich in der Beibehaltung des ostkirchlichen Ritus lagen, und die polnischen katholischen Bischöfe Jahrhunderte (oft gegen den Willen Roms) einen Kampf gegen diesen Ritus führten, um ihn zu latinisieren (SS. 142, 217, 242, 249, 311, 333, 315f., 437 u.a.). Diese Politik der Latinisierung der Unierten Kirche, die auch Hand in Hand mit der Polonisierung der ansässigen Bevölkerung ging, — daran müssen wir ergänzend erinnern, — rief die nationale Politik Rußlands hervor, als die „unierten“ Landschaften vorübergehend im 17. und endgültig im 18. Jht., nach den Tei-lungen Polens an Rußland zurückfielen. Wenn der Verf. auch gern die zu der Verfolgungspolitik gehörenden Tatsachen und Maßnahmen registriert, so unterläßt er es doch, die Verfolgungen der Orthodoxen, besonders im ersten Viertel des 17. Jhts., zu erwähnen. — Das innere Leben der Unierten Kirche fand bei dem Verf. sehr geringe Beleuchtung, was er durch Mangel an Material rechtfertigt. Was die Russ. Kirche-betrifft, so kann man nicht über Materialmangel für das 16. und 17. Jht. klagen, und trotzdem ist auch diese Zeit sehr ungenügend erörtert, obwohl diese Zeit besondere Beachtung verdient hätte. Es ist die Zeit der Herausbildung oder Stabilisierung der altrussischen Religiosität, der Verwaltung, des Kultus. — Leider zeigen sich hier verschiedene Undeutlichkeiten und Fehler in der Behandlung. So heißt z.B. Paisij „Jaroslawitsch“ (S. 177) anstatt „Jaroslavov“ (Familiennamen!). Die Übersetzung des Wortes „židovstvujuščije“ durch „Judaizanten“ oder „Judaizantentum“ statt des gebräuchlichen „Juda-isierende“ ist nicht besonders glücklich; ebenso „Josephiten“ — für „Iosifljane“ (S. 178). Anfechtbar ist die Behauptung: „so hatten die Klöster der „Josephiten“ auch die Aufgabe übernommen als Staatsgefängnisse zu dienen“ (S. 178). Auch in andere Klöster, die nicht josephitisch waren, wurden Verbannte geschickt (so z.B. Zinovij — nach dem Otsenskij-, Artemij — nach dem Soloveckij-Kloster) und im 16. und 17. Jht. wurden viele Bojaren und Mönche meistens nach dem Kirillov-Belozerskij-Kloster verbannt, das gerade nicht „josephitisch“ war. Oder noch: „Der bestimmende Einfluß in der russischen Kirche war auf die großen Klöster übergegangen. Ihre Satzungen und ihr Geist waren in Zukunft maßgebend“ (S. 178, vgl. S. 217). Über diese „Satzungen“ wird nichts gesagt, und über „ihren Geist“ auch fast nichts. Wir kennen keine „Satzungen“ (der Verf. meint damit die Kloster-Regel, „monastyrskij ustav“), die man für das 16. oder 17. Jht. als „maßgebend“ nennen könnte; wir haben z.B. keine genauen Nachrichten, ob die Kloster-Regel des Iosif Volockij auch in andern Klöstern eingeführt worden war. Oder: „so warf man dem Artemius (d.h. dem Starec Artemij, 16. Jht. S.K.) in Moskau Sympathien für die „Judaizanten“ — also wohl mehr Wohlwollen für die Wolga-Einsiedler vor“ (S. 201). Wieder bekommt der Leser die irreführende Vorstellung, als ob die „Zavolžcy“ (d.h. Transwolga-Einsiedler aber nicht „Wolga-Einsiedler“!) und die „Židovstvujuščije“ fast identisch wären, zumal beide Richtungen sehr klar charakterisiert wurden. Die verschiedenen Meinungen über die Bestrafung der Ketzler bei Iosif und den Zavolžskije-Starec (etwa 55 Jahre vor dem Urteil über Artemij) ist noch kein Grund für eine solche Behauptung. Die christlich-asketischen Anschauungen des

Starec Artemij geben uns keinen Grund, ihn in Verbindung mit den Judaisierenden zu bringen. Noch ein Beispiel: Ivan IV. soll „durch den Ehedispens des Metropoliten Daniel (für seinen Vater, Vasilij III. — ergänzen wir) sein Sein und seine Herrscherwürde den Josephiten!“ verdankt haben (S. 213) (!?). Es ist nicht richtig, den Priester Sil'vestr (den Beichtvater des jungen Zaren), solange er in der Umgebung von Ivan war, als „Mönch“ zu bezeichnen: er nahm die Mönchsweihe (unter dem Namen Spiridon) erst später (1560) an, als er im Kirillov-Kloster in der Verbannung lebte. — Auf S. 220 heißt es: daß der Metropolit Makarij „einer der bedeutendsten Schriftsteller der russischen Kirche bis auf unsere heutige Zeit“ war. Vorher wurde über die Sammlung der „Četji Minei“ und über die Herstellung des „Stufenbuches“ gesprochen, und der Leser bekommt die falsche Vorstellung, daß Makarij ihr Verfasser war. Makarij ist aber nur Redaktor und Korrektor dieser beiden Werke gewesen. Der Hauptverfasser des Stufenbuches war der Beichtvater des Zaren, der Priester Andrej, der spätere Metropolit Afanasij (1564—66); einige Mitarbeiter Makarij's bei der Zusammenstellung der Četji Minei sind auch festgestellt worden (vgl. I. ŠLJAPKIN, Jermolaj Pregrešnyj, novyj pisatel' epochi Groznago, in: Sbornik v čest' S. F. Platonova, 1911; V. RŽIGA, Literaturnaja dejatel'nost' Erazma-Jermolaja, in: LZAK, Nr. 33, 1926). Makarij persönlich war nur Verfasser einiger Sendschreiben und Belehrungen, (vgl. ZAUŠČINSKIJ, in: ŽMNPr. 1881, Nr. 11, S. 34). — Die unklare Behandlung des „Domostroj“ kann auch eine falsche Vorstellung hervorrufen: der Verf. bezeichnet ihn als „Handbuch eines gottgefälligen Lebens der russischen Kirche“ (S. 220). — In der Literatur über den „Stoglav“ ist die grundlegende Arbeit von I. ŽDANOV überhaupt nicht erwähnt (S. 222). — Oder verbindet der Verf. die Eroberung von Kazan' und die Ernennung des Kazaner Erzbischofs mit der „Bekehrung der Tataren zum Christentum“ (S. 223). Aus der in der Anmerkung angeführten Arbeit von A. MOŽAROVSKIJ hätte der Verf. selbst ersehen können, wie unbedeutend damals und in den späteren Jahrhunderten diese Bekehrung war. — Die Feindschaft zwischen Ivan IV. und dem „Bojarenrat“ begründet der Verf. mit dem „Einfluß eines der antijosephinisch gesinnten Einsiedler“ zur Zeit einer Pilgerschaft Ivans nach den Transwolga-Klöstern (S. 224). Eine sehr interessante Vermutung, — leider gibt der Verf. keine Quelle dafür an. Oder ist das einfach nur eine Verwechslung mit den Unterhaltungen Ivans mit dem Abt des Sergiev-Troickij-Klosters, Artemij, schon im Jahre 1551? — Ferner war Iona nicht „Bischof v. Kruticy“ sondern Metropolit v. Kruticy (zur Zeit der Wirren); die Romanovs werden als eine „Kaufmannsfamilie“ bezeichnet (andere kleine Fehler, SS. 244, 251, 282). — Die Beschreibung der Polyphonie (mnogoglasije) ist nicht zutreffend (S. 267), wie auch die Ausführungen über die Verordnung des Patriarchen Nikon betreffend die „Verbeugungen“ (poklony) bei Verrichtung des „Gebetes des hl. Ephräm d. Syrers“ in der Woche der Großen Fastenzeit, während Verf. sie der Liturgie zuschreibt (S. 271). — Die Charakteristik des „Uloženije“ des Zaren Aleksej betreffend die kirchliche Gerichtsbarkeit weist auch Undeutlichkeiten und Fehler auf (SS. 280f.) — Dann sagt A., daß laut der Beschlüsse des Konzils v. 1667 „mehrere neue Bistümer gegründet“ wurden (S. 293). Solche Beschlüsse existierten wohl, aber es wurden tatsächlich nur zwei Bistümer gegründet: von Belgorod (1667) und später von Nižnij-Novgorod (1682); erst auf Vorschlag des Zaren Feodor auf dem Konzil v. 1682 wurden zwischen 1682 und 1700 noch vier

weitere Bistümer eröffnet. — In der „Sache“ des Quirinus Kulmann wird überhaupt nicht erwähnt, daß die Anklage gegen ihn von den protestantischen Pastoren der „Nemeckaja Sloboda“ ausging (S. 293). — Unklar wird von dem Schicksal Sil'vestr Medvedevs (durch Vergleich mit Avvakum) berichtet. Laut Urteil des kirchlichen Gerichts wurde Medvedev nach der Entziehung der Mönchsweihe (1690) ins Kloster verbannt, und nur nach einem neuen Gerichtsprozeß durch das Staatsgericht wurde Medvedev enthauptet (11. 2. 1691) (eine genaue Untersuchung der zeitgenössischen Quellen bei A. Prozorovskij, Sil'vestr Medvedev, S. 373 = Čtenija, 1896, III, S. 373). — Die Ausführungen des Verf. über Petr Mohyla und die „Confessio Fidei Orthodoxae“ (S. 348) erwähnen nicht den Archimandrit Isaja Trofimovič-Kozlovskij, der wenn nicht der Hauptverfasser so mindestens Mitbearbeiter der „Confessio“ war. — Dmitrij Tuptalo war „Metropolit v. Rostov“, aber nicht „Bischof“. (S. 353, 377). — Beim Lesen der Seiten über die Unierte Kirche im 16. und 17. Jht. merkt man sofort, daß der Verf. die Quellen und die Literatur bedeutend besser beherrscht. — Wertvoll ist auch die Darstellung über die kirchlichen Angelegenheiten in der Karpatenukraine, die bis heute so wenig erforscht sind (S. 355—360). —

Im letzten Hauptteil finden wir mehrmals Undeutlichkeiten und einige einseitige Charakteristiken. — Die Charakteristik Peters d. Gr. als eines „Umbildners“ wird man nicht ganz bejahen (S. 370f.). Was die persönlichen Anschauungen Peters über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche betrifft, so muß dazu bemerkt werden, daß sie durch seine Vorstellung über die sittliche Bedeutung der Religion überhaupt und die christliche im besonderen bestimmt wurden. Er war kein Atheist (s. z.B. seine Briefe), — im Gegenteil, er war religiös, aber seine Religiosität hatte keinen den damaligen Russen eigenen kirchlichen Charakter. Selbst in der traditionellen Frömmigkeit des Moskauer Rußland erzogen, hat Peter für sein ganzes Leben eine tiefe religiöse Überzeugung beibehalten. Das Gefühl der Verantwortung vor Gott als Herrscher war immer der Natur von Peter eigen. Und wenn Peter sich oft in verschiedenen Akten von gesetzgebendem Charakter als „christlicher Herrscher“ bezeichnete, so war es keine Heuchelei von seiner Seite, sondern entsprach vollkommen seinem Begriff von den Aufgaben der christlichen Religion, die er moralisch-utilitaristisch auffaßte. Die Kirche war für ihn eine Organisation, die durch ihre Lehre und ihre Tätigkeit den Menschen bessere Bildung geben und sie sittlich bessern, — also gesellschaftlich-nützlich dem Staat dienen — sollte. Klarer als seine Zeitgenossen sah er die Notwendigkeit, das Bildungsniveau sowohl der Geistlichkeit wie auch des ganzen Volkes zu heben, um seine „Umbildung“ Rußlands verwirklichen zu können. Das Lehrgut der Kirche und ihr religiöses Leben waren ihm sehr gut bekannt, wie es einige seiner Zeitgenossen aus ihren Gesprächen mit Peter ersehen konnten. Er schätzte die moralische Wirkung der Kirche sehr hoch ein und legte großen Wert auf die kirchliche Predigt als Erziehungs- und Bildungsmittel; er schätzte auch den kirchlichen Kultus. Wenn Vertreter der kirchlichen Hierarchie vor Peter die besondere Stellung der Kirche nicht prinzipiell (mit Ausnahme Nikons), sondern mehr praktisch als Status in Statu forderten, so war das auch für die staatspolitischen Pläne Peters unannehmbar und er sorgte zuerst dafür, die Frage der Beziehungen zwischen Staat und Kirche endgültig zu klären. Man darf nicht vergessen, daß die Erinnerung an den Zusammenstoß zwischen dem Zaren Aleksej und dem Patriarchen Nikon noch sehr lebendig war.

Dieses sind nur einige ergänzende Bemerkungen zur Ansicht des Verfassers über Peter I. — Man muß auch noch bemerken, daß das Klosteramt (Monastyrskij Prikaz) nicht 1667, sondern 1677 geschlossen wurde als Folge der Beschlüsse des Konzils v. 1675. — Der Verf. sagt, daß der „Stein des Glaubens“ („Kamen' very“) von Stefan Javorskij „wegen des Widerstandes des Zaren zu dessen Lebzeiten nicht veröffentlicht wurde“ (S. 379). Bekanntlich trat aber die Verzögerung im Druck des Buches durch die synodale Zensur ein dank der Intrigen von Feofan Prokopovič. — Arsenij Macejevič ist am 22. 2. 1772, nicht 1794 gestorben (S. 405). — Über die Stellungnahme der Geistlichkeit zum „Nakaz“ Katharinas, über die Bedeutung des Metropoliten Gavriil Petrov für die Hebung des Klosterlebens wird kein Wort verloren, dagegen wird Katharinas Politik der Unierten Kirche gegenüber und dem Katholizismus in Gebieten, die Rußland nach den Teilungen Polens erhalten hatte, zu ausführlich geschildert und zu scharf kritisiert. — Die Bedeutung der Synode v. 1720 für die weitere Latinisierung der Unierten Kirche hebt der Verf. hervor und stellt mit Bedauern fest, daß die früheren Bestrebungen des Papstes Klemens VIII. und des Metropoliten Ipatij Pocej, die beide für die Erhaltung des ostkirchlichen Ritus waren, nun, im 18. Jht. vollkommen „vergessen“ wurden. Dabei spielten die Basilianer die Hauptrolle und von dieser Zeit an sind sie auch zum wichtigsten Faktor im Leben der Unierten Kirche geworden (S. 417ff.). — Es wäre nicht objektiv, nur die russ. Regierungspolitik gegenüber den Unierten zu beschuldigen, denn nicht weniger schuld an der Entwicklung war auch die polnische Politik der Latinisierung und Polonisierung, bei der das polnische Episkopat immer als eine Triebfeder wirkte. — Nach den Teilungen Polens bekam Rußland auch neue Untertanen römisch-katholischen Glaubens, die ihrer Nationalität nach meistens Polen (hauptsächlich Adelige und Gutsbesitzer) waren, nur den kleinsten Teil bildeten Weißrussen oder Ukrainer. Das ist der Grund, warum der Verf. von dieser Zeit an auch die Geschichte der Kath. Kirche in Rußland (außerhalb Polens) behandelt. Ihre Geschichte im 19. und 20. Jht. hat bis heute keine Gesamtdarstellung gefunden, daher muß man dem Verf. dankbar dafür sein. Aus seiner Darstellung geht sehr deutlich hervor, daß die Katholische Kirche in Rußland und die Russische Kirche keine gegenseitigen Beziehungen hatten. Die Katholische Kirche hatte nur mit der Regierung zu tun; ihre Lage war durch die Staatsgesetze bestimmt. Die Politik der Regierung wurde aber sehr stark von der sogenannten „Polnischen Frage“ beeinflußt, was dazu führte, daß das Religiöse und Politische miteinander verflochten wurden. Die Aufstände v. 1831 und 1863 wirkten auf die Politik der Regierung fast bis zur Revolution von 1917 fort. Der Verf. vergißt nicht zu erwähnen, welche aktive Rolle die polnische Geistlichkeit während dieser Aufstände spielte, was selbstverständlich die Lage der Kath. Kirche erschwerte. — Was die Geschichte der Russ. Kirche im letzten Zeitabschnitt (1795—1917) betrifft, so ist ihre Zerstückelung in vier „Zeitspannen“ (1795—1825, 1825—55, 1855—1900, 1900—1917) nicht sehr glücklich. Wir wissen, daß sich unter Alexander I., etwa um 1817, die Bedeutung der Oberprokureursgewalt endgültig herausgebildet hat und sie stand von dieser Zeit an zwischen der Kirche und dem regierenden Monarchen (auch unter Nikolaj I.!) als ein festgelegtes System der Verwaltung in allen kirchlichen Angelegenheiten, wobei der Oberprokureur mit der Gewalt eines Ministers regierte. Darum wäre es angebrachter, nicht das Jahr 1795, sondern 1817 oder mindestens 1803, als der

Fürst A. N. Golicyn zum Oberprokureur ernannt wurde, als einen Wendepunkt anzusehen. Infolge dieser künstlichen Einteilung fällt dem Verf. die Einordnung der Regierungszeit des Zaren Paul (1796—1801) schwer. Er bezeichnet sie in bezug auf die Russ. Kirche als ein „Vorspiel“, — aber wozu? (Nebenbei sei bemerkt, daß die Zeiten Pauls für die Russ. Kirche leichter waren, als unter seinem Nachfolger und unter seiner Mutter). Wenn der Verf. dem „Gesetz über die Kaiserfamilie“ v. 5. April 1797 eine besondere prinzipielle Bedeutung zuschreiben will, so muß abweichend vom Verfasser (S. 454) bemerkt werden, daß der Titel „Haupt der Kirche“ (glava cerkvi) aus diesem Gesetze nie in den offiziellen Titel des russ. Kaisers eingedrungen ist. Dieser Ausdruck stand lediglich in der Anmerkung zu § 42 der Gesetzsammlung (Svod Zakonov) v. 1832 (und später in § 64 der Gesetzsammlung v. 1906). Die Gewalt des Kaisers in bezug auf die Russ. Kirche wurde durch andere §§ bestimmt (§ 41—45 v. 1832 u. 63—65 v. 1906). Auch kennen wir keine offiziellen gesetzgebenden Ukaze nach 1797, in welchen der Kaiser als „Haupt der Kirche“ genannt würde. Außerdem muß man bemerken, daß diese Worte einfach aus dem Text des Gesetzes v. 1797 herausgerissen und in einer Anmerkung angeführt wurden. Die genaue Interpretation des Textes ergibt, daß diese Worte nicht in bezug auf die Beziehungen des Kaisers zur Kirche im Sinne seiner Gewalt, sondern nur in bezug auf die Konfession des Nachfolgers auf dem Throne gebraucht wurden. Bei der Niederschrift des Svod Zakonov wollte M. M. Speranskij durch eine solche Anmerkung mehr die mystisch-religiöse Seite der Zarengewalt unterstreichen, als die kirchliche Stellung des Zaren präzis und rechtlich bestimmen. Das ist unsere Meinung, und es kann darauf hingewiesen werden, daß von den russ. Rechtslehrern und Kanonisten (z.B. A. GRADOVSKIJ, N. SUVOROV, A. ROMANovič-SLAVATINSKIJ, P. VERCHOVSKOJ, E. TEMNIKOVSKIJ) diese Anmerkung nicht als grundlegende gesetzliche Formulierung für die Kaisergewalt in bezug auf die Russ. Kirche interpretiert wurde. — Die Formel „Autokratie, Orthodoxie und russisches Volkstum“ ist nicht von Kaiser Nikolaj I. „geprägt“, wie der Verf. meint (S. 486), sondern vom Grafen S. S. Uvarov und sie wurden erstmalig im Jahre 1832 in seinem Bericht an den Zaren gebraucht. — Auf S. 498 spricht der Verf. über die Slavophilen und kommt zu dem merkwürdigen Schluß, daß „ihr Einfluß . . . auf sämtliche Gebiete des geistigen und sozialen Lebens“ sich geltend machte.(?) . . . „Dies konnte der Slavophilismus vor allem deshalb erreichen, weil er in festumrissenen (?) Freundeskreisen viel straffer organisiert(?) war als jene ihm verwandte Bewegung in Deutschland“ (Verf. meint damit die deutschen Romantiker!) (vgl. noch S. 589). — Auch die Behauptung, daß der deutsche Idealismus „in der amtlichen russischen Kirche keinen Widerhall“ fand (S. 499), ist nicht glücklich formuliert. Ja, die „amtliche russische Kirche“ hatte nichts mit dem deutschen Idealismus zu tun, aber wir wissen, daß in den geistlichen Akademien über den deutschen Idealismus gesprochen wurde (F. A. GOLUBINSKIJ, F. F. SIDONSKIJ, Archimandrit FEOFAN AVSENEV u.a.). Oder noch die gewagte Behauptung, daß „der Patriotismus“ der Slavophilen „wesentlich religiös gefärbt war im Sinne der tragenden Gedanken des Joseph von Volokolamsk“ (S. 500); der Verf. verweist dabei auf S. 167f. Wenn der Leser aber dort die „tragenden Gedanken“ Iosifs suchen will, so findet er dort nur Zeilen, die keine klare Vorstellung über seine „tragenden Gedanken“ geben. Auch andere Stellen über die Slavophilen und Nikolaj I. (S. 500) sind so abgefaßt, daß nur eins klar wird,

nämlich wie unklar die Kenntnisse des Verfassers über die Slavophilen, ihre Anschauungen und ihre historische Bedeutung sind. Der Verf. hat wahrscheinlich nur die Literatur über das Slavophilentum gelesen, wo so viele unrichtige Behauptungen sich eingenistet haben, und die Werke der Slavophilen selbst außer acht gelassen hat. — Auch die Charakteristik der Religiosität des „einfachen Volkes“ als eine „dumpfe, halbbewußte Religiosität“ kann man nicht annehmen. (S. 504, — die Charakteristik umfaßt im ganzen $9\frac{1}{2}$ Zeilen!). Wegen Raum-mangels wollen wir hier darüber nicht ausführlich sprechen und nur bemerken, daß gerade der große Zustrom des Volkes bei den evangelischen Sekten im 19. Jht. zeigt, wie groß der religiöse Hunger unter dem Volke war, den die ungenügende innere Mission der Kirche nicht zu stillen vermochte. Schon Vladimír Solov'jov hat in seinen Aufsätzen über das russ. Sektierertum auf die rege Religiosität des Volkes hingewiesen. Hinzu kommt die Wirkung des Starzentums auf breite Schichten des Volkes besonders auf das Bauerntum, der Zustrom der Frauen aus dem „einfachen Volk“ in die Nonnenklöster in der zweite Hälfte des 19. Jhts., — diese letzte Tatsache wurde bisher von keinem Kirchen- und Kulturhistoriker beachtet. — Ein paar Zeilen über den Grafen D. A. Tolstoj als Oberprokureur geben eine nicht ganz richtige Vorstellung über seine Tätigkeit. Für A. ist es nur wichtig zu bemerken, daß D. A. Tolstoj „sehr antikatholisch gesinnt war“ (S. 536); er fährt fort, Tolstoj sei der Russ. Kirche „aufrichtig ergeben“ gewesen (S. 537). Aber gerade aus den zeitgenössischen Erinnerungen (der Erzbischöfe Savva Tichomirov und Nikanor Brovkovič, Fürst V. Meščerskij u.a.) geht noch etwas anderes hervor. D. A. Tolstoj war nicht ohne protestantische Färbung in seinen Anschauungen; er war auch sehr gegen den Einfluß des Episkopats in der Diözesanverwaltung eingestellt und versuchte eine Reform der kirchlichen Gerichtsbarkeit durchzuführen, die durch den Widerstand des Episkopats mißglückte. Darüber finden wir bei A. kein Wort, obwohl dieser Reformversuch sehr charakteristisch für Tolstoj selbst und die damalige Stimmung des weißen Klerus ist. Auch die ziemlich umfangreiche schriftliche Polemik über die Reformpläne kennt der Verf. nicht. Die durchgeführte Reform der geistlichen Schulen brachte auch die Begrenzung der Bischofsgewalt in Bezug auf die ihr unterstellten Schulen; die Bedeutung des „gelehrten Mönchtums“ (učenoje monašestvo) wurde in den geistlichen Schulen, besonders in den Akademien fast ausgeschaltet (bis 1884). Das alles, wie auch die Reformen zur Unterstützung der Pfarrgeistlichkeit, zeigten Tolstoj's bewußtes Streben die Bedeutung und Rolle des Episkopats im Leben der Kirche herabzusetzen. Selbstverständlich hatte diese Tätigkeit des Oberprokureurs gleichzeitige negative und positive Seiten, aber sie verdient erwähnt zu werden. Es ist darum besonders notwendig, weil die Reformpläne in dem sogenannten „Predsobornoje Prisuťst-vije“ v. 1905—06 vieles aus der Gedankenwelt und den Schriften der 60—70-er Jahren schöpften. Auch auf die Charakteristik K. P. Pobedonoscevs könnte man einiges erwidern. (Nebenbei bemerkt, war Pobedonoscev kein „Priestersohn“: sein Vater war Professor an der Moskauer Universität, nur der Großvater war Pfarrpriester). Wenn der Verf. auf das in seinen Literaturangaben genannte Buch von G. FLOROVSKIJ (Puti russkago bogoslovija, 1937) aufmerksam geworden wäre, so hätte er dort eine beachtenswerte Charakteristik Pobedonoscevs finden können. — Über die russ. theologische Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. und im Anfang des 20. Jhts. steht in dem Buch sehr wenig. Solche

Gelehrte wie A. F. GORSKIJ und seine Wirkung auf die Entwicklung der theologischen Wissenschaft in Rußland kennt der Verf. überhaupt nicht, obwohl über A. F. Gorskij eine sehr umfangreiche Literatur besteht. Aus der Schule Gorskij's gingen E. E. GOLUBINSKIJ A. P. LEBEDEV, N. F. KAPTEREV hervor, um nur einige bedeutende Namen zu nennen. — A. P. LEBEDEV (1845—1908) und A. A. LEBEDEV (1833—1898) (S. 542) sind bei dem Verf. zu einer Person verschmolzen. Die wissenschaftliche Bedeutung und die Werke A. P. Lebedevs werden dem A. A. Lebedev zugeschrieben, der uns nur durch seine unbedeutenden, gegen die katholischen Dogmen des 19. Jhts. gerichteten Werke bekannt ist. A. P. Lebedev war Professor an der Moskauer Geistlichen Akademie; A. A. Lebedev war Priester (in Petersburg) und Mitglied des Schul-Komitees (Učebnyj Komitet) des Synods. — Die Entwicklung der kirchlichen Predigt im 19. Jht. ist bei A. außer Acht gelassen. Solche Namen, wie die Erzbischöfe Nikanor Brovkovič und Amvrosij Ključarev, die Erzpriester I. Levanda, R. Putjatin, I. Polissadov, F. Ornatskij, M. Konstantinovskij, D. Nikitin V. Nordov, der Bischof Vitalij Gregulevič — scheinen dem Verf. unbekannt geblieben zu sein. Wenn der Verf. den Erzpriester Ioann Sergijev (Kronstädtskij) als einen „fleißigen Prediger“ erwähnt und dabei sagt, daß so etwas „damals eine große Seltenheit war“ (S. 585), so stimmt das nicht, denn am Ende des 19. und im Anfang des 20. Jhts. war die kirchliche Predigt schon sehr verbreitet. — Über die russ. kirchlichen Angelegenheiten aus der Zeit nach 1918, wie in der Sowjetunion so auch in der russ. Emigration, wird kurz berichtet; diese Zeit liegt so nah von uns und das notwendige dokumentarische Material ist in den meisten Fällen fast unzugänglich, so daß die Darstellung und die Behauptungen des Verfassers sehr schwierig zu überprüfen sind. Das gilt auch für die kirchlichen Angelegenheiten der Unierten Kirche.

Wenn wir das Werk im Allgemeinen betrachten wollen, so muß man sagen, daß der Verf. die einzelnen Teile nicht sorgfältig genug bearbeitet hat. Sein Standpunkt, die ostslawische Kirchengeschichte als etwas Einheitliches darzustellen, hat ihm viele Schwierigkeiten gemacht, besonders in der Frage der Periodisierung. Diese Frage wurde m.E. nicht glücklich gelöst, hauptsächlich für die Geschichte des größten Teils der ostslawischen Christenheit — für die Russische Kirche. Das innere Leben der Kirche ist in den Hintergrund geraten. Die Unionsfrage in den Mittelpunkt der ostslawischen Kirchengeschichte zu stellen, ist historisch nicht berechtigt. Gerade die größte kirchliche Organisation, die Russische Kirche, entwickelte sich und lebte außerhalb der Wirkung der Unionsfrage. Nolens volens hätte der Verf. ihre Geschichte in den Mittelpunkt stellen und ihr seine Hauptaufmerksamkeit widmen sollen. In der deutschen Sprache gibt es so wenige glaubwürdige Darstellungen des kirchlichen Lebens der ostslawischen Christenheit, daher war gerade von einem umfangreichen, auf Grund von Quellen und Literatur gearbeiteten Werk wie demjenigen von A. M. Ammann, zu erwarten, daß es endlich Geschichte und Wesen der Ostkirche der Ostslaven von allen Seiten beleuchte. In unseren kritischen Bemerkungen haben wir nicht alle unsere Desiderata erwähnt, denn wir wissen, wie viele kleine Fehler gegen den eigenen Willen bei der Abfassung eines so großen Werkes entstehen können.

Ammann's Werk ist ein brauchbares Hilfsmittel für den Fachgelehrten (weniger für breitere Kreise geeignet). Einige seiner anfechtbaren Behauptungen

werden den Anlaß bieten zur Überprüfung des Materials und der weiteren Erforschung der ostslavischen Kirchengeschichte von Nutzen sein.

München

S. KORNILOVIČ

Pravda Russkaja. Hgb. B. D. GREKOV. Bd. I: Teksty. Bd. II: Kommentarii. Moskau-Leningrad 1940 und 1947, 505 S. und 862 S. 4^o.

Von den Quellen zur älteren russischen Geschichte hat bei den Sovethistorikern wohl keine größeres Interesse gefunden als die Russkaja Pravda, die älteste russische Rechtskodifikation. Da die Sovethistoriker lange Zeit hindurch der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einseitig den Vorrang vor den übrigen Zweigen der Geschichtsschreibung gegeben haben, erklärt sich ohne Schwierigkeit die Vorliebe für die Russkaja Pravda, eine für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte äußerst wichtige Quelle. Das starke Interesse für die älteste russische Rechtskodifikation ist auch der Erforschung ihrer Textüberlieferung zugute gekommen, und so sind in den letzten drei Jahrzehnten mehrere Neuauflagen der Russkaja Pravda von sovetrussischen Gelehrten vorgelegt worden. Auf die Edition A. I. JAKOVLEVS und L. V. ČEREPNINS (1928) folgte im Jahre 1930 die von E. KARSKIJ bearbeitete Ausgabe der ältesten Handschrift der Prostrannaja Pravda. 1934 brachte GREKOV drei der wichtigsten Handschriften neu heraus. Diese Unternehmungen wurden jedoch, was die Zahl der herangezogenen Handschriften anbelangt, schon in den nächsten Jahren durch zwei weitere Editionen in den Schatten gestellt: durch die von JUŠKOV im Auftrage der Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen SSR besorgte Neuauflage (erschienen 1935) und schließlich durch die von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR vorgelegte Neuauflage. Die beiden Editionen kann man bis zu gewissem Grade als Konkurrenzunternehmungen ansehen. Die Gegensätzlichkeit der Auffassungen liegt bereits in der Person der beiden Herausgeber, JUŠKOV und GREKOV, begründet, die in vielen Fragen der Geschichte des Kiever Reiches widersprechende Ansichten vertreten. Der erste Band der Ausgabe der Akademie der Wissenschaften der UdSSR erschien 1940, also kurz vor dem Ausbruch des deutsch-russischen Krieges, und enthält lediglich die Texte.¹⁾ Erst im Jahre 1947 brachte ein weiterer, sehr umfangreicher Band die dazugehörigen Kommentare. Der ursprünglich in Aussicht gestellte Band mit Faksimiliewiedergaben der im ersten Band gedruckten Handschriften ist bisher nicht erschienen, offenbar ist dieser Plan aufgegeben worden. Die besonderen Umstände der Kriegszeit und der ersten Nachkriegsjahre haben es mit sich gebracht, daß diese große Akademieausgabe der Russkaja Pravda — so sei der Kürze halber die Edition der Akademie der Wissenschaften der UdSSR genannt — in Deutschland nur wenig bekannt geworden ist. Sie wird z. B. in der — allerdings auch sonst nicht allzu

¹⁾ Gleichzeitig brachte die Akademie der Wissenschaften der UdSSR eine kleine, ebenfalls von GREKOV besorgte Ausgabe der Russkaja Pravda heraus, die speziell für Übungszwecke an den Universitäten gedacht ist. — Im Jahre 1941 scheint M. N. TICHOMIROV, ein Mitarbeiter der großen Akademieausgabe, noch eine eigene kommentierte Ausgabe veröffentlicht zu haben. Genauere Feststellungen über dieses Buch sind dem Rezensenten nicht möglich gewesen.

gründlichen — „Russischen Rechtsgeschichte“ von LOTHAR SCHULTZ (Lahr 1951) mit keinem Wort erwähnt. Es erscheint daher wohl gerechtfertigt, an dieser Stelle einen Hinweis auf die große Akademieausgabe zu bringen, obwohl seit ihrem Erscheinen schon 12 bzw. 5 Jahre verflossen sind.

Bei der Anlage der großen Akademieausgabe ist man von der Auffassung ausgegangen, daß sich die Handschriften der Russkaja Pravda auf zwei selbständige Ausgangspunkte zurückführen lassen: die Kratkaja Pravda und die Prostrannaja Pravda. Ausdrücklich wird die unter den Historikern einst übliche Bezeichnung „erste Redaktion“ für die Kratkaja Pravda (bzw. einen Teil derselben) und „zweite (bzw. dritte) Redaktion“ für die Prostrannaja Pravda abgelehnt, weil diese Benennung mit der Vorstellung verbunden sei, daß sich von der ersten Redaktion die weiteren, wie z. B. die Prostrannaja Pravda, ableiten ließen. Nach der in der großen Akademieausgabe vertretenen Ansicht ist das gerade nicht der Fall. Die Textgeschichte der Prostrannaja Pravda stehe selbständig neben der Textgeschichte der Kratkaja Pravda. Die Handschrifteneinteilung der großen Akademieausgabe hat aber nicht allgemeine Anerkennung gefunden. Selbst ein Mitarbeiter dieser Ausgabe, M. N. ТИХОМИРОВ, hat auch noch nach dem Erscheinen des ersten Bandes eine sich mit älteren Ansichten berührende Meinung hinsichtlich der Gliederung der Handschriften vorgetragen. Er teilt diese in drei Hauptgruppen (und nicht in zwei!), die der Kratkaja, Prostrannaja und Sokraščennaja Pravda. In der großen Akademieausgabe wird die Sokraščennaja Pravda als gekürzte Fassung der Prostrannaja Pravda angesehen und daher unter die Handschriften der Prostrannaja Pravda eingereiht. ТИХОМИРОВ vertritt demgegenüber die These, daß die Urform der Sokraščennaja Pravda, auf welche die uns heute vorliegenden Handschriften zurückgehen, älter sei als die Prostrannaja Pravda und dieser sogar als Quelle gedient habe. Noch stärker als ТИХОМИРОВ weicht ЈУŠКОВ hinsichtlich der Klassifizierung der Handschriften von der der großen Akademieausgabe zugrunde liegenden Auffassung ab. Er hat — in der Edition der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften und auch in seinen späteren Arbeiten — eine Einteilung in fünf Gruppen (wofür er die Bezeichnung Redaktionen beibehält) vorgenommen, die dadurch zustande kommt, daß anstelle der Prostrannaja Pravda drei verschiedene Redaktionen angesetzt werden und die Sokraščennaja Pravda ebenfalls als besondere Redaktion angesehen wird. ЈУŠКОВ hat daher an der großen Akademieausgabe von 1940 scharfe Kritik geübt, zum ersten Mal kurz nach deren Erscheinen im Jahre 1941 im „Istorik-marksist“. Er hat diese Angriffe danach mehrmals wiederholt und sogar erklärt, daß man für Spezialuntersuchungen auf die große Akademieausgabe wegen der falschen Einteilung der Handschriften nicht zurückgreifen könne.¹⁾ Es soll hier auf diese Kontroverse nicht eingegangen werden, es sei aber bemerkt, daß der Vorwurf der Unbrauchbarkeit der großen Akademieausgabe abwegig ist, worüber gleich noch ein Wort gesagt werden wird. Trotz aller Gegensätzlichkeit stimmen die Editionen der beiden Akademien im Grunde darin überein, daß sie den Versuch machen, die in großer Zahl überlieferten Handschriften der Prostrannaja Pravda in einzelne Gruppen zu gliedern, nur daß ЈУŠКОВ diese als besondere Redaktionen behandelt, während die große

¹⁾ ЈУŠКОВ, Общественно-политический stroj i pravo Kievskogo gosudarstva (Kurs istorii gosudarstva i prava SSSR, Bd. I). Moskau 1949. S. 152.

Akademieausgabe sie als Zweige einer einzigen Familie ansieht und den gemeinsamen Ausgangspunkt hervorhebt. Dieses intensive Bemühen um eine befriedigende Ordnung der Handschriften der Prostrannaja Pravda unterscheidet die beiden Akademieausgaben von den früheren Editionen.

Die Anregung zur Pravda-Ausgabe der Akademie der Wissenschaften der UdSSR ist im Jahre 1928 von der damals noch existierenden Archäographischen Kommission ausgegangen. Die vorbereitenden Arbeiten erfuhren jedoch sehr bald eine längere Unterbrechung und wurden erst 1935 wieder aufgenommen. Man hat sich im weiteren Verlauf der Arbeit bemüht, sämtliche noch vorhandenen Handschriften der Russkaja Pravda ausfindig zu machen. Dabei sind im ganzen 102 Handschriften zusammengetragen worden. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes hat GREKOV noch zwei neue Handschriften gefunden, die daher erst im zweiten Band besprochen worden sind. In anderen Quellen gibt es noch Hinweise auf eine kleine Anzahl weiterer Handschriften, die sich jedoch bisher nicht haben ermitteln lassen. Man kann aber wohl schon abschließend sagen, daß die früher mitunter geäußerte Vermutung, es gäbe etwa 300 Handschriften der Russkaja Pravda, mit der großen Akademieausgabe hinfällig geworden ist.

Der Textband bringt den vollständigen Abdruck von fünfzehn Handschriften der Russkaja Pravda. Davon entfallen zwei auf die Kratkaja Pravda (Akademičeskij I spisok und Archeografičeskij I spisok, die beiden einzigen älteren Handschriften der Kratkaja Pravda, die auf uns gekommen sind; beide gehören dem 15. Jh. an) und 13 auf die Prostrannaja Pravda (einschließlich Sokraščennaja Pravda). Zu diesen dreizehn Handschriften werden Varianten aus weiteren 73 Handschriften der Prostrannaja Pravda gebracht, so daß im ganzen für den ersten Band 88 Handschriften verwertet worden sind. Der zweite Band bringt darüber hinaus als Anlage noch den Text dreier Handschriften der Kratkaja Pravda aus dem 18. Jh. Der vollständige Abdruck von 13 Handschriften der Prostrannaja Pravda und die Berücksichtigung von 73 weiteren Handschriften im Variantenapparat gibt der Spezialforschung umfangreiches Material an die Hand. Außerdem bietet der erste Band einen Paralleldruck von vier Handschriften der Prostrannaja Pravda (je eine Handschrift der drei Hauptgruppen: der Sinodal'no-Troickaja, Puškinskaja und Karamzinskaja gruppa und eine Handschrift der Sokraščennaja Pravda), um das vergleichende Studium der Handschriften zu erleichtern. Angesichts dieser Tatsache erscheint der eben erwähnte Zweifel JUŠKOVs an der Brauchbarkeit der großen Akademieausgabe ungerechtfertigt.

Der Kommentarband bereitet dem Benutzer zunächst eine Enttäuschung. Man erwartet Beiträge aus der Feder der Bearbeiter, findet aber beinahe ausschließlich eine Sammlung von Meinungen anderer. Nur ganz ausnahmsweise stößt man auf eine eigene Stellungnahme der Bearbeiter. Zu jedem Artikel der Russkaja Pravda werden Erläuterungen der Gelehrten aus den letzten zwei Jahrhunderten referiert oder — sehr häufig — im Wortlaut gebracht, ohne Rücksicht darauf, ob die fragliche Ansicht schon längst überholt ist. Lohnt es z. B. wirklich, die Erklärungen des Wortes *Kolbjag* (z. B. Kratkaja Pravda § 10) von TATIŠČEV bis ŠACHMATOV sorgfältig zu registrieren, etwa die von TATIŠČEV vorgeschlagene Ableitung von Kolberg oder die von DUVERNOIS versuchte Erklärung aus dem Litauischen? Der Rezensent wird jedoch bemerken müssen, daß bei dieser Art der Kommentierung dem offiziellen sovietischen

Standpunkt nicht entsprechende Meinungen über Einflüsse fremden Rechtes (byzantinischen bzw. germanischen Rechtes) auf die Russkaja Pravda, über die Bedeutung von Rusin und Slovenin sowie andere für die Sovethistoriker heikle Probleme vorgetragen und gleichberechtigt neben die offiziell gültigen Ansichten gestellt werden können. Es wird auch nicht übersehen werden dürfen, daß angesichts der durch den Krieg verursachten Bibliotheksverluste gerade der deutschen Forschung die im Kommentarband gebotene Materialsammlung zur Russkaja Pravda sehr willkommen sein muß. Man wird im Hinblick darauf die übermäßige Breite bei der Wiedergabe überholter Ansichten in Kauf zu nehmen bereit sein. Als Ballast empfindet man z. T. auch den Wiederabdruck einer Anzahl von Übersetzungen. Der Kommentarband bietet zu jedem Artikel der Kratkaja Pravda die entsprechenden deutschen Übersetzungen von EWERS und GOETZ und die neurussischen Übersetzungen von I. PLATONOV und V. KAFENGAUZ, zu jedem Artikel der Prostrannaja Pravda ebenfalls die beiden deutschen Übersetzungen, außerdem die polnische von RAKOWIECKI und drei neurussische (die von I. BOLTIN, I. PLATONOV und die aus dem von STOROŽEV 1910 herausgegebenen Sammelwerk „Kievskaja Rus“).¹⁾ Auf die alten und daher vielfach auf überholten Interpretationen basierenden Übersetzungen von EWERS, BOLTIN und PLATONOV hätte man gut verzichten können.

Seiner ganzen Anlage nach ist der Kommentarband also lediglich eine Materialsammlung. Er versucht nicht eigene Lösungen der alten Streitfragen zu geben. So bleibt die Kontroverse hinsichtlich Entstehungsort und Entstehungszeit der Kratkaja und Prostrannaja Pravda bestehen. Das gilt auch von dem Problem, den nur in verhältnismäßig späten Handschriften überlieferten Text der Kratkaja Pravda von den Veränderungen der Überarbeiter zu reinigen, wobei es allerdings fraglich bleibt, ob diese Aufgabe überhaupt zu lösen ist. Einer weiteren Klärung bedürfen auch eine Reihe einzelner Bestimmungen der Russkaja Pravda. Die große Akademieausgabe hat aber die Diskussion über viele Probleme der Russkaja Pravda erneut angeregt. Seit dem Erscheinen des ersten Bandes sind außer einigen Zeitschriftenartikeln zwei größere Arbeiten über die Russkaja Pravda veröffentlicht worden, die eine von TICHOMIROV (*Issledovanie o Russkoj Pravde. Proischozdenie tekstov. Moskau-Leningrad 1941*), die andere von JUŠKOV (*Russkaja Pravda. Proischozdenie, istočniki, ee značenie. Moskau 1950*). Es wäre natürlich sehr zu begrüßen, wenn sich die historische Forschung außerhalb der Sovetunion mit der großen Akademieausgabe und der neuen sovjetischen Literatur zur Russkaja Pravda eingehend auseinandersetzen würde. Für die vergleichende Rechtsgeschichte dürfte ein besonderes Interesse bestehen. Außerdem kann die Forschung außerhalb Sovetrußlands Gesichtspunkte berücksichtigen, welche die Sovethistoriker außer acht zu lassen pflegen. Die Russkaja Pravda ist bekanntlich auch früher schon auf das Interesse der Historiker in außerrussischen Ländern gestoßen. Das beste Zeugnis dafür legt die vierbändige deutsche Ausgabe von LEOPOLD KARL GOETZ (Stuttgart 1910—13) ab. Es wäre demnach nur eine gute Tradition wieder aufzunehmen.

Berlin.

HORST JABLONOWSKI.

¹⁾ Eine vollständige englische Übersetzung hat es m. W. bis zum Erscheinen des zweiten Bandes nicht gegeben. Erst 1947 hat VERNADSKIJ eine solche veröffentlicht (*Medieval Russian Laws*, New York 1947).

ERNST FRAENKEL, *Die baltischen Sprachen, ihre Beziehungen zu einander und zu den indogermanischen Schwesteridiomen als Einführung in die baltische Sprachwissenschaft*, Heidelberg, C. Winter 1950, 8^o, 126 S. (= Indogermanische Bibliothek hgb. H. Krahe, Reihe 3: Untersuchungen).

Ein Buch über dieses Thema von einem so ausgezeichneten Kenner wie ERNST FRAENKEL verfaßt, der sich seit Jahrzehnten mit dem Litauischen beschäftigt, besonders gute Kenntnisse auf dem Gebiete der altlitauischen Sprachdenkmäler besitzt, auch die meisten wichtigen neueren Werke der baltischen Sprachforschung selbst nach dem 2. Weltkrieg noch benutzen konnte, muß mit Freuden von allen Interessenten bei uns begrüßt werden. Die Einleitung (Kap. 1) belehrt über die Einteilung der idg. Sprachen, daran schließen sich folgende Kapitel: 2. Der Name der Balten, Aisten usw., 3. Die altpreußischen Sprachdenkmäler. Verhältnis des Altpreußischen zu den anderen baltischen Sprachen, 4. Die Unterschiede zwischen Litauisch und Lettisch, 5. Die übrigen balt. Stämme, 6. Das Verhältnis des Baltischen zu anderen idg. Sprachen. Dieses letztere Kapitel bildet das Hauptstück des ganzen Buches (S. 73—123) und zerfällt wiederum in die Unterabteilungen: a) Baltisch und Slavisch, b) Baltisch und Slavisch im Verhältnis zum Arischen, sowie zum Germanischen. Die enge Verwandtschaft der slavischen und baltischen Sprachen geht aus FRAENKELS Ausführungen deutlich hervor und wird auch auf Grund von TRAUTMANN'S baltisch-slavischem Wörterbuch klar. Eine Unstimmigkeit findet sich in der Behandlung des idg. *s*. Das slav. *x* für *s* erscheint bekanntlich genau unter den gleichen Bedingungen im Slavischen wie ein *š* aus idg. *s* im Altindischen und Iranischen. Diese Abweichung braucht nicht der Lehre von der balt.-slav. Spracheinheit zu widersprechen. SOBOLEVSKIJ hat sie m. E. sehr plausibel durch die Annahme erklären wollen, das ursprünglich einheitliche balt.-slav. Volkstum habe sich teilweise mit einem iranischen Element vermischt und aus dieser Mischung sei das Urslavische hervorgegangen. Dadurch wäre das slavische *x* verständlich, das auf ein derartiges iranisiertes *š* nach *i*, *u*, *r*, *k* zurückgeführt werden kann.

An Einzelheiten des FRAENKEL'Schen Buches könnte Kritik geübt werden: Wenn man den Namen des *Mare Balticum*, wie FRAENKEL es tut, auf lit. *báltas* „weiß“ zurückführt (S. 19ff.), dann ist nicht verständlich, warum die seetüchtigen Germanen es nötig hatten, den Namen des ihnen wohlvertrauten Meeres aus dem Munde eines durchaus nicht seefahrenden Volkes, der Balten, zu übernehmen. Ich möchte auch nach der FRAENKEL zustimmenden, sehr gelehrten Arbeit von H. LUDAT (Zeitschr. f. schleswig-holst. Gesch. 76 (1952) 1—23) dieser Deutung diejenige vorziehen, die an dän. *belt*, lat. *balteus* anknüpft. Bedenklich erscheint mir die Zurückführung der Namen *Danzig*, poln. *Gdańsk* und *Gdingen*, poln. *Gdynia* auf apreuß. *gudde* „Wald“, weil ich westlich der unteren Weichsel keine Spuren der alten Preußen finden kann. Ich halte die Herleitung dieser beiden Namen von got. *gutans* „Goten“ immer noch für besser. Außer ED. HERMANN Nachrichten d. Gött. Ges. d. Wiss. 1941, 245ff. wurde sie auch von FR. LORENTZ in seinen letzten Lebensjahren vertreten (anders LORENTZ in Zeitschr. d. westpreuß. Geschichtsver. 60 (1920), 75—84). Auch die Herleitung des Namens *Graudenz*, poln. *Grudziądz* aus einem slav.

**Grudyni* von *gruda* „Erdscholle“ überzeugt mich nicht im geringsten, trotz KIPARSKY Die gemeinslav. Lehnwörter a. d. German. S. 166ff. Die von ihm zitierten slav. Beispiele *Gruda*, *Grudna*, *Grudzice*, *Grudynia* haben alle nicht das -*ędz*-Suffix, das bei einem echt-slav. Wort nicht zu erklären wäre, und zeigen lauter auch in ganz jungen ON übliche Suffixe, die bestimmt nicht aus einem -*enięc* sekundär entstehen konnten. Nicht überzeugend ist auch die apreuß. Deutung von *Dirschau* aus einem apr. *Dirsowe* (S. 49), da der poln. Name *Tczew* nicht aus -*ir*- entstanden sein kann und einen Vokal hinter dem *r* voraussetzt.

Bei dieser Gelegenheit mögen ein paar Druckfehler berichtigt werden: S. 58 steht: it. *sálti* „süß werden“ (für lit. *sálti*), S. 89, Zeile 7 soll es heißen: *žęždę*, *žędaję*, Zeile 10: lit. *gęsti*, S. 106, Zeile 2 von unten soll heißen: *strojiti*, S. 109 steht avest. *đemp* für alban. *đemp*. Man möchte dem ausgezeichneten Buch auch unter den Slavisten recht große Verbreitung wünschen.

Berlin-Nikolassee.

M. VASMER.

HEINRICH WAGNER, *Zur Herkunft der ē-Verba in den indogermanischen Sprachen (mit besonderer Berücksichtigung der germanischen Bildungen)*, Inauguraldissertation Zürich 1950, VI + 75 Seiten.

In dieser aufschlußreichen Arbeit zeigt der Verf., daß die ē-Konjugation, die im Hethitischen, Italischen, Germanischen, Baltischen und Slavischen zu einer besonderen Verbalklasse ausgestaltet ist, während andere idg. Sprachen wie das Griechische das ē-Element auf außerpräsentische Tempora beschränken, sich bei Verben von scharfumrissener Bedeutungssphäre eingestellt hat. Sie tritt in den genannten Sprachen besonders in den Fällen auf, in denen andere ein Perfektum oder mediales Genus gebrauchen. Das Italische und Baltisch-Slavische haben das Medium und die alten idg. Perfektbildungen bis auf geringe Reste aufgegeben oder (so das Italische) das Perfekt mit aoristischen Formationen kombiniert. Das Germanische stellt ein Übergangsstadium dar; daher findet sich in diesem die ē-Konjugation besonders oft neben den Präteritopräsentia.

Verf. fußt auf Materialsammlungen von SPECHT KZ 62, 32ff. für das Idg. im allgemeinen, von H. M. FLASDIEK, Untersuchungen über die germanischen Verben 3. Klasse (unter besonderer Berücksichtigung des Altenglischen), Anglia 59, 1—192 für die germanischen Sprachen, von STANG, Das slavische und baltische Verbum (Oslo 1942), S. 22ff., 152ff. für die slavische und baltische Familie. Für das Germanische, das des Verf. Spezialität ist, verfügte er auch über eigene Zusammenstellungen.

Inzwischen habe ich mich selbst Ztschr. f. sl. Pb. 20, 237ff. zu diesen Problemen geäußert, und ich freue mich, vielfach zu denselben Resultaten wie der Verf. gekommen zu sein. In Lexis 2, 151 ff. habe ich über die Modalitätsausdrücke in den idg. Sprachen gehandelt und bin hierbei gleichfalls auf die germanischen Präteritopräsentia und ihren Wechsel mit Verben der 3. schwachen Verbalklasse eingegangen. Dieser Aufsatz ist vor kurzem vollständig erschienen (die Fortsetzung in Lexis 2, 163 ff.).

Ich begrüße es, daß der Verf. (s. besonders S. 49, 52) in Übereinstimmung mit

STANG, MACHEK und mir die Präsensflexion der baltoslavischen \bar{e} - (und \bar{i} -) Verba als halbthematisch ansieht und sich nicht zu SPECHTS Ansicht bekennt. Auch er verweist auf germanische Parallelen wie ahd. *hebis*, *hebit* neben *habēs*, *habēt* usw. (s. Refer. Ztschr. sl. Ph. 20, 241) und faßt diese als zur selben Konjugationsklasse wie lat. *capis*, *capit* gehörig auf. Ebenso äußert er sich über ahd. *liggu*, *ligis*, *ligit*; *sizzu*, *sizzis*, *sizzit* in der gleichen Weise wie ich, indem er an die Präsensflexion der synonymen lit. *gulėti*, *sédėti*, slav. *ležati*, *séděti* erinnert. Er betont wiederholentlich, daß in den idg. Sprachen mit ausgeprägter \bar{e} -Klasse die in Frage kommenden Verba oft zwar bedeutungsverwandt, aber wurzelverschieden sind; vgl. etwa got. *haban*, ahd. *habēn*, lat. *habēre*, lit. *turėti*, slav. *iměti* (vgl. noch griech. στήσω); got. *þahan*, ahd. *dagēn*, lat. *tacēre* und got. *anasilan*, lat. *silēre*, lit. *tylėti*, lett. *klusēt*, slav. *mlučati*; an. *trúa* „glauben, vertrauen“, preuß. *druwē(mai)*, lit. *tikėti*, lett. *ticēt*; lat. *iacēre*, lit. *gulėti*, slav. *ležati* u. v. a. Worauf es hier ankommt, ist das semasiologische Moment.

Ich glaube dem Verf. freilich nicht, was er über got. *-kunnaiþ*, Präter. *-kunnaida*, S. 23ff. 35 bemerkt. Gewiß haben diese Formen den Übertritt des Verbs in die \bar{e} -Konjugation veranlaßt, da sie ihr äußerlich gleichen. Aber im Grunde ist dies Präsens eine dem aind. *jānāmi*, *jānīmāh* etc. entsprechende Bildung. Wie J. SCHMIDT Kritik der Sonantentheorie 180ff. 184 erkannt hat, beruht *jānā(mi)* auf **ǵn-nā*-. Im Festgruß an R. von Roth 185, wo er die aind. 9. Präsensklasse aufhellt, zeigt er, daß das suffixale \bar{a} dieses Verbs auf Langdiphthong *āi* zurückgeht. Die Schwundstufe dieses Langdiphthongs kann, wie ich in Ergänzung von J. SCHMIDTS Darlegungen hervorhebe, als \bar{i} oder als *ai* erscheinen. Jene tritt in *jānīmāh*, *jānūhá*, diese in *-kunnaiþ* hervor (Lexis 2, 153ff.).

Got. *kann*, *kunnum* verdanken ihr Suffix, da man für ein solches ehemaliges Perfekt einfaches *n* erwartet, den parallelen *-kunna*, *-kunnais*, *-kunnaiþ* (vgl. MEILLET IF 26, 202, Cinquant. de l'école des hautes études 1921, 172ff., VENDRYES Stud. balt. 5, 65).

Got. *lais* (PHILIPP. 4, 12) betrachte ich mit MEILLET IF 26, 200ff. als eine durch synonymes *wait* hervorgerufene Neubildung. Kommen doch von dieser Wurzel, abgesehen von *lais* und von dem Inkohativ ahd. *lirnēn*, *lernēn* etc., nur Nominalbildungen vor. Ich erinnere daran, daß poln. *(roz)umiem* „verstehe“, das als Denominativ von *(roz-)um* „Verstand, Vernunft“ in der Form *(*roz*)*umieję* erscheinen sollte, von *wiem* „weiß“ im Ausgang beeinflusst ist.

Durchaus einverstanden bin ich mit des Verf. Beurteilung von ahd. *bibēn* „beben“ als parallele \bar{e} -Formation zu dem durch ai. *bibhāya* „ich fürchte“ repräsentierten Perfekt. Dies ist bei einem Verbum dieser Kategorie etwas sehr Altes (cf. griech. δέδφοα, δέδ(φ)μεν usw.). Im Präsens heißt es im Altindischen medial *bhāyate*. Im slavischen *bojiti sę* tritt, da dort kein Medium mehr existiert, die reflexive Konstruktion ein. Wiederum liegt hier ein Verbum auf *-ěti* (*bojati sę* aus **bojěti sę*) vor.

Das klassische altind. *bibhēmi* ist ebenso sekundärer Perfekttersatz wie klass. *jāgārmī* „wache“ für *jāgāra*; hom. ἐργηγορόων, ion. hellen. ἐργηγορεῖν für ἐργήγορα; ai. *větti*, *vidmāh*, slav. *věmь*, armen. *gitem* für ein Perfekt, das vertreten wird durch ai. *vēda*, abg. *vědě* (= lat. *vidi*), preuß. *waisei*, *waisse* „du weißt“ etc. (IF 59, 157ff., über das letzte Beispiel auch Verf. S. 17). Verf. hätte bei Behandlung der begrifflichen Verwandtschaft von *wissen* und *gesehen haben* auch OERTELS Darlegungen KZ 63, 260ff. heranziehen sollen.

Umgekehrt können früh Präséntia von Zustandsverben perfektische Formen erzeugen. Ein schönes, vom Verf. im Anschlusse an SPECHT KZ 62,47 erwähntes Beispiel ist ai. *záye* „ich liege, er liegt“, 3. Plur. *cére* (*çerate*), avest. *sōirē*, 3. Pl. Praeter. ved. *áçeran* (zur Endung s. Wackernagel KZ 41, 311), Partic. *çaçayāná-*. Die 3. Person *záye* ist jünger als *céte*, das genau av. *saētē*, griech. *κεῖται* entspricht. In Paros Coll. 5433, 15 ist im 5. Jahrh. v. Chr. [τ]ῶμ παρικόντων „des Vergangenen“ nach *παρεληλυθόντων* für *παρικόντων* gebildet worden, während die äolischen Mundarten das Partic. Perf. Act. auf -ώς durch ein solches auf -ων nach Analogie des Präsens ersetzen (BECHTEL Griech. Dial. 1, 99. 194. 287).

In arkad. *φοφλέασι*, böot. *ἀπελθειοντες* sind ē- und perfektische Formen kombiniert (Verf. S. 31). Lit. *stovėti*, *dėvėti*, ae. *knānan* „to know“ usw. sind ebenfalls an Perfekten erwachsen (Verf. S. 8. 48, Refer. Ztschr. sl. Ph. 20, 245, Lexis 2, 154); cf. ai. *tasthau*, *dadhau*, *jaḥṇau*, lat. (*g*)*nōvī* (SZEMERÉNYIS Auffassung KZ 70, 72ff. der lat. Perfekta *plēvi*, (*g*)*nōvī* hat mich nicht überzeugt).

Verf. 42, 47 spricht auch über die nicht seltene Parallelität von ē- und ā-Themen (vgl. auch slav. *bojati se*; lit. *bijótis*; slav. *imam*: *imėti* usw. sowie Refer. Ztschr. sl. Ph. 20, 255. 296. 301). Auch hier ergänzen sich seine und meine Darstellungen. Er rückt in diesen Zusammenhang noch slav. *zěja* „ich gähne“: lit. *žiótis*, lat. *hiāre*, ahd. *genōn*. Vielleicht sind aus diesem Grunde die meisten alten ē-Verba des Altsächsischen und Altenglischen in die ō-Klasse übergewechselt.

Auch darin kann man ihm beipflichten, daß gewisse direkte Indizien für den Übergang von ē(*i*)- und *i*-Bildungen einsilbiger Basen zu zweisilbigen ē-Verben vorzuliegen scheinen. So erörtert er S. 44ff. das Verhältnis von got. *faian* „tadeln“ zu *fijan* „hassen“; S. 29. 36. 43. 66 spricht er über slav. *gorėti* „brennen“, dessen ē von dem primären *grėti* „wärmen“ bezogen sein könne. Der Vokalismus von *gorėti* ist wie der von *polėti* „flammen“ der des Perfekts (STANG Slav. u. balt. Verbum 24, VAILLANT BSL 40, 21ff.). Das abg. Partic. Praes. *gorāste* ist älter als *gorēšte* und steht dem *gorėti* ebenso gegenüber wie lit. *derū*, *budū* den *derėti*, *budėti* (SPECHT KZ 62, 79ff. 99ff., Refer. Ztschr. sl. Ph. 20, 247).

Ebenso flektiert im Hethitischen das Präsens von *halzāi-* „rufen“ nach Analogie des primären *dāi-* „setzen“ (Wz. *dhē-*); s. Verf. S. 50ff.

WAGNER bemerkt S. 49ff., daß bei den germanischen ē-Präséntien die 1. Sg. und 1. 3. Pl. auf *-īŃ- weisen (cf. as. *hebbiu*: Plur. *hebbiad*), die übrigen Personen auf ugerm. *-ai- aus idg. *-ēi-. Es ist nicht zu entscheiden, ob mit athematischen *-ēisi, *-ēiti oder mit thematischen *-ēiesi, *-ēietī etc. für das Germanische zu rechnen ist. Das hethitische Paradigma stimmt jedenfalls, abgesehen von der 1. Sg. auf -*ihhi*, auffällig zum germanischen. Verf. hätte darauf hinweisen sollen, daß, wie STANG NTS 5, 82ff., Slav. u. balt. Verbum 203ff. bewiesen hat, die durch lat. *capiumt*, *finiunt*; *capiens*, *finiens* sowie durch got. *nasjand(s)*, *wandjand(s)* repräsentierte Gestalt älter ist als die analogischen Umgestaltungen wie abg. *nosetv*, *nose*, lit. *mýlis*, *stovīs*. Auch im litauischen Futur ist die Participleendung -*siqs*, Gerundium -*siant* altertümlicher als gelegentliche -*sis*, -*sint*; ebenso sind lett. *būsuot*, aksl. *byšāsteje* „τὸ μέλλον“, čech. *probyšúcný* „nützlich“ ursprünglicher als sporadische lett. *būsit*, aksl. *byšēsteje* (s. auch Ztschr. sl. Ph. 20, 244ff. 308).

Verf. will nicht untersuchen, ob der Wechsel von ē, bzw. ēi- und i- in verschiedenen Wurzeln und Wurzelerweiterungen ablautmäßig zu erklären ist;

denn die idg. Ablautsverhältnisse sind besonders bezüglich der Theorie der zwei silbigen Basen noch nicht genügend geklärt. Daher schließt er sich dem vorsichtigen Standpunkt von H. PEDERSEN, Hittit. und die anderen indoeuropäischen Sprachen 114ff. an (vgl. S. 53ff.).

Er betont weiter, daß das altindische Kausativ auf *-paya-* nicht nur bei langvokalisch auslautenden Wurzeln, sondern gelegentlich auch bei solchen auf *-i-* auftritt; cf. *jāpáyati: jāyati* „besiegt“, *kṣepáyati* neben *kṣayáyati: kṣéti* „wohnt, weilt“, *ksáyati* „besitzt, verfügt, beherrscht“ usw. (s. auch M. LEUMANN IF 57, 224ff.). Den Gegensatz von ai *ucchrāpáyati* „richtet auf“, Kausativ von *açret* „lehnte an“, *āçrita-* „sich an jmd. lehndend, bei ihm Halt und Schutz suchend“, im Vergleich zu got. *hleibjan* „sich annehmen“, an. *hlífa* „Deckung, Schutz gewähren“ (WACKERNAGEL SBAW 1918, 410) stellt WAGNER dem von ai. *jāpaya-* und *kṣepaya-* an die Seite. Er betont, daß neben der aind. Wurzel *kṣi-* „besitzen“ griech. *κέκτημαι* „besitze“, *κτῆμα* „Besitztum“ liegen. Über die Entstehung der altindischen Kausativa auf *-paya-* hat übrigens außer SPECHT KZ 68, 122ff. vor allem MACHEK Ztschr. sl. Ph. 17, 258ff. gehandelt, was Verf. übersehen hat. Ich erwähne weiter H. PEDERSEN, Tocharisch vom Gesichtspunkt der indoeurop. Sprachvergleichung 231, der tochar. B *yopsa* „er trat ein“, A *yowēs* mit ai. *yāpáyati* „läßt gelangen“: *yāti* „geht“ gleichsetzt.

Sehr zu billigen ist, daß Verf. 68 wieder im Gegensatz zu SPECHT KZ 62, 58ff. den griechischen intransitiven Aorist auf *-ην* mit der *ē*-Klasse in Zusammenhang bringt. Er ist der Ansicht, daß griech. *ἐχάρην*, ebenso *κεχαρηότα*, *κεχαρησέμεν* formantisch dem germ. **fagēn* „sich freuen“, das durch got. *faheþs* „Freude“ (vgl. *faginōn* „sich freuen“) vorausgesetzt wird, sowie dem got. *sifan* „sich freuen“ ähnlich sind. Vielleicht hänge *χαίρειν*, *χαρῆναι* auch mit *χρή* „es ist notwendig“ zusammen (S. 41), was bereits H. PEDERSEN, Cinquième déclinaison latine 73 vermutet hat.

Die griech. Präsenta auf *-ίσκειν* wechseln bekanntlich oft mit *η*-Themen in den übrigen Tempora und in den Ableitungen. J. SCHMIDT KZ 37, 26ff. 30ff. meinte, das *ι* von *-ίσκειν* sei lang gewesen und stelle die Schwundstufe zu dem im Paradigma dieser Verba erscheinenden *η* dar, das auf **ēi* beruhe. Verf. 61ff. bestreitet dies mit Recht. Er hält das *i* von *-ίσκειν* und z. T. von den lat. Verben auf *-iscere* für kurz. Es steht zu *η* in demselben Verhältnis wie in den oben besprochenen Fällen des Wechsels von *ē*, bzw. *ēi* mit *i*.

S. 39 wird der Einfluß des Präsens von *gehen* (Wz. **ghē(i)-*) auf das von *stehen* (Wz. **st(h)ā-*) im Althochdeutschen beleuchtet. Nach *gām* oder *gēm*, Präsens von *gān*, heißt es dort auch *stām* oder *stēm* als Präsens von *stān*. Die Grundformen der Formantien waren 1. Sg. Praes. **-ēmī*, 2. 3. Sg. **-aisi*, **-aidī*. *ai* wurde althochdeutsch vor Dentalen zu *ē*; ursprüngliches *ē¹* führte zu *ā*. Dann fanden Ausgleichungen im althochdeutschen Präsens der in Rede stehenden Verben nach zwei Richtungen statt. Ahd. *habēm* „ich habe“ usw. sind in der Endung nach *gēm*, *stēm* umgebildet, ebenso die 1. Sg. der *-ō*-Verben auf *-ōm* nach *tōm* „ich tue“ (SPECHT KZ 62, 77). Ich verweise auf die im Sonderleben verschiedener Slavinen geraume Zeit nach der Auflösung der urslavischen Spracheinheit eingetretene Übertragung des *-m* der athematischen 1. Sg. Praes. *damь*, *jamь* (*jěmo*), *věmo*, *jesmь* auf einen großen Teil der thematischen Verben auf *-ati*, *-ěti*, *-iti* und in mehr oder minder großem Umfange in der Form *-em* auch auf konsonantisch schließende Verbalwurzeln (s. die Einzelheiten bei VONDRÁK II² 111ff.). Im

Polnischen richtet sich, wie oben dargelegt, (*roz*)*umiem* in seiner Endung nach *wiem*.

Zu S. 45¹ ist betreffs got. **laian*, 3. Plur. Praeter. *lailoun* „ἐλοιδόρησαν“ (Joh. 9, 28) folgendes nachzutragen: Dies gotische Verb ist außer mit lat. *lāmentum* „Wehklage“, *lāmentari* „wehklagen“ noch verwandt mit nisl. *lómnr* „a cry, lamentation“ (LIDÉN Armen. Stud. 50), ferner mit osk. *lamatir*, das ich Philol. 97, 174ff. als „soll verflucht sein“ gedeutet habe, lat. *lātrare* „bellen, schreien, iärmen, zanken, heftig eifern, schmähen“, griech. λαίειν und λαήμεναι· φθέργασθαι Hesych, alban. *l'eh* „belle“ (G. MEYER Etym. Wb. d. alban. Spr. 240), lit. *lōti*, lett. *lāt* und lit. *lōjoti*, *lojōti* „bellen, kläffen, schelten, schimpfen, verleumden, fluchen“, lett. *lādēt* „fluchen, schimpfen“, *lāsts* „Fluch, Kirchenbann“, lit. *kad taip graitai mani isilodėjai* „da du mich so schnell ausschimpftest“ NIEMI-SABAL. Dainos Nr. 566 (aus Biržai), abg. *lajati* (*lajq*) „ύλακτεῖν, latrare“, russ. лаять, poln. *lajać* „bellen, schelten, schimpfen“. Auch hier hat man es mit parallelen Bildungen auf *-ā(i)- und auf *-ēi- zu tun; vgl. zu letzteren auch ir. *lím* „schimpfe, klage an“ aus **lēiō* (H. PEDERSEN Vgl. Gramm. d. kelt. Sprchn. 1, 147. 184).

Verf. hätte S. 12ff. zu der Parallelität des -ið-Verbs got. *hugjan* „denken“ mit dem *ē*-Präsens ahd. **hogēn*, an. *hyggja* erwähnen sollen, daß ebenso neben got. *þagkjan*, ahd. *denchen*, as. *thenkian* die *ē*-Bildung in lat. *tongēre* = *nosse* Ennius p. 217, fr. IV V.² = Paulus ex Festo 489, 5ff. L. erscheint. Ebenda belegt der Grammatiker das pränestinische Abstrakt *tongitio* = *notio*; vgl. osk. *tanginom* (-iōn-Abstrakt) „sententiam“.

S. 34 erklärt Verf. einleuchtend die altnordische 1. Pl. Praes. *knegom*, Präter. *knáttá* von *kná* „kann“ als beeinflusst durch *megom*, *mátta* von *má* „vermag“, Infin. *meqa*. S. 13ff. spricht er über Kontaminationen von *haban* und *aigan* in solchen germanischen Sprachen, in denen dieses Verb allmählich zu Gunsten von jenem aufgegeben worden ist. So erscheint im späteren Althochdeutschen *heigun* mit dem *h* von *habēn* (BRAUNE Ahd. Gramm. § 152, Anm. 1, S. 132; § 377, Anm. 2, S. 300). Das Schweizerdeutsche bildet den Optativ *heigi* „habe“. Das Friesische bietet *haga* „debere“ neben *hebba* „habere“. Ich vergleiche hiermit mhd. *heischen*, in dem sich ahd. *eiscōn*, mhd. *eischen* und ahd. *heizan*, mhd. *heizen* gekreuzt haben.

Der vom Verf. 44 angenommene Zusammenhang von lit. *gulėti* „liegen“, *gulti* „sich niederlegen“, *guldýti* „hinlegen“, lett. *gulēt*, *gult*, *guldīt*, *guldināt* mit griech. βάλλειν „werfen“ ist trotz der Parallelität von lat. *iacēre* „liegen“: *iacēre* „werfen“ abzulehnen. Die baltischen Wörter müssen anders eingeordnet werden. Dies folgt aus lit. *gvalšćias* = *gulšćias* „lang hingestreckt, liegend, wagemrecht“, *gvālis* (*žvėrū*) Szyrwid s. v. *ložysko*, *legowisko*, *cubile*, *latebrae* (*jerarum*); *gvalnė tvorà* (Kvėdarna) „aus wagerecht gelegten Latten bestehender Zaun“, *gvalà*, *gvalù* „(auf der flachen Seite) liegend“ (Juškevič) sowie aus lit. *guōlis* „Lagerstätte, Schlafstätte“, lett. *guōļa* „Nest, Lager“ (BŪGA Aist. stud. 186, KS 1, 264, TRAUTMANN KZ 42, 373). ZUBATÝ BB 18, 262ff. meinte, lit. *gvālis* stehe für *guōlis*. Wäre dies richtig, so könnte žemait. *svadīnti* = *suodīnti* (neben *sodīnti*) „setzen, pflanzen“, *švā* = *švō* „Hund“ zum Vergleiche angeführt werden (s. über solche Fälle SPECHT Lit. Mundarten 2, 464, REFER. Balt. Spr. 76 mit Anm. 2). Doch widerspricht dieser Ansicht die von TRAUTMANN hervor gehobene Tatsache, daß in den in WOLTERS Lit. Chrestom. 315ff. aus Kvėdarna-

Švėkšna abgedruckten Textproben *uo* in *ū* übergeht. Vor allem aber steht ht. *gvalščias* = *gulščias* dem im Wege. Beide Adjektiva lauten vielmehr miteinander quantitativ ab. Lit. *guōlis*, lett. *guōļa* beruhen nach meiner Ansicht auf dehnstufigem **guōl-*. Das *v* ist vor *uo* ebenso geschwunden wie in lit. *šuō*, *dū* (Gdf. **kuō(n)*, **duō*). Das von LIDÉN Armen. Stud. 48ff. noch herangezogene armen. *kalat* „Höhle, Schlupfwinkel, Lager wilder Tiere“ soll nach PERSSON Btr. z. idg. Wf. 937 auf **gual-* zurückgehen, während LIDÉN mit einer Form ohne *u* rechnet. Bekanntlich findet sich der Wechsel zwischen Anlautskonsonant mit *u* und ohne dieses auch sonst in den idg. Sprachen (Literatur hierüber bei REFER., Erg.-H. zu KZ 14, 47⁴, Die balt. Sprchn. 32⁴, Lg. Posnan. 2, 263). Die von LIDÉN (s. besonders IF 19, 335ff.) noch mit *gulti* und Zubehör zusammengebrachten aschwed. *kolder* „Wurf von Tierjungen, Nest voll Eier, Kinder aus derselben Ehe“, nschwed. *kull* usw. sind bezüglich des *ul* (*ol*) doppeldeutig, da dies entweder auf Liquida sonans oder auf *ul* zurückgehen kann. In beiden Fällen läßt sich für den Anlaut der Wurzel ursprüngliches *gv* annehmen; denn *w* nach Konsonant muß urgermanisch vor *u* schwinden. Im ersten Fall gleicht *kolder* armen. *kalat*, falls letzteres aus *gual-* entstanden ist; im zweiten lautet es mit **guōl-* ebenso ab wie die ihm auch formantisch ähnlichen lit. *gūlta(s)*, lett. *gūlta* (*gūlta*)¹ „Lagerstätte, Bett“. Griech. γωλεός „Schlupfwinkel, Höhle, Lager des Wildes“ kann trotz SOLMSEN Btr. z. griech. Wf. 217 mit Anm. 2, wie PERSSON Btr. z. idg. Wf. 936 mit Recht betont, ebenfalls zu der hier behandelten Sippe zu ziehen sein.

Wahrscheinlich sind mit lit. *gvālis*, *gvalinė tvorà*, *gulti*, *guōlis* etc. auch lit. *gvaldyti* in der Bedeutung „dicht zusammenlegen“, *gvaldūs* „dicht anliegend“ (Juškevič) verwandt (BŪGA KZ 52, 276, Skardžius Liet. kalbos žodžių daryba 536). Lit. *gvālis* verhält sich zu *guōlis* wie *obalīs*, *obelīs* „Apfelbaum“, *obālas* „Apfel“ (Veliuona) zu *obuolīs*, *obuolas* „Apfel“. In griech. γύαλον „Höhlung, Wölbung“ erscheint *αλ* aus **al*; daher steht es dem lit. *guōlis* aus **gvuolis* ebenso gegenüber wie griech. Φειδάλιμος dem εἶδωλον (vgl. auch KZ 63, 181). PERSSON Beitr. z. idg. Wf. 106 stellt noch germanische Wörter mit *l*-Formantien von der einfachen Wurzel **geu-*, **gu-* „gewölbt sein“ zusammen wie mhd. *kiule* „Keule, Stange mit dickem, kugelförmigem Ende“, mndd. *kūle* „Keule, keulenartiges Gefäß, Hode, Beule, Geschwulst, Gichtknoten“, mhd. *kūle* „Kugel, kugelförmiger Gegenstand“, mndd. nndd. *kūle* „Grube, Vertiefung, Loch, Höhle“ etc.

Da im Idg. **ul* und **lu*; **vel*, **vol* und **leu*, **lou* miteinander öfters wechseln, so vergleicht TRAUTMANN KZ 42, 373ff. mit lit. *gvaldyti* etc. auch lit. *glaũsti* (*glaudžiūi*) „anschiegen“, *glaudūs* „sich anschiegend, sich einschmeichelnd“, *gludūs* „glatt anliegend“, lett. *glaũst*, *glaũdīt*, *gluds*, die er mit ae. *clýppan* „to clip, umarmen“, an. *klypa* „einschließen, einklemmen, kneifen“ in Verbindung bringt (Weiteres, z. T. freilich Unsichere bei LIDÉN Armen. Stud. 125ff., IF 19, 316ff. 341ff.).

Von dieser Familie zu trennen sind jedoch lit. *gvaldyti* und *gvaldūs* in der Bedeutung „aushülsen, auskern“, bzw. „leicht zu entkernen“. Ihnen gesellen sich noch zu *gvildyti* „auskern“, *gvilsti* (*gvilstū*, *gvildaũ*) „sich öffnen, aufspringen (von reifen Hülsen- und Schalenfrüchten)“, *gvildis* „Reifezustand der Hülsen- und Schalenfrüchte, zum Aufspringen reife Hülsen- oder Schalenfrucht“.

¹) Zur Wurzelsilbenintonation s. ENDZELIN IF 33, 113, BŪGA KZ 51, 125.

Wie lat. *enucleare* (: *nucleus* „Kern“), poln. *wyluszczyć* (: *łuska* „Schale, Schuppe, Hülse“), so kann auch lit. *gvildėnti* außer „aushülsen, entkernen“ noch „(ein Problem) erforschen, klarlegen“ heißen. Mit *-b*-Determinativ sind gebildet *gvilbis* = *gvildis*; *gvilbti* (*gvilbstū*, *gvilbaū*) = *gvilsti*; *gvilbūs* „zum Aufspringen reif“, *gvelbti* (*gvelbiū*, *-iaū*) „sich fremdes Gut aneignen, entwenden“, Intens. *gvalbýti*, das außerdem nebst *gvilbýti* wie die obigen *gvaldýti*, *gvildýti* auch „aushülsen, auskernen“ bedeutet. TRAUTMANN a. O. vergleicht mit allen diesen unter Annahme desselben Wechsels wie bei der ersten Sippe lit. *glaudýti* im Sinne „enthülsen“ (JUŠKEVIČ), wozu ich *gliūdėti*, *gliūdųti* „(Nüsse) knacken, auskernen“, Frequent. *gliūdelioti* (NIEDERMANN) füge. Aus anderen Sprachen sind verwandt lat. *glūbere* „abschälen, ausschälen, schinden, Tier abdecken, berauben“, *glūma* (aus **glūb-mā*) „Hülse, Balg des Getreides“, ahd. *klioban* „klieben, spalten“, griech. γλύφειν „schnitzen, aushöhlen“. Das Altpreußische bietet *gleuptene* „Streichbrett am Pfluge, das die aufgerissene Erde umwendet“ Voc. 247. Dies gleicht im Vokalismus außer dem ahd. *klioban* auch dem lit. *gliūdėti*, *gliūdųti*. Auch lat. *glūbere* geht auf **gleub-* zurück.

Hamburg.

ERNST FRAENKEL.

R. EKBLÖM: *Die frühe dorsale Palatalisierung im Slavischen*. (Skrifter utgivna av K. humanistiska vetenskapssamfundet i Uppsala, 39: 2.) 1951. 85 S.

Diese Arbeit Prof. EKBLÖMS ist bereits seine zweite Auslassung über dasselbe Thema; er setzt sich hier ausführlich mit einer Kritik (T. MILEWSKI Rocznik slaw. XIII 8), die seiner früheren Arbeit zuteil geworden, und mit der neuesten Literatur über den Gegenstand (OTRĘBSKI *Slavia occid.* XIX 23f., LOKRANTZ *Zeitschr.* XX 378f.) auseinander. Unter „früher dorsaler Palatalisierung“ versteht E. das, was sonst als „Baudouinsche“ oder „zweite“ (von BELIĆ als „dritte“) Palatalisation bezeichnet wird, welche Erscheinungen wie *-cc̣ -cca -cce mēsęc pēņędẓ* u. dgl. umfaßt. E. verteidigt hier seine These von früher: „die frühe dorsale Palatalisierung tritt bei *k g ch* nach *i*-Vokal auf, wenn ein *j* + hinterer Vokal folgt“. Demgegenüber hatte MILEWSKI die Meinung vertreten, diese Palatalisierung erscheine nach *i ī ē* (wenn dieses aus *ēn*) und vor hinteren Vokalen (ohne vorausgehendes *j*!). OTRĘBSKI hatte sie als Kompromiß morphologischer Natur betrachtet.

Diese Palatalisierung war bisher ein wunder Punkt der slavischen Lautlehre. Es wird heute nicht bestritten, daß sie andere Ursachen haben mußte als die Palatalisierung vom Typus *volci* „Wölfe“, *ręce* (Lok. Sg. von *ręka* „Hand“) — dies ist EKBLÖMS „späte dorsale Palatalisierung“ —, d. h. als der Wandel *k > c*, *g > dz* vor *ē i* aus **oi* (*ai*). Ebensowenig wird bestritten, daß hier das vorhergehende *ī/i* (= *i, e*) von Bedeutung war. Aber alles übrige ist rätselhaft, zumal es Fälle gibt, wo die Resultate bei scheinbar gleichen Bedingungen nicht dieselben sind, z. B. die Suffixe *-iḳz -vka*.

Die Lehre EKBLÖMS ist ziemlich einfach. Während er *-ckz* mit lit. *-ikas* verknüpft und beides aus idg. *-ikos* herleitet (so auch *-iḳz* und lit. *-ykas* aus idg.

-ikos), geht er für -*scb* (und lit. -*ikis*), im Anschluß an MIKLOSICH, BRUGMANN, MIKKOLA und KNUTSSON, von idg. -*ikjos* aus (ähnlich für -*ica* und lit. -*yké* von idg. -*ikjā*). E. stützt sich also auf das Litauische, wobei er lit. -*is* und -*é* auf ältere *ġ*-haltige Suffixe zurückführt. Hier ist nicht der Ort, die Beweise für die *j*-These vorzuführen, nur möchte ich sagen, daß sie mich vollständig überzeugt haben, was die angeführten Suffixe und die Feminina auf -*dza* anlangt. Ungemein glücklich ist ferner der — auch von MILEWSKI angenommene — Gedanke EKBLOMS, daß die Verba auf -*cati* -*dzati* -*sati* aus Imperativen (wo -*ci* < -*koi*, -*dzi* < -*goi*) hervorgewachsen sind; damit ist eine arge Störung aus der Welt geschafft. Diese Verba sind demnach analogische Bildungen und fallen also unter die Belege der späten dorsalen Palatalisierung. Somit scheiden hier Wörter aus, die nie ein *j* hatten und die daher vorm der Anerkennung der richtigen Lehre, die mit *kj gj* rechnet, im Wege standen.

MILEWSKI hatte E. vorgeworfen, nicht auf den Ursprung jener vorhergehenden *i* und *o* geachtet zu haben. EKBLOMS Antwort lautet, das sei bei seiner Lehre nicht nötig. Und damit hat E. recht; andernfalls müßte jene Palatalisierung in eine frühere Epoche verlegt werden und deren „Bedingungen“ würden dann etwas anders aussehen. E. beleuchtet die Wirkung von *i* und *o* als Phonetiker; auch diese Interpretation ist überzeugend und einfach.

Bis hierher ist die Sache verhältnismäßig durchsichtig. Schwierigkeiten ergeben sich an zwei Punkten: bei *ę* und bei *ch*. Was *ę* anbelangt, handelt es sich um 3 unzweifelhaft einheimische Wörter *jędza* „Krankheit“, *mėšęcb* „Mond“ und *zajęcb* „Hase“, ferner um folgende, wirklich oder angeblich entlehnte Wörter: *kėnędžb* „princeps“, *pėnędžb* „denarius“, *sklėdžb* „nummus“, *viųėdžb* „Held“, *koldėdžb* „Brunnen“, *retėdžb* „Kette“. Was *ch* anbelangt, gehörten hierher angeblich *všst* „all, ganz“ und -*smišati sę* „lachen“. Nur diese 2 Fälle! Sie sind allerdings höchst kontrovers.

Bei diesen Wörtern kommt es sehr auf die Etymologie an: ist sie falsch, dann bleibt der Streit aussichtslos. Nehmen wir zuerst den vermeintlichen Fall mit *s*: (*nasmišati* wird durch die oben angeführte Theorie erledigt!). Ist es nicht auffällig, daß es nur einen einzigen Fall mit *s* gibt? Bereits KNUTSSON nahm daran Anstoß, und mit Recht. Ich bin der Ansicht (Einzelheiten seien für ein anderes Mal aufgespart, hier soll alles nur ganz kurz angedeutet werden), *všst* gehöre nicht hieher. Es wird „entweder zu lit. *visas* oder ai. *viçvas*“ gestellt (KNUTSSON, Über die sogen. zweite Palat., Lund 1926, 64). Hält man es für urverwandt mit *visas*, dann ergeben sich die bekannten Schwierigkeiten, weil das Litauische keine entsprechenden *ġo*-Formen (*visġo*-) kennt. Die Forscher bemühen sich zwar redlich, das westslavisches *š* (Gen. *vššego*) gegenüber ostslav. *s* (*vššego*) lautgesetzlich zu erklären, doch ohne befriedigenden Erfolg. M. E. hat *všst* kein ursprüngliches *s*. Es ist urverwandt mit ai. *viçva*- „ds.“ (-*va*- hier nach *sarva*- „ds.“), d. h. es hat ein **k*. Beide Adjektiva haben einen merkwürdigen Ursprung: aus *vik*- „Großfamilie, Dorf“. Es ist von der Mehrzahl auszugehen: wie lat. *homines* das Adjektiv *omnes* und dann den Sing. *omnis* ergab (BRÉAL; neuerdings verteidigt von BRÖNDAL *Mélanges Pedersen* 1937, S. 260f.), so wechselte der Plur. *všsi* zu den „Adjektivalien“ hinüber: es wurde auf verschiedene Art in die Pronominalflexion hineingezwängt und schließlich wurde nach verschiedenen Mustern ein Sing. hinzugebildet. Selbstverständlich muß dann lit. *visas* als Entlehnung aus dem Slavischen betrachtet werden, was heutzutage, nach den Arbeiten A. SENNS

über den weitgehenden Einfluß des Slavischen auf das Litauische (z. B. in der Aspektfrage: Language XXV 402f.; bezüglich lit. *ie* für **oi* oder **ai*: Die Sprache I), nicht mehr befremden kann. Ist dem aber so, dann muß der Punkt *ch* > *s* aus den Erwägungen über die „frühe dorsale Palatalisierung“ verschwinden.

In der φ -Frage geht E. bei *zajęć męseć jędza* von η aus; er nimmt eine Entwicklung $\eta > \dot{\eta} > \varphi$ an, z. B. *męseć* < *mēsñkijos* (MILEWSKI geht von *ēn* aus: *mēs-ēn-kos*). Demgegenüber ergäbe idg. **en* + Konsonant unmittelbar φ (S. 28), ohne Zwischenstufe $\dot{\eta}$: *težb* < *tengijos*. Dabei wäre anzunehmen, daß die Palatalisierung hier noch während des Lautstandes *iⁿ* (*i*) eintrat; dies $\dot{\eta}$ würde sich erst nach stattgefundener Palatalisierung weiter zu φ entwickelt haben. Dem ist bezüglich *jędza* zuzustimmen, auch *kuning* > *kñędzb* läßt eine solche Auffassung zu. Aber bei *męseć zajęć* ist wegen der Stammbildung schwerlich an η zu denken. Schon der Umstand, daß es sich nur um 2 Wörter handelt, muß Zweifel wecken. Es drängt sich der Verdacht auf, hier liege etwas anderes vor als *-ñkijo-*. In Slavia XX 216 versuchte ich das *-ędzb* von ksl. *kladędzb* „Brunnen“ als einheimisch zu deuten, und zwar als durch Schwächung aus *-enęcb* entstanden. Wie *studenęcb* und *studenica* „ds.“ verschiedentlich geschwächt wurden, so unterlag auch das Synonym *koldenęcb* einer Reduktion: in *-enęcb* wurde *c* [ts] zu *dz* geschwächt und *ę* fiel aus. Ähnlich könnte man auch bei *męseć* von *-enęcb* ausgehen: *męse-* kommt von **mēs-en-*, dem entspricht der litauische Stamm *mēn-* (vgl. OTREBSKI op. c. 44), nur muß eine Fernversetzung *n-s* > *s-n* angenommen werden; dazu trat das deminutive *-ęcb* (deminutive Bezeichnungen des Mondes sind üblich und beliebt: č. *měsíček vyšel* „der Mond ging auf“ u. dgl.), nur ist dann *ę* geschwunden wie in *koldenęcb* > *koldędzb*. Zum Unterschied von *koldędzb* blieb hier *ts* unverändert. *Zajęć* ist nicht so klar wie *męseć*. KOŠTIÁLS Zusammenstellung (Južnosl. fil. III 71, s. KNUTSSON 106) von *zaj-* mit *zėjati* „gähnen“ (wegen der „gähnenden“ Oberlippe) ist bestechend; ich möchte ein **zējaj-* (daraus *zaj-* durch Haplologie *-bj-aj-* > *-aj-*) ansetzen, dazu *-enęcb*, wahrscheinlich von Wörtern wie *tel-en-ęcb* „Kalb“ u. dgl. herübergenommen. Demnach hätte η auch hier nie bestanden (ebensowenig wie das *ēn* MILEWSKIS). Beweisen kann ich es natürlich nicht; aber wenn das *ę* in *koldędzb* (und auch in Fällen wie *želęznę* „eisern“, vgl. lit. *geležinis*) ausfallen konnte, warum nicht auch in diesen zwei Fällen?

Was die *-ędzb*-Wörter anlangt, stimme ich OTREBSKI zu, daß nur *kñędzb* *pñędzb* *skłędzb* aus dem Germanischen stammen. Da sie im Germanischen auf bloßes *-ing* ausgehen, sucht sich E. mit der Annahme zu behelfen, die Palatalisierung habe zuerst im Lok. Sg. und Plur. stattgefunden und sich von da auf andere Kasus ausgedehnt; hier läge also die späte dorsale Palatalisierung vor, ein Fall wie die Verba auf *-dzati*. Mir will es scheinen, als könnte man bei der „frühen“ Palatalisierung bleiben, und zwar mit Hilfe folgender Annahme: wie die bedeutungsverwandten Namen germ. *kaisar* und *Karl* in die slavischen *jo*-Stämme überführt wurden (*čěsaręb*, *korlęb*), so konnte das auch mit *kuning* geschehen; *kñędzb* stellt somit ein **kuning-jo-s* dar. Ebenso *pñędzb* und *skłędzb*: hier möge auf das sinnverwandte *dinaręb* (aus *denar-ius*!) und ač. nč. *halěr* < *Hel-ler* verwiesen werden.

Die übrigen *ędzb*-Wörter halte ich (wieder mit OTREBSKI, bei etwas anderer Auffassung) für einheimisch. Über *koldędzb*, *Grudenęcb* > *Grudędzb* > p. *Grudzi-*

qdz „Graudenz“, ač. *robotěz* „Arbeiter“ (dies aus *robot-ěnъcb*) s. Slavia I. c. Ähnlich erkläre ich mir *vitědzь* aus **vitenъcb* (von *vitъ* „Anteil“, BRÜCKNER folgend). *Vertědzь* „Kette“ ist wiederum ein falsches Beispiel; es ist einheimisch: ursprünglich **vert-ęzъ* (pol. *dz* wird sekundär sein), *vert-* gehört zu *vrtěti* „drehen“ (so richtig MIKKOLA bei KIPARSKY Die gemein-slav. Lehnwörter aus dem Germ., Helsinki 1934, S. 263), *-ęzъ* ist die Wurzel von (*v*)*ęzati* „binden“; also „Drehband“; vgl. eine andere Form in ač. *vrtoviez* (belegt in den Stč. *Životy sv. Otců*, ed. Smetánka 1909) aus *vrtъ-vezъ*.

Sind die oben angedeuteten Erklärungen richtig, dann verringert sich das für die Frage in Betracht kommende Material und vereinfacht sich die Regel: sie hätte — im Anschluß an die EKBLOMSche Formulierung — so zu lauten: die frühe dors. Palat. tritt bei *k g* nach *i*-Vokal (*č i *ĭ*) auf, wenn ein *j* + hinterer Vokal folgt.

Wir haben bisher noch nicht die Fälle *bdza* „Leichtigkeit, Möglichkeit“, *stbdza* „Fußsteg“, *ĵedza* „Krankheit“ erwähnt. Auch hier stimme ich gern mit dem Autor überein, daß altertümliche Abstrakta auf *-ĵa* vorliegen (dieses Suffix ist *ĵa* bei Abstrakten von vornherein zu erwarten!), neben den Formen auf *-a* (*stbga*).

Für die absolute Zeitbestimmung der frühen dorsalen Palatalisierung haben wir vorläufig keine sicheren Anhaltspunkte. Als ziemlich unbestimmter Terminus post quem könnte der Abzug der Angeln und Sachsen nach Britannien (449) gelten: *stŷpica* „Radspeiche“ wurde ins Urgermanische noch als **stŷpikā* > *spikā* entlehnt (s. Slavia XX 204). Über den Terminus ante quem könnte uns wohl Prof. VASMER belehren (ich meine seine Untersuchungen der slavischen Ortsnamen in Griechenland).

Ein großer Vorzug der EKBLOMSchen Arbeit ist die ständige Rücksicht auf die phonetischen Prozesse und die relative Chronologie. Das Bild der Palatalisierung gewinnt an Klarheit durch den Hinweis auf die besondere Empfindlichkeit der velaren Konsonanten „wenn es sich um Palatalisierung handelt“ (5), ferner durch folgende Lehrmeinung EKBLOMS (16): „Die apikale (= erste) und die frühe dorsale Palatalisierung haben sicherlich ungefähr gleichzeitig begonnen, jedenfalls mit sehr geringem Zeitunterschied“ (? — V.M.).

Ich fasse zusammen: der Autor hat seine These im ganzen erfolgreich verteidigt. Wenn wir einige Wörter anders auffassen als E., so ist das nicht zum Schaden, sondern hoffentlich zum Nutzen seiner Lehre. Die slavische Sprachwissenschaft ist EKBLOM dafür dankbar, daß er nach glücklicher Beseitigung der größten Schwierigkeit (die Verba auf *-cati* etc.) dem rechten Verständnis den Weg geebnet hat.

Brno (Tschechoslowakei)

VÁCLAV MACHEK.

GEORGES BOŠKOVITCH: (D. BOŠKOVÍČ), L'art médiéval en Serbie et en Macédoine, Architectur et Sculpture religieuse, Jugoslavenska Knjiga, Beograd 1951. 116 S., 95 Abb.

Das schöne Büchlein des bekannten jugoslavischen Architekturforschers DORDE BOŠKOVÍČ gibt anschaulich an Hand von ausgezeichneten Aufnahmen eine konzentrierte Übersicht der wichtigsten Phasen der Entwicklung der jugo-

slavischen hauptsächlich serbischen und makedonischen mittelalterlichen Baukunst.

Von den ältesten architektonischen Baudenkmalern des IX.—XII. Jhs. hat sich nur das allerwenigste an zwei Stellen erhalten: in Makedonien an den Ufern von Ochrid und Prespa und am südlichen Küstengebiet der Adria.

Die ältesten Anlagen und zwar die Klosterkirche des Hl. Naum am Prespasee, die Vierpaßkirche in Gorica und eine Anlage, die kürzlich unter der Moschee Imaret in Ochrida entdeckt wurde, gehören nach BOŠKOVÍČ in die Zeit von Kyrills und Methods Schülern Kliment und Naum; sie stammen also aus dem Ende des IX., Anfang des X. Jhs., während die Achilleskirche auf der Insel Ail des Prespasees in der Regierungszeit des Zaren Samuel (893—927) um die Wende des X.—XI. Jhs. entstanden sein dürfte. Mit Recht wird die Entstehungszeit der Kirche in German auf dem östlichen Ufer des Prespasees, die in das Jahr 1006 verlegt wird, angezweifelt.

Jedenfalls haben wir es hier bereits mit drei Typen von Kirchenbauten zu tun, die für die ganze Architektur der Balkanländer grundlegend werden: Drei- paßanlagen, Basilika und Kreuzkuppelkirche.

Im südlichen Küstengebiet der Zeta stellt BOŠKOVÍČ in der vorromanischen Architektur dalmatinische Einwirkungen in den kleinen tonnengewölbten Anlagen, außer großen Basiliken (Sergius Bacchuskirche an der Bojana, Petruskirche bei Trebinje oder Michaelerkirche an der Prevlaka) fest. Die Spuren dieses adriatischen Typus finden wir angefangen von Dulcigno und Antivari in der Bocca di Cattaro bis Ston vor. Die Michaelerkirche in Ston bildet eines der schönsten Beispiele dieser „adriatischen“ Lisenenkirchen, die von einer Reihe kroatischer Forscher (BULIĆ, KARAMAN, ABRAMIĆ) verdienstvoll zusammenge stellt worden sind.¹⁾ Daß aber in diesen Gebieten auch östlich-byzantinische Einflüsse vorhanden sind, beweisen die Lukaskirche, die Kollegiatskirche in Cattaro und die Peterskirche bei Omiš, wo Kuppeln in die tonnenüberwölbten Anlagen eindringen.

Gegen Ende des XII. Jhs. entsteht gleichzeitig mit der politisch-staatlichen Entwicklung Rasziens eine originelle raszische Bauschule. Sie schwankt zwischen Byzanz, mit dem sie kirchlich verbunden ist, und dem Okzident, hauptsächlich Italien. Ein romanisch-byzantinischer, höchst origineller Baustil tritt uns in einer Reihe bedeutender Bauten dieser Gebiete entgegen, wie in der Gründung Stephan Nemanjas in Studenica, (um oder vor 1190), in der Krönungskirche von Žiža (1207—1220), in der Muttergotteskirche von Hvosno bei Peć, in Mileševa (1237), der Zentralkirche des Patriarchen in Peć, in Morača, Sopoćani (1270), Gradac, Arilje, Baska und den letzten Ausläufern dieser Richtung der Anlage von Dečani (1327—1335).

¹⁾ Vgl. EJNAR DYGGVE: Das Mausoleum von Marusinac und sein Fortleben, Bulletin de l'Institut Archéologique bulgare Bd. X. 1936, S. 228—237. Mit Recht werden von DYGGVE die unbegründeten Hypothesen J. STRZYGOWSKYS von dem Einfluß der nordischen Holzarchitektur auf die kroatischen Lisenenkirchen abgelehnt und das Fortleben der Tradition von Marusinac festgelegt. Aber auch das Anastasiusmausoleum in Marusinac muß nicht aus dem Orient stammen, wir besitzen auch in der antiken römischen Architektur Lisenenanlagen. (Vgl. Basilika in Trier, Halbsäulen Grabmal d. Bäckers Eurysaces in Rom, Tempel d. Fortuna Virilis usw.).

Im XIV. Jh. kommt es zu einem Vorstoß des großserbischen Reiches nach Süden. Makedonien wird dem serbischen Reich unter Miljutin und Dušan einverleibt. Eine neue Architektur ist im Entstehen begriffen, die sich von dem romanisch-byzantinischen Stil entfernt. Es sind im Gegensatz zu den einschiffigen Kuppelkirchen der Schule von Raszien ausgesprochene Kreuzkuppelkirchen, die nun in Erscheinung treten wie in der Klemenskirche von Ochrida, der Klosterkirche des Hl. Nikita bei Skoplje, in Lesново (erbaut vom Despoten Oliver) oder in dem Kloster Marko bei Skoplje. Reichere fünfkuppelige Anlagen treten in Staro-Nagoričino, (erneuert 1313) und Matejč auf. Eine der schönsten Bauten dieses Typus, die Anlage in Gračanica wird von Bošković einer Sondergruppe von Kosovo-Metohia zugezählt.

Die letzte bedeutende Epoche in der Geschichte der Architektur Serbiens bildet die Schule von Morava. Unter dem Druck der türkischen Eroberung verschiebt sich nun der ganze Mittelpunkt der Bauentwicklung nach dem Norden. Hier haben wir es mit einer Verbindung der älteren Schulen (Raszien, Makedonien) mit der dreipaßartigen Anlage der Athosklöster zu tun. Es gibt hier fünfkuppelige Anlagen wie in Ravanica (um 1380) oder Manassia (Anfang des XV. Jhs.) oder einkuppelige wie die Lazarica in Kruševac (1380), Rudenica, Kalenić oder Pavlovac.

Diese Anlagen zeichnen sich durch eine reiche farbige Außendekoration und flachen Reliefschmuck aus.

Nach der Eroberung Smederevos durch die Türken und nach der Aufhebung dieses letzten selbständigen Despotats im Jahre 1459 geht langsam die eigentliche Blütezeit der serbischen Architektur ihrem Ende entgegen. Die Bauten des XVI. und XVII. Jhs. schließen sich den alten Vorbildern an, ohne neue schöpferische Gebilde hervorzubringen.

In knapper Zusammenfassung entrollt sich vor unseren Augen an gut ausgewählten Beispielen aufgezeigt die reiche Entwicklung der serbischen Architektur. Man könnte vielleicht noch hinzufügen, daß Gesichtspunkte, welche das ganze Balkangebiet einschließlich Griechenland, die griechischen Inseln und Süditalien umfassen würden, die weiteren Zusammenhänge aufdecken könnten. So z. B. könnte der Typus von Studenica einerseits von den Kuppelbasiliken, die sich in Chios (Apostelkirche in Pyrgi, die Kirchenanlage in Krina, die Nea Moni) oder in Stanimaka (Bulgarien) befinden, andererseits mit der Anlage S. Giovanni in Stilo in Süditalien (vor allem Querarme, Einschiffigkeit, Kuppellösung) in Zusammenhang gebracht werden. Nichts destoweniger bildet die Anlage in Studenica eine durchaus originelle Lösung, die sich sowohl von den griechischen als bulgarischen Anlagen eben durch die romanische Wandbehandlung unterscheidet. Ebenso würde der Umschwung in der Architektur des XIV. Jhs. klar hervortreten, wenn der Zusammenhang mit der griechisch-byzantinischen Architektur stärker betont wäre. Durch den serbischen Vorstoß nach dem Süden tritt in der Kreuzkuppelkirche und in der farbigen (im Gegensatz zur plastisch-romanischen in Raszien) Behandlung der Wand der byzantinische Charakter in den Vordergrund.

Dem Verfasser ging es vor allem um die Würdigung der Bedeutung der serbischen und makedonischen Architektur — und sein Verdienst besteht in der anschaulichen Art dem Leser dieses Gebiet näher gebracht zu haben.

Graz.

W. SAS-ZALOZIECKY.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher

- Acta linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae* Bd. I, Heft 1, Budapest, Magyar Tud. Akadémia 1951, 8°, 248 S.
- American Bibliography for 1951*. New York 1952, 8°, 114 S. (= Publications of the modern Language-Association of America Bd. 67).
- Antologija belorusskoj poezii*. Moskau, Gos. Izd. Chud. Lit. 1952, 8°, 562 S.
- Antologija na makedonskata lirika*. Belgrad, Jugoslov. Kniga 1951, 8°, 214 S.
- ASTACHOVA, A. *Byliny severa*, Bd. 2, Moskau-Leningrad, Izd. Akad. Nauk 1951, 8°, 847 S. (Materialy rukopisnogo chranilišča sektora fol'klora II).
- Årsbok 1948—1949*, Slaviska Institutet vid Lunds Universitet, Lund 1951, 8°, 186 S.
- BACKVIS Cl. *Le dramaturge St. Wyspiański*. Paris, Presses Universitaires 1952, 8°, 387 S. (= Travaux de la Fac. de Philos. et Lettres, Univ. Libre de Bruxelles 1952).
- BADECKI, K., *Polska fraszka mieszczkańska*, Krakau, PAU 1948, 8°, XXXVIII + 434 S. (= PAU, Biblioteka Pisarzów Polskich Nr. 88).
- BANDTKIE, J. *Wiadomości o języku polskim w Śląsku i o polskich ślązakach*, Breslau 1952, 8°, 58 S. (Orbis Polonicus. Wyd. Wrocławskiego Tow. Nauk. i Polskiego Tow. Geograf. Nr. 1).
- BART-ČIŠINSKI, J. *Wubrana zbirka basni*. Berlin/Leipzig, Volk und Wissen 1951, 8°, 364 S.
- BARVIŇSKYJ, B. *Nazva „Ukrajina“ na Zakarpatti*. Winnipeg 1952, 8°, 16 S. (= Onomastica 4).
- BATTISTI, C.-ALESSIO, G. *Dizionario etimologico italiano*. Bd. 3, Nr. 4—6, Florenz 1951, 8°, 1941 — 2276 S.
- BELIĆ, A. *Savremeni srpskohrvatski književni jezik*. I. Glasovi i akcenat. Belgrad 1951, 8°, 180 S.
- BESTUŽEVY. *Vospominanija*. Hgb. M. Azadovskij. Moskau—Leningrad, Akad. 1951, 8°, 891 S.
- Bibliographie linguistique de l'année 1949*. Utrecht-Antwerpen, Spectrum 1951, 8°, XXIV + 283 S. (= Comité Intern. Permanent de Lingu.).
- BILMANIS, ALFR. *A history of Latvia*. Princeton, Univ. Press 1951, 8°, XII + 441 S.
- BLAGOJ, D. *Istorija ruskoj literatury XVIII veka*. 2. Aufl., Moskau, Gosizdat. 1951, 8°, 686 S.
- BORLAND, H. *Soviet literary theory and practice during the first Five-Year Plan 1928—32*. New York, King's Crown Press 1950, 8°, XI + 256 S.
- BOTKINA, A. P. M. *Tret'jakov v žizni i iskusstve*. Moskau, Izd. Gosud. Tret'jakovskoj Gallerei 1951, 8°, 309 S.
- BRABEC, I., HRASTE, M., ŽIVKOVIĆ, S. *Gramatika hrvatskoga ili srpskog jezika*. Zagreb „Školska Knjiga“ 1952, 8°, 296 S.
- BRÄUER, H. *Der persönliche Agens beim Passiv im Altbulgarischen*. Wiesbaden 1952, 8°, 95 S. (= Akad. d. Wiss. u. d. Lit. Mainz, Abhandl. d. Geistes- u. Sozialwiss. Klasse Jahrg. 1952, Nr. 3).
- BROCH, O. *Fonetikk og sentralnervesystem*. Norsk Tidsskr. for Sprogvidenskap Bd. 16 (1951) S. 301—327.

- BRÜCKNER, A. Literatura polska od jej początków. Hgb. St. LAM, 2. Aufl. Paris, Ks. Polska o. J., 8^o, 318 S.
- COOPER, M. Russian Opera. London, Parrish 1951, 8^o, 65 S. (The World of Music).
- CZAPLIŃSKI, W. Polska a Prusy i Brandenburgia za Władysława IV. Breslau, 1947, 8^o, 282 S. (= Prace Wrocławskiego Towarzystwa Naukowego, Serie A, Nr. 6).
- ČIŽEVSKY, D. A bibliography of the publications of Dr. Dm. Čiževsky, Cambridge Mass. 1952, 4^o, S. 1—15.
- DAVIDSSON, C. Der alttschechische Wittenberger Psalter und sein Verhältnis zu den mittelalterlichen deutschen Psalterübersetzungen. Uppsala, Almqvist 1952, 8^o, 111 S. (= Publications de l'Institut Slave d'Upsal Nr. 5).
- DEMENT'EV, A., NAUMOV, E., PLOTKIN, L., Russkaja sovetskaja literatura, Leningrad-Moskau, 1951, 439 S.
- ĐILAS, M. Legenda o Njegošu. Belgrad, Kultura 1952, 8^o, 218 S.
- DMITRIJEVA, N. Moskovskoje učilišče živopisi, vajanija i zodčestva, Moskau 1951, 8^o, 171 S.
- DOBROLJUBOV, N. Sobranie sočinenij. Bd. 1 u. 2. Moskau, 1950—52, 8^o, 727 + 743 S.
- DÖLGER, FR. Ein Fall slavischer Ansiedlung im Hinterland von Thessalonike im 10. Jhdt. Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Klasse 1952 Nr. 1, S. 1—28.
- DOROSZEWSKI, W. Rozmowy o języku, Nr. 1—3, Warschau-Krakau 1951, 8^o, 234 + 266 + 343 S.
- DUNIN-WASOWICZ, K. Czasopiśmiennictwo ludowe w Galicji. Breslau, Zakład Ossolińskich 1952, 8^o, 299 S. (= Inst. Badań Literackich, Studia historycznoliterackie, Bd. 15).
- ĐURKOVIĆ-JAKŠIĆ, Lj. Bibliografija o Njegošu. Belgrad, Prosveta 1951, 8^o, 276 S.
- Enciklopedija, Bol'saja Sovetskaja* 2. Aufl., Moskau 1951—52, 8^o, Bd. 8—11, *vibrafon-golub'*, 645 + 619 + 615 + 642 S.
- FABRE, J. Stanislas-Auguste Poniatowski et l'Europe des lumières, Paris 1952, 8^o, III + 746 S. (= Collection historique de l'Institut d'études slaves Nr. 16).
- FALK, K. O. Dneprforsarnas namn i Kejsar Konstantin VII Porfyrogenetos „de Administrando Imperio“. Lund, Gleerup 1951, 8^o, 304 S. (= Lunds Universitets Årsskrift N. F. Av 1, Bd. 46. Nr. 4).
- FALKENHAHN V. — ZIELKE W. Lehrbuch der polnischen Sprache, Teil 1, Berlin-Leipzig, Volk u. Wissen 1951, 8^o, 266 S.
- Finnisch-ugrische Forschungen*, Bd. 30, Heft 1—3, Helsinki 1949—51, 389 + 45 S.
- FLORYAN, W. Forma poetycka „Pieśni“ Jana Kochanowskiego wobec kierunków liryki renesansowej. Breslau 1948, 8^o, 175 S. (= Prace Wrocł. Tow. Nauk. Ser. A Nr. 18).
- FOKOS-FUCHS, D. Volksdichtung der Komi (Syrjänen), Budapest, Akad. Kiadó 1951, 8^o, 472 S.
- FOMIČEVA, Z., A. G. Venecianov pedagog, Moskau, Izd. Akad. Chudožestv SSSR 1952, 8^o, 141 S.
- FRČEK, J. Zádonština, Prag, Orbis 1948, 8^o, 259 S. (Práce Slovanského Ústavu v Praze Bd. 18).
- FRIEDRICH, J. Hethitisches Wörterbuch, Lief. 1. (*A-kalutiya*-), Heidelberg. Winter 1952, 8^o, S. 1—96.
- FYLPOVYČ, P., Ukrajinška stychija v tvorčosty Gogolja. Winnipeg 1952, 8^o, 31 S. (= Slavistica 13).
- GLINKA, F. Stichtovorenija. Leningrad 1951, 8^o, 322 S. (= Bibl. Poeta, Malaja serija).

- N. V. Gogol' o *literature*. Moskau 1952, 8^o, 330 S.
- GOR'KIJ, M. Sobranije sočinenij. Bd. 13—19, Moskau 1951/52, 8^o, 645 + 334 + 432 + 600 + 494 + 440 + 545 S.
- GRODECKI, R. Księga Henrykowska. Posen-Breslau, Inst. Zachodni 1949, 8^o, 434 S. (Bibl. Tekstów Historycznych, Bd. 2).
- GVOZDEV, A. Očerki po stilistike ruskogo jazyka, Moskau, 1952, 8^o, 335 S.
- HABERLANDT, A. 60 Jahre vergleichende Bauernhausforschung im Rahmen der Anthropol. Gesellschaft in Wien, Festgabe zum IV. Intern. Kongress für Anthropologie, Wien 1952 S. 22—33.
- HOFMANN, J. B. Etymologisches Wörterbuch des Griechischen. München, Oldenbourg 1950, 8^o, 433 S.
- HOLUB, J. — KOPEČNÝ, Fr. Etymologický slovník jazyka českého. Prag, Státní Nakladatelství 1952, 8^o, 575 S.
- Hrvatske narodne pjesme i plesovi* Lief. I. Zagreb, Seljačka Sloga 1951, 4^o, 284 S.
- Istoričeskiye pesni*, hgb. L. Šeptaev. Leningrad 1951, 16^o, 435 S. (=Bibl. Poeta, Malaja serija).
- Istorija ruskoj architektury* Moskau, Gosud. Izdat. 1951, 4^o, VIII + 462 S.
- IVAN GROZNYJ. Poslanija. Hgb. V. Adrianova-Perete, Moskau-Leningrad Akad. 1951, 8^o, 715 S.
- JACÓBCZYK, W. Studia nad dziejami Wielkopolski w XIX w., Bd. 1. Posen, 1951, 8^o, 206 S. (Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk, Prace Komisji Historycznej, Bd. 16, N. 2).
- JAKKSON, R. The Archetype of the first edition of the Igor Tale. Harvard Library Bulletin Bd. 6 (1952), S. 5—13.
- JAKUBOWSKI, J. Z dziejów naturalizmu w Polsce, Breslau, Zakł. Ossolińskich 1951, 8^o, 140 S.
- JAKUŠKIN, I. Zapiski, statji, pis'ma, Moskau, Akad. 1951, 8^o, 737 S.
- JATZWAUK, J. Sorbische (Wendische) Bibliographie, 2. Aufl. Berlin, Akad. Verlag 1952, 8^o, XX + 500 S. (= Ber. üb. d. Verhandl. d. Sächs. Akad. d. Wiss., Philolog.-hist. Kl. Bd. 98, Nr. 3).
- JODŁOWSKI, St. — TASZYCKI, W. Słownik ortograficzny i prawidła pisowni polskiej, 2. Aufl., Breslau, Zakład Ossolińskich 1951, 8^o, 660 S.
- JOVANOVIĆ, Z. J. Pevanija, Bd. 1—4, Belgrad, 8^o, LXXIII + 2058 S.
- KANDUTH-OŠTRIĆ E. Serbo-Kroatisch. Mit Vorwort von H. F. Schmid. Graz, Kienreich 1947, 8^o, 288 + 16 S.
- KANNISTO A. Wogulische Volksdichtung. Hgb. M. LIIMOLA, Helsinki 1951, 8^o, XLII + 483 S. (= Mémoires de la Soc. Finn. Ougr. Nr. 101).
- KIRKCONNELL, W., Common English Loanwords in East European Languages. Winnipeg 1952, 8^o, 20 S. (= Slavistica 14).
- KLOSTERMANN, R. A. Die slavische Überlieferung der Makariussschriften, Göteborg, Wettergren & Kerbers 1950, 8^o, 56 S. (= Göteborgs Kgl. Vetenskaps-och Vitterhets-Samhälles Handlingar, Sjätte Följden, Ser. A, Bd. 4, Nr. 3).
- KOLJADENKOV, M. — CYGANOV, N. Erzsiansko-russkij slovar', Moskau, 1949, 8^o, 292 S. (= Mordovskij Naučno-Issled. Inst. Jaz., Lit. i Ist. pri Sovete Minist. Mordovskoj ASSR).
- KOSCHMEDEDER, E., Die ältesten Novgoroder Hirmologien-Fragmente. I. München 1952, 4^o, 317 S. (= Abh. d. Bayerisch. Akad. d. Wissensch. Philos.-hist. Kl., N. F. Heft 35).

- KOTLJAREVSKYJ, I. *Tvory*, Kiev 1948, 8°, 213 S.
- KRAHE, H. *Sprachverwandtschaft im alten Europa*. Heidelberg, Winter 1951, 8°, 30 S.
- KRIDL, M. Adam Mickiewicz, poet of Poland. New York, Columbia Univ. Press 1951, 8°, XII + 292 S.
- KRUŽKOV, V. *Mirovozrenije N. A. Dobroljubova*, Moskau. 1952, 8°, 578 S. (= Akad. Nauk SSSR, Inst. Filosofii).
- KUBACKI, W. *Monacho-Machia przed sądem potomności*. Warschau, Książka i Wiedza 1951, 8°, 81 S.
- Kultur und Sprache*. Hgb. W. Koppers, R. Heine-Geldern, J. Haekel, Wien Inst. f. Völkerkunde 1952, 8°, 511 S.
- KURDYBACHA, Ł. *Oblicze społeczne literatury XVII wieku i czasów saskich*, Kattowitz, Czytelnik 1951, 8°, 84 S. (= Wiedza Powszechna).
- KURYLOWICZ, J. *L'accentuation des langues indoeuropéennes*, Krakau Akad. 1952, 8°, 527 S. (= Prace Komisji Językowej Nr. 37).
- KUZNECOV, P. *Russkaja dialektologija*, Moskau, 1951, 8°, 139 S.
- LATKOVIĆ, V. *Savremenici o Njegošu*. Belgrad, Novo Pokolenje 1951, 8°, 236 S. (= Naša Domovina Nr. 3).
- LAVRIN, J. *Nikolai Gogol*. London, Sylvan Press 1951, 8°, 174 S.
- LEHR-SPEAWIŃSKI, T. *Język polski*, 2. Aufl. Warschau, Arct 1951, 8°, 514 S. (Biblioteka Wiedzy o Polsce, Bd. 2).
- LEHR-SPEAWIŃSKI, T. *Plemiona słowiańskie nad Łabą i Odrą w wiekach średnich*, 2. Aufl., Kattowitz-Breslau 1947, 8°, 30 S. (= Bibl. Słowiańska 4).
- LINDSTROM, TH. *Tolstoi en France*, Paris, 1952, 8°, 172 S. (= Bibl. de l'Inst. Français de Léningrad, contin. par la Bibl. Russe de l'Inst. d'Étud. Slav. Bd. 25).
- Linguistica Slovaca* Bd. 4—6, Bratislava, Akad. 1946—48, 8°, 442 S.
- Literaturnoje nasledstvo* Bd. 58, Moskau, Akad. 1952, 8°, 1055 S.
- Ljetopis Jugoslav. Akad. Znanosti i Umjetnosti* 1946—1948, Bd. 55, Zagreb 1949, 8°, 242 S.
- LO GATTO, E. *Storia del Teatro Russo*, Bd. 1—2, Florenz, Sansoni 1952, 8°, S. VIII + 628 + 645.
- LUDAT, H. *Ostsee und Mare Balticum*. Zeitschr. f. schlesw.-holsteinische Geschichte Bd. 76 (1952) S. 1—29.
- MACEINA, A. *Der Großinquisitor, geschichtsphilosophische Deutung*. Heidelberg, Kerle 1952, 8°, 340 S.
- MAGARSHACK, D. *Chekhov the dramatist*. London, Lehmann 1952, 8°, 301 S.
- MAJEWSKI, K. *Importy rzymskie na ziemiach słowiańskich*, Breslau, 1949, 8°, 216 S. + 18 Taf. (Prace Wrocł. Tow. Nauk. Serie A, Nr. 13).
- MAKAROV, V. *Chudožestvennoje nasledije M. V. Lomonosova*. Mozaiki. Moskau-Leningrad Akad. 1950, 8°, 311 S.
- MALECZYŃSKA, E. *Spółczesność polskie pierwszej połowy XV wieku*. Breslau, 1947, 8°, 163 S. (Prace Wrocł. Tow. Nauk. Serie A, Nr. 5).
- MALECZYŃSKI, K. *W sprawie autentyczności Bulli Gnieźnieńskiej z roku 1136*, Breslau, 1947, 8°, 28 S. (Prace Wrocł. Tow. Nauk. Serie A, Nr. 2).
- MAROUZEAU, J. *Lexique de la terminologie linguistique*, 3. verbess. Aufl. Paris, Geuthner 1951, 8° XII + 265 S.
- Materiały do dziejów nowożytnych ziem zachodnich* Bd. 1—3, Posen-Breslau, Inst. Zachodni 1950/51, 8°, XXVI + 120 S. + 24 Tab. u. Kart.; XLVIII + 358 S.; XLIV + 247 S.
- MAUROIS, A. *Tourguéniev*. Paris, Talandier 1952, 8°, 253 S.

- MENSHUTKIN, B. *Russia's Lomonosov*. Princeton, Univ. Press 1952, 8°, VIII + 208 S.
- MIKULSKI, T. *Nad tekstami Kniaznina*. I. Breslau 1947, 8°, 60 S. (Prace Wrocł. Tow. Nauk. Ser. A Nr. 3).
- MOČUL'SKIJ, K. *Dostojevskij*, Paris, Ymca-Press 1947, 8°, 561 S.
- MOČUL'SKIJ, K. *Vladimir Solov'jev*. Paris, Ymca-Press 1951, 8°, 268 S.
- MUNKÁCSI, B. *Volksbräuche und Volksdichtung der Wotjaken*, hgb. D. R. FUCHS, Helsinki 1952, 8°, XXXVII + 715 S. (= Mémoires de la Soc. Finn. Ougr. Nr. 102).
- NASONOV, A. *Russkaja Zemlja i obrazovanije territorii drevne-russkogo gosudarstva*. Moskau, Akad. 1951, 8°, 261 S.
- Nekrasovskij sbornik. I.* Moskau-Leningrad Akad. 1951, 8°, 274 S.
- NEUSTUPNÝ, J. *Vorgeschichte der Lausitz*. Berlin/Leipzig, Volk u. Wissen 1951, 8°, 140 S., 12 Tafeln + 1 Karte.
- NOLDE, B. *La formation de l'empire Russe*. Bd. 1. Paris 1952, 8°, XII + 296 S. (= Collection historique de l'Institut Slave Nr. 15).
- NOVIKOV, N. *Izbrannye sočinenija*. Moskau-Leningrad, 1951, 8°, XL + 744 S.
- NOVIKOV N. I., *Satiričeskije žurnaly*, Moskau-Leningrad, Akad. 1951, 8°, 616 S.
- NOVOTNÝ, M., *Rok Jana Nerudy*, Prag, Melantrich 1952, 8°, 274 S.
- NOVOTNÝ M., *Život Boženy Němcové*, Bd. 1—2. Prag, Spisovatel 1951, 8°. 391 S. + 20 Taf. + 388 S.
- NOWAK-NJECHORŃSKI, M. *Nowy serbski zemjepisny słownišk*. Bautzen, Domowina 1951, 8°, 86 S.
- OŽEGOV S., OBNORSKIJ, S. *Slovar' russkogo jazyka* 2. Aufl., Moskau, Gos. Izdat. 1952, 8°, 848 S.
- Onoma*, Bulletin d'information et de bibliographie du Comité Internat. des Sciences Onomastiques, hgb. H. J. van de Wijer, Louvain (Löwen) Bd. 1—2. 1950, 8°, 54 + 87 S.
- Opisanije rukopisej i izobrazitel'nych materialov Puškinskogo Doma I.* N. V. Gogol', Moskau-Leningrad 1951, 8°, 133 S.
- Oxford Slavonic Papers*. Hgb. S. Konovalov. Bd. 2, Oxford, Clarendon 1951, 8°, 144 S.
- Pamiętnik literacki*. Bd. 42 Nr. 1—2. Warschau-Breslau 1951, 8°, 620 S.
- PETKOVIĆ, M. *Dubrovačke maskerate*. Belgrad, Akad. 1950, 8°, 178 S. (= Posebna izdan. Bd. 166, Odelj. Lit. i Jezika, Bd. 1).
- PIGOŃ, Sr. *Studia literackie*. Krakau, Kot 1951, 8°, 301 S. (= Bibl. Naukowa Nr. 16).
- Popis Izdanja Jugoslavenske Akad. Znanosti i Umjetnosti 1867—1950*. Zagreb 1951, 8°, 521 S.
- Posoškov, I. *Kniga o skudosti i bogatstve i drugije sočinenija*. Moskau, Akad. 1951, 8°, 409 S.
- Prace Polonistyczne* Bd. 6—8, Breslau-Łódź, Zakład Ossolińskich 1948-51, 8°, 327 + 299 + 335 + 400 S. (= Towarzystwo literackie im. Adama Mickiewicza Oddział w Łodzi).
- PRAŽÁK, A. *Dějiny slovenské literatury*. Prag, Melantrich 1950, 8°, 376 S.
- PREOBRAŽENSKIJ, A. G. *Etymological Dictionary of the Russian language*. New York, Columbia Univ. Press 1951, 8°, XXX + 674 + V + 416 + 144 S. (= Columbia Slavic Studies).
- PREŠEREN, F. *Pesmi*. Belgrad, Jugoslov. Knjiga 1951, 4°, C + 265 S.
- PROĐANOVIĆ, J. *Antologija narodnih pripovedaka*. Belgrad 1951, 8°, 459 S. (= Srpska Književna Zadruga).
- PRYTKOV, V. *Čechov i Levitan*. Mos-

- kau, Izd. Gosud. Tret'jak. Gall. 1948, 16°, 45 S. u. 20 Taf.
- Rad Jugoslavenske Akad. Znanosti i Umjetnosti* Bd. 283, Zagreb 1951, 8°, 318 S., 9 Karten.
- ROSPOND, ST. Słownik nazw geograficznych Polski Zachodniej i Północnej, T. I, Breslau-Warschau 1951, 8°, LII + 418 S. (= Polskie Tow. Geograficzne).
- ROSPOND, ST. *Studia nad językiem polskim 16. wieku*. Breslau, Tow. Naukowe 1949, 8°, 533 S.
- RUDNYČKYJ, JA., *Nazvy „Halyčyna“ j „Volyn“*. Winnipeg 1952, 8°, 32 S. (= Onomastica 3).
- RUDNYČKYJ, JA., *Slavistica Canadiana* a. D. 1951. Winnipeg 1952, 8°, 16 S. (= Slavistica 15).
- Russko-čuvašskij slovar'*. Moskau, 1951, 8°, 896 S. (= Čuvašskij Naučno-Issled. Inst. jazyka, lit. i ist. pri Sovet. Minist. Čuvaškoj ASSR).
- SCHMID, H. F. *Die gegenwärtige Rechtslage der morgenländischen (orthodoxen) Kirche in Osteuropa*, Österr. Archiv für Kirchenrecht Bd. 1 Nr. 2 (1951) S. 1—46.
- SCHWARZ, E., *Goten, Nordgermanen und Angelsachsen*, Bern, A. Francke 1951, 8°, 277 S.
- SELIŠČEV, A. M. *Staroslavjanskij Jazyk*. Bd. I u. 2. Moskau, Učpedgiz 1952, 8°, 336 + 206 S.
- SETSCHKAREFF, VS. *Die Dichtung Gunduličs und ihr poetischer Stil*. Bonn a. Rh., Athenaeum 1952, 8°, 167 S.
- SIENKIEWICZ, H. *Dzieła*, Bd. 45 u. 46, Warschau 1951, 8°, 317 + 224 S.
- Slavjanskij fol'klor*. Moskau Akad. 1951, 8°, 362 S. (= Trudy Inst. Etnograf. im. N. Miklucho-Maklaja, N. S., Bd. 13).
- SŁAWSKI, FR. *Słownik etymologiczny języka polskiego*, Lief. 1: *A bis czar*. Krakau, Tow. Miłośn. Jęz. Polskiego 1952, 8°, S. 1—112.
- SOBIERAJSKI, Z. *Elementy gwarowe w utworach Kasprowicza, Posen*, 1950, 8°, 26 S. (= *Wyd. Filol.-Filoz. Prace Komisji Filol.* Bd. 13 Nr. 2).
- Sovjetskaja etnografija*. Moskau-Leningrad, Akad. 1952, Nr. 1—2, 8°, 232 + 232 S.
- Sovjetskaja literatura*. Moskau, 1952, 8°, 510 S.
- STRAKHOVSKY, L. *A handbook of slavic studies*, Cambridge-Mass., Harvard-Univ. Press 1949, 8°, XXI + 753 S.
- STRUVE, G. *Russkij jevropcej* (P. B. Kozlovskij). San Franzisko 1950, 8°, IV + 164 S.
- Südost-Forschungen*. Im Auftrage des Südostinstituts München hgb. FRITZ VALJAVEC. Bd. 11 (1946/52) München, R. Oldenbourg, 1952, 4°, 311 S.
- SUMNER, B. *Peter the Great and the Emergence of Russia*, London, English Univ. Press 1950, 8°, VIII + 216 S. (Teach Yourself History).
- ŠACHMATOV A. A. *Iz trudov po sovremennomu russkomu jazyku*. Moskau, 1952, 8°, 271 S.
- ŠČEDRIN, N. (M. E. SALTYKOV). *Sobranije sočinenij*, Moskau, Bd. 11 + 12, 1951, 8°, 462 + 461 S.
- ŠČIPANOV, I. *Izbrannyje social'no-političeskije i filosofskije proizvedenija dekabristov*. Bd. I, Moskau, 1951, 8°, 731 S.
- ŠERECH, JU., *Kost'. Mychal'čuk*. Winnipeg 1952, 8°, 39 S. (= *Ukrajn'ski včeni* 3).
- ŠERECH, JU., *Participium universale im Slavischen*. Winnipeg 1953, 44 S. (= Slavistica 16).
- ŠERECH, J. *Probleme der Bildung des Zahlwortes als Redeteil in den slavischen Sprachen*. Lund 1952, 8°, 171 S. (= *Lunds Universitets Årsskrift N. F. Avd. 1* Bd. 48 Nr. 2).

- ŠMILAUER, V. *Novočeská skladba*, Prag 1947, 8°, 472 S.
- ŠWELA, B. *Grammatik der niedersorbischen Sprache*, 2. Aufl. Hgb. F. Mětsšk, Bautzen, Domowina 1952, 8°, XV + 107 S.
- TOKARSKI, J. *Czasowniki polskie*. Warschau, Aret 1951, 8°, 288 S.
- TOLSTOJ, A. N. *Izbrannyje sočinenija*. Bd. 1—5, Moskau, Sov. Pisatel' 1950/52, 8°, 823 + 840 + 613 + 660 + 805 S.
- TOLSTOJ, L. N. *Sobranije sočinenij*. Bd. 8, Moskau 1952, 8°, 461 S.
- L. N. TOLSTOJ v rusckoj kritike, 2. Aufl., Moskau, 1952, 8°, 679 S.
- TRÁVNÍČEK, F. *Slovník jazyka českého* Prag, 1952, 4. Aufl., 8°, XV + 1801 Seiten.
- TRÁVNÍČEK, F. *Mluvnice spisovné češtiny*, 2 Bde., Prag, 1951, 8°, 1497 S.
- TROYAT, H. *L'étrange destin de Lermontov*. Paris, Plon 1952, 8°, II + 281 S.
- Twórczość*, Miesięcznik związku literatów polskich. Warschau, Czytelnik 1952, 8°, Jahrg. 8 (1952) Nr. 1—12, 191 + 191 + 191 + 199 + 255 + 207 + 223 + 223 + 215 + 223 + 223 + 223 S.
- Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart*. Jg. 1 Nr. 4, München 1952, 8°, 48 S.
- UŁASZYN, H. *Znaczenie nazw Wielkopolska i Małopolska*. Łódź 1950, 8°, 40 S. (= Łódzkie Towarzystwo Naukowe, Wydział I, Nr. 9).
- UŁASZYN, H. *Język złodziejski*, Łódź 1951, 8°, 90 S. (= Łódzkie Towarzystwo Naukowe, Wydział I, Nr. 11).
- URBAŃCZYK, ST. *Z dawnych stosunków językowych polskoczeskich*, Bd. I, *Biblia królowej Zofii a staroczeskie przekłady pisma św.*, Krakau, PAU 1946, 8°, 183 S. (= PAU Rozprawy Wyd. Filolog. Bd. 67 Nr. 2).
- VAILLANT, A. *Le livre des secrets d'Hénoch*, Paris 1952, 8° XXVI + 128 S. (= Textes publ. par l'Inst. d. études slaves Nr. 4).
- VETULANI, A., ROMAN, ST. *Średnio-wieczny Ruski przekład statutów ziemskich Kazimierza Wielkiego i Władysława Jagiełły*, Breslau, 1950, 8°, 94 S. (Prace Wrocławsk. Tow. Nauk. Serie A, Nr. 39).
- VINOGRADOV, V., ISTRINA, E., BARCHUDAROV, S. *Grammatika russkogo jazyka I*, Moskau, Akademie 1952, 8°, 720 S.
- VLČEK, J. *Dějiny české literatury*. Bd. 1 u. 2, Prag, 1951, 8°, 653 + 577 S.
- VOJEVODIN, V. *Povest' o Puškine*. Leningrad 1949, 8°, 160 S.
- VOLKOV, A. M. *Gor'kij i literaturnoje dviženije konca XIX i načala XX veka*, Moskau, 1951, 8°, 531 S.
- VOLM, M., W. A. Zhukovskiï als Übersetzer. IV. Hebel — Zhukovskiï. University of Virginia 1950, 4°, 167 S.
- WAGNER, HEINR. *Zur Herkunft der ē-Verba in den indogerman. Sprachen*, Diss. Zürich 1950, 8°, VI + 75 S.
- WEHRLI, M. *Allgemeine Literaturwissenschaft*. Bern, Francke 1951, 8°, 168 S. (= Wiss. Forschungsber., Geisteswiss. Reihe, Bd. 3).
- M. WEINGART-J. KURZ. *Textykestudiu jazyka a písemnictví staroslověnského*. Prag, 1949, 8°, 237 S.
- ZAJĄCZKOWSKI, A. *Glosy tureckie w zabytkach staropolskich I*. Katechizacja turecka Jana Herbiniusa, Breslau 1948, 8°, 76 S. (Prace Wrocławskiego Tow. Nauk. Ser. A Nr. 17).
- ZAJĄCZKOWSKI, A. *Związki językowe połowiecko-słowiańskie*. Breslau

- 1949, 8°, 74 S. (Prace Wrocławskiego Tow. Nauk. Ser. A Nr. 34).
- ZAWADOWSKI, L. Rzeczywisty i pozorny wpływ kontekstu na znaczenie. Breslau 1951, 8°, 18 S. (Sprawozdania Wrocławskiego Tow. Nauk. 4, 1949 — Dodatek 2).
- Zbornik radova* Bd. 4, Belgrad 1950, 8°, 315 S. + 20 Taf. (= Srpska Akad. Nauka, Etnografski Institut, Bd. 1).
- Zeszyty Wrocławskie*, Kwartalnik Krytyczno-literacki, Jg. 4, Nr. 1—4, Breslau 1950, 8° 218 + 274 S. Jahrg. 5, ebda 1951, Nr. 1—2, 264 + 190 S.
- ZORANIĆ, P. Planine, Venetia 1569 (Phototypie), 8°, 77 S.
- ŽUKOVSKIJ, V. Stichotvorenija. Leningrad 1952, 8°, XLVIII + 341 S. (= Bibl. Poeta, Malaja serija, 2. Aufl.)



Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001394847



II 29302/22/1954/1